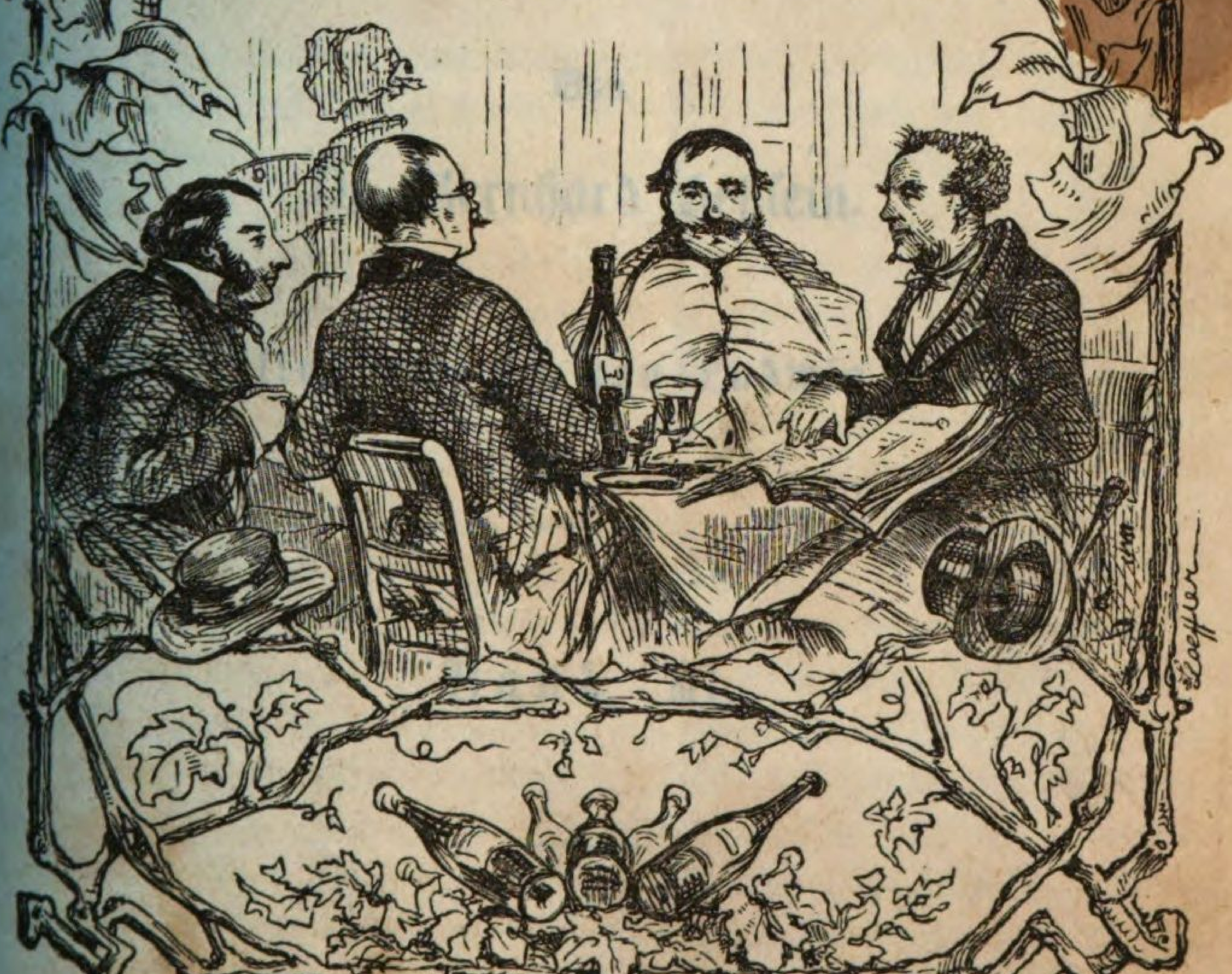
Berliner Pickwickier

Fahrten und Abenthener
Berliner Junggesellen bei ihren Kreuz- und Querzügen durch das moderne Babylon.

Von

Dr. Bernhard Hesslein.

Mit Illustrationen von Ludwig Löffler.



Band III.

Verlag von Adolph Stubenrauch u. Co.

Berlin 1854.

Berliner Pickwickier.

Fahrten und Abentheuer

Berliner Junggesellen bei ihren Kreuz- und Querzügen durch das moderne Babylon.

Von

Dr. Bernhard Heßlein.

Mit Illustrationen von Ludwig Löffler.

Band III.

Verlag von Adolph Stubenrauch & Comp.

Berlin 1854.

Fünftes Buch.

Erstes Kapitel.

Allegorien.

Es war ein schöner Sommermorgen. Die Riesenstadt begann sich zu regen. Die Nachtwächter hatten aufgehört zu pfeifen und der Kuckuck begann zu schreien. Die Häuser gähnten noch im halben Schlummer und sperrten ihre Rachen auf, um eine ganze Legion von Milchhändlern und Bäckern zu verschlingen, welche herbeigekommen waren, um das erwachende Stadtungeheuer zu speisen und zu tränken. Munter zwitscherten die Vögel, knarrten die Kaffeemühlen, schrieen die Kinder, welche frühstücken wollen, sobald sie die Augen öffnen. Die geschworenen Feinde altgermanischer Sitte, nach welcher kein Scheermesser das Haupt des freien Mannes berühren durfte, die Barbiere und Friseure wetzten ihre Messer und Scheeren, und die Stiefelputzer, die gebornen Gegner der urältesten Kleidermode, welche bekanntlich aus einem Feigenblatte bestand, schwangen ingrimmig ihre Rohrstöcke und gossen die schwarze Politur unserer modernen Stiefelcivilisation über die Fußbekleidung ihrer Kunden. Durch die Thore der Stadt strömten die Landleute der Umgegend, deren berechnende, pfiffige Mienen mehr dem Diplomaten- als dem vierten Stande anzugehören schienen, und führten todtes und lebendiges Vieh und den Segen ihrer Felder auf die Märkte, um ihn gegen den blanken Mansfelder Segen umzutauschen. Die Hausfrauen und Familienväter endlich begannen ihre Gesichter in ernste Falten zu legen, jene sinnend was sie kochen, und diese, wie sie etwas verdienen sollten, und die reichen Müßiggänger drehten sich gähnend, wie das leere Nichts, im Bette

herum, ärgerlich über den jungen Tag, der ihnen so unverschämt in's Antlitz guckte, gleichsam als fordere er sie auf, ihre Schuldigkeit zu thun. Ja, die Sonne, diese unermüdliche Weltumseglerin, war wieder gekehrt, um mit all der Thatkraft auch die bösen Begierden, mit all den Freuden auch das Elend, mit all dem Lebensmuth auch die Verzweiflung und all die tausendfachen Sorgen, Nöthen, Plagen, Intriguen, Chikane, Gehässigkeiten, Thorheiten und Leidenschaften wieder wachzurufen, welche eine Nacht lang gestorben waren.

Auch einen Schnahse hatte sie wieder aus seiner Lethargie emporgerüttelt. Auch durch die blöden, trüben und kleinen Augen, die Fenster seiner Stube nämlich, stahl sie sich hinein, denn die Sonne leuchtet dem Guten wie dem Bösen. In ihrem Lichte sprießen die köstlichsten Blumen empor und erzeugt sich das ekelste Gewürm. Derselbe freundliche Strahl brachte dem guten Meyer und der edlen Rosa, dem braven Stawinski und dem häßlichen Schnahse den Morgengruß.

Schnahse erhob sich, kroch in seinen Schlafrock, zündete sich eine Pfeife an und trat in die Vorderstube, wo er die Laden von den Fenstern zurückschob, um auf die Straße zu schauen. Es war hier stiller als anderswo in der Stadt. Das Haus, welches Schnahse jetzt bewohnte, war ein kleines einstöckiges Gebäude in der Schillingsgasse, das er erst vor kurzer Zeit um ein Spottgeld erworben hatte. Es sah aber in der That aus, als wäre es für Schnahse eigends erbaut worden. Bescheiden, hündisch demüthig stand dieses verkrüppelte, zwerghafte Häuschen neben und gegenüber colossalen Gebäuden, von denen es stolz überragt zu werden schien und doch wiederum lag so etwas Unverschämtes in seiner Demuth, in dieser breiten Fronte mit der fahlen Farbe, mit den kleinen, finstern Fenstern und den Balkenvorsprüngen unter dem Dachstuhle, welche sich wie Zähne ausnahmen, mit denen der Kobold die gegenüberliegenden Häuser anfletschte.

Hierhin also hatte Schnahse neuerlich seine Residenz verlegt. Die Wahl machte ihm Ehre. Nirgends konnte er sicherer den Moralischen vor aller gefährlichen Berührung fern halten und ihn ganz in seiner Gewalt haben. Schnahse wohnte rechts, der Moralische links, und da es im Hause weiter keine Wohnungen gab, so war Niemand da, der ihn beobachten und mit dem Moralischen communiciren konnte. Allerdings lag darin etwas Gefährliches, daß er parterre wohnte und vom Fenster aus Bekanntschaften jeder Art anknüpfen konnte. Aber Schnahse, welcher den vermeintlichen Werner etwa wie ein Stück Waare betrachtete, das sei

Eigenthum war und das er erworben hatte, um etwas daran zu verdienen, behandelte ihn wie einen Gefangenen, der keine Bewegung machen, nichts reden, nichts thun und nichts unterlassen durfte, was nicht zuvor sein placet erhalten hatte, und zu seinem eigenen Nutzen gereichte. Der Moralische durfte mit Niemandem ohne seine Erlaubniß reden. Das war Schnahses Hauptbedingung bei dessen Aufnahme und der Eröffnung einer lachenden Zukunft von Ueberfluß und Sorglosigkeit. Natürlich war Pseudo-Werner Alles eingegangen, hatte sich allen Bedingungen unterworfen, die größte Folgsamkeit angelobt und das feierliche Versprechen gegeben, durchaus so moralisch zu werden, wie ihn der gute Schnahse machen wollte, denn alle Verbote und Befehle des frommen Mannes bezweckten natürlich nichts anderes, als die moralische Hebung des gesunkenen Menschen.

Der Moralische war weit entfernt, hieran nur im Geringsten zu zweifeln. Allerdings wollte es ihm nicht recht einleuchten, warum er, der bis jetzt polizeilich, staatsbürgerlich und privatrechtlich „Gottlieb" genannt wurde, mit einem Male durchaus Werner heißen, und warum er, der niemals verheirathet gewesen, urplötzlich von seiner Frau davon gelaufen sein und eine Tochter Rosa haben sollte. Aber Schnahse hatte es ihm einigermaßen begreiflich gemacht und ihm dabei eine Geschichte erzählt. Wenn die orthodoxen Juden, sagte er, ein Mitglied ihrer Familie in einer durch schwere Krankheit herbeigeführten Todesgefahr schweben sehen, wenn der Kranke vom Arzte, wie man sagt, aufgegeben ist, dann lassen sie ihm in der Synagoge auf eine ceremonielle, feierliche Weise einen andern Namen geben. Dann geht der Familienvater heim, rückt das Krankenbette eine Spanne von seiner Stelle fort, ruft dem Sterbenden dreimal seinen neuen Namen zu und hofft nun, der Todesengel werde, durch diese neue Benennung seines Opfers irre gemacht, sich von ihm abwenden und den Verhaftsbefehl Gottes, welcher nur auf den alten Namen lautete, nicht in Ausführung bringen. Mit dieser Ceremonie, die allerdings noch heute bei den orthodoxen Israeliten in voller Anwendung steht, verglich Schnahse den Namenstausch des Moralischen. Er gab vor, er wolle einen neuen Menschen aus ihm machen, er müsse also auch einen neuen Namen haben. Der Gottlieb sei ein Trunkenbold, der Gottlieb habe schlechten Umgang, der Gottlieb würde keiner Verführung, keiner Verlockung widerstehen können, der Werner aber solle unerreichbar allen Verlockungen verführerischer Bekannten sein.

Der Moralische, ein Mann, dessen Verstand im nüchternen Zustande,

noch einige Begriffsfähigkeit behalten hatte, vermochte gegen diese Deduktion nichts einzuwenden, denn er sollte und wollte nun einmal unter allen Umständen moralisch werden. Auch der Grund, warum er von seiner Frau davon gelaufen sein sollte, schien ihm nicht weniger moralisch zu sein. Schnahse sagte ihm, auch dieses müsse allegorisch genommen werden. Die Frau sei die Tugend, welcher er den Rücken gekehrt, und unter der Tochter, welche noch lebe, sei die Reue zu verstehen, gleichsam eine Rose mit Dornen, die er so lange aufsuchen müsse, bis er sie gefunden und erkannt habe. Schnahse wußte dies Alles dem Moralischen so einleuchtend zu machen, und mit so vielen Bibelsprüchen zu belegen, daß der arme Teufel im Verlaufe weniger Wochen wirklich dahin kam, in allem Ernste von seiner Frau zu sprechen, die er verlassen habe und von seiner Tochter Rosa, die er durchaus wieder aufsuchen und finden müsse. Mit einem Worte, Schnahse erlangte die vollkommenste Gewalt über diesen Menschen, es lag in seiner Hand, ihn zu Allem zu mißbrauchen. Und wenn ihm Schnahse gesagt hätte, er müsse einen Menschen morden, er würde es vielleicht ausgeführt und vom Richter nach dem Motive befragt, geantwortet haben: — weil es moralisch ist! —

Er ließ es sich daher auch gefallen, daß Schnahse seine Fenster mit Schlössern versah, von denen dieser die Schlüssel behielt. Der Moralische konnte also ohne Schnahses Erlaubniß kein Fenster öffnen und mit der Nachbarschaft eine Unterhaltung anknüpfen. Uebrigens waren die Zimmer, die er bewohnte, ganz comfortable ausgestattet. Schnahse hatte fast bei sämmtlichen Trödlern Berlins die Ausstattung zu diesen Zimmern zusammengesucht, und bei der Berechnung, die er Meyer machte, einen ansehnlichen Profit eingesteckt. Die Kost, welche Werner — wir wollen ihn ein für allemal so nennen — erhielt, war dürftig genug, aber er wurde doch wenigstens satt, und selbst der Branntwein wurde ihm nicht entzogen, denn wie hätte es der humane Schnahse über sich gewinnen können, von seinem Nebenmenschen eine solche Beherrschung seiner Leidenschaften zu verlangen. Erst nach und nach, so meinte er, sollte sich Werner vom Trunke entwöhnen, und selbst dieses „nach und nach" faßte er durchaus nicht pedantisch auf. Schnahse bediente sich überhaupt einer ganz eigenthümlichen Kurmethode. Jeden Morgen übergab er seinem Patienten eine gute Quantität Branntwein, mit dem Bemerken, so wenig als möglich davon zu trinken. Werner fand dieses stets für sehr moralisch, liebäugelte den ganzen Tag mit seiner Flasche und hatte sie stets bis zum Abende richtig geleert. Schnahse fand ihn,

wenn er ihn Abends besuchte, stets in seinem gewohnten seligen Zustande. Nun begann Schnahse zu examiniren, was nach folgendem Schema geschah:

Ihr habt wieder getrunken, Freund? —

Der Geist ist stark, aber das Fleisch ist schwach; versetzte Werner.

Aber Ihr habt mir ja Besserung angelobt?

Die Engel sind geduldig, entgegnete der Moralische, gute Menschen müssen ebenfalls ein Auge zudrücken. Eine verlorene Menschenseele zu retten ist schwer.

Ihr werdet Morgen gewiß nicht mehr, oder wenigstens nicht so viel trinken? —

Gott behüte, keinen Fingerhut voll.

Ihr habt doch jetzt keine Ursache, verzweifelt zu sein; es drückt Euch nichts mehr?

O, doch; meine Schulden! —

Der Moralische meinte „Sünden.“ Schnahse hatte wohlweislich Schulden daraus gemacht.

Wie, Ihr habt noch Schulden — Ich denke, Ihr habt sie mir alle angegeben?

O, noch viele Schulden! —

Und wenn auch diese bezahlt sein werden, dann werdet Ihr frei aufathmen? —

Ja — bis mein Weib verziehen hat, und bis ich meine Tochter wieder gefunden habe.

Wie heißt diese Tochter? —

Die Reu —

Wie heißt diese Tochter mit ihrem wahren Namen? wiederholte Schnahse, den Moralischen böse ansehend.

Rosa.

Und wenn Ihr sie gefunden habt? —

Dann bin ich erlöst von allen meinen Qualen — dann werde ich höchst moralisch sein! —

So ungefähr wurde Werner jeden Tag mehrere Mal examinirt, und Schnahse gewann bald die Ueberzeugung, daß jener selbst im Rausche an dem, was er ihm eingeimpft, festhielt, daß er sicher mit ihm ging. Nun konnte er einen Schritt weiter vorwärts thun. Er konnte den beiden allegorischen Personen, der Tugend und der Reue, eine dritte hinzu-

fügen. Diese dritte war die Versuchung, und als die personificirte Versuchung stellte er — Meyer dar.

Werner, sagte Schnahse, wenn ein Sünder auf einem guten Wege ist, und Ihr seid auf gutem Wege, denn Ihr habt den Kampf gegen die Sünde muthig begonnen. —

Bei diesem Lobe zog der Moralische seine Vatermörder bis an die Ohren in die Höhe.

Habt ihn muthig begonnen, fuhr Schnahse fort, dann stellt sich der Versucher mitten auf den Weg, um Euch zu verlocken. Und ich darf Euch ferner nicht von aller Berührung mit ihm abschließen. Wenn sich Euch also ein Mensch naht, den Gott gezeichnet hat, sei es, daß er einen Pferdefuß habe, oder eine gehörnte Stirn, oder einen Buckel — dann müßt Ihr drei Kreuze machen, mein Lieber, und rufen: apage Satanas! — Denn es ist der Versucher. Es ist der böse Feind, der Euch Eure Tochter, die Reue — wie nennt Ihr noch diese Tochter? —

Rosa! entgegnete der Moralische.

Der Euch also Eure Rosa entführen will, der Euch mit Euren früheren Schulden belasten will, der nicht will, daß Ihr Euer Weib und Kind wieder finden sollt. Diesen Versucher — wir wollen ihm auch einen Namen geben — wir wollen ihn Meyer nennen —

Meyer! Wirklich sehr moralisch! bemerkte Werner.

Also diesen Meyer müßt Ihr hassen, wie die Sünde selbst. Sobald er sich Euch zeigt, und er wird sich Euch bald zeigen — und Ihr werdet ihn daran erkennen, daß ihn Gott gezeichnet hat — sobald er also Euch sich zeigt, müßt Ihr zusammen fahren, zittern, aufschreien und rufen, daß Ihr ihn schon längst im Traume gesehen — denn Ihr habt ihn im Traume gesehen. —

Allerdings — er hatte große Hörner! versetzte Werner.

Nein, Ihr seid im Irrthume, er hatte einen Buckel.

Einen Buckel? — freilich — sehr moralisch! versetzte Werner — ich meinte allerdings einen Buckel. —

Ihr müßt ihn also behandeln, wie den bösen Versucher, und ihm unaufhörlich zurufen, daß er Euch Eure Tochter nicht rauben soll, und daß Ihr durchaus keine Furcht vor ihm habt, daß Ihr ihn verfolgen werdet auf allen Tritten und Schritten. —

Verfolgen! Verfolgen! Verfolgen! rief der Moralische mit einer plötzlichen Heftigkeit, als fiele ihm dabei ein, daß er dann auch seinen Käfig verlassen könne.

Ja, Ihr müßt und sollt ihn auch verfolgen, fuhr Schnahse fort. Ihr sollt nicht zittern vor dem Versucher, sondern der Versucher vor Euch! —

Sehr moralisch! fiel Werner ein, indem er einen verstohlenen Blick nach dem Schranke that, in welchem die Branntweinflasche stand.

Nachdem Schnahse auf diese Weise Alles vorbereitet hatte, was zur Durchführung seines Planes gehörte, ging er daran, ihn gründlich auszubeuten. — Einige Früchte hatte er ihm schon getragen. Den Gewinn, welchen er aus der Einrichtung, der Beköstigung und der Bezahlung der angeblichen Schulden Werners gezogen, war schon nicht unbedeutend. Aber Schnahses Habsucht wurde mit jedem Gewinne größer, und so weit war er schon gekommen, die Möglichkeit der Entdeckung in's Auge zu fassen, und auf diese Eventualität sich vorzubereiten. Er verkaufte seine Häuser für einen guten Preis, zog seine ausstehenden Gelder ein, machte Wucherdarlehne nur auf sehr kurze Fristen und beschäftigte sich mit Studien über Süd-Amerika, wohin er sich im schlimmsten Falle wenden wollte.

Dort eine Pflanzung zu erwerben, einige hundert Sklaven für sich arbeiten zu lassen, war eine seiner Lieblingsideen, und bereichert durch einen guten Theil des Vermögens von dem Hauptmanne und Meyer konnte er allerdings einen solchen Plan sehr leicht realisiren. — Zugleich aber versäumte er nichts, die Welt über seinen wahren Charakter zu verblenden. Allen Vereinen zu frommen Zwecken war er beigetreten, er war der regelmäßigste Kirchenbesucher, steuerte zu allen milden Stiftungen bei, versäumte keine Predigt im Missionshause und hatte sich zuletzt auch, zugleich mit der Bremer, dem Frauen-Vereine zur Veredlung der Seele und des Herzens, dem jetzt Fräulein Hammerbein präsidirte, angeschlossen. — Mit der Bremer stand Schnahse in einem eigenthümlichen Verhältnisse. Nun, nachdem er ihrer sicher zu sein glaubte, bestand er nicht mehr darauf, daß sie seine Frau werden sollte. Sie hatten vor einander völlig die Maske abgeworfen und die Bremer hatte sich fest und bestimmt ihren Antheil an dem Raube ausbedungen.

Mit schnellen Schritten ging Schnahse jetzt auf sein Ziel los, und der heutige Tag, an welchem er sich so früh erhob, weil ihm seine Pläne keine Ruhe ließen, sollte ihm eine reiche Ernte bringen.

Zunächst verrichtete Schnahse alle diejenigen Werke, welche zu seiner und Werners Toilette gehörten. Wir wissen, daß er sein eigenes Factotum war, in Wirklichkeit aus Vorsicht, Mißtrauen und Geiz, wie er aber

selbst sagte, weil derjenige der größte Sklave sei, der die meisten Bedienten habe. Da es aber zu seinem Plane gehörte, den Moralischen in die Meinung zu versetzen, daß er ihn, wenn er ihm Gehorsam leiste, bis an sein Ende das Leben eines großen Herrn führen lassen wolle, jedoch aus mehrfachen, leicht errathbaren Gründen keine Bedienung für ihn annehmen mochte, so spielte er selbst seinen Bedienten. Er putzte Werners Stiefel eben so blank, wie seine eigenen, er bürstete seine Kleider, er kochte für ihn den Kaffee, erhielt jedoch den Moralischen in der Meinung, daß er von unsichtbaren Geistern bedient werde. Nachdem Schnahse mit diesen Arbeiten fertig war, las er verschiedene Stellen in der Bibel, was er jeden Morgen that, um sich mit der köstlichen Weisheit der heiligen Schrift, die er leider so sehr mißbrauchte, vertraut zu machen, und ging dann in die Stube des Moralischen. Mit der früheren Lebensgeschichte dieses Menschen können wir den Leser in wenigen Worten vertraut machen. Werner oder Gottlieb war der Sohn eines Predigers, und hatte eine anständige Erziehung genossen. Jedoch zeigte der Knabe, weniger Talente und Fähigkeiten, als einen unvertilgbaren Hang, gut zu leben, tüchtig zu essen, nobel einher zu stolziren und einen unbesiegbaren Leichtsinn, mit dem allerdings, wie dies fast immer der Fall ist, eine gewisse, jedoch gänzlich charakterlose Gutmüthigkeit verbunden war. Dem unablässigen Bestreben seines Vaters hatte es Gottlieb zu verdanken, daß er nicht früh auf Abwege gerieth, und endlich dahin kam, die Universität beziehen zu können. Der Vater bestimmte ihn für die Theologie, weil sein Sohn — so schmeichelte er sich — in diesen Studien am ehesten den moralischen Halt finden würde, dessen er bedurfte. Aber schon im ersten Semester starb der Vater, Gottlieb warf die Bücher bei Seite, verbrachte jedoch seine Zeit, bis er mündig wurde, als flotter Student auf der Universität, machte Schulden und vergeudete sein kleines Vermögen mit Kameraden, die aus seinem Leichtsinne Nutzen zogen. Als er nichts mehr hatte, spielte er verschiedene Rollen, war bald Komödiant, bald Schreiber und hundert andere Dinge, hatte aber das Glück, niemals ganz zu sinken, und immer wieder einen Freund seines Vaters zu finden, der ihn kleidete und beschäftigte. So war er alt geworden, ohne einen gewissen Beruf erlangt, ohne sich je nützlich gemacht zu haben, aber seine Erziehung und die Sphäre, in welcher er als Knabe groß geworden war, hatte doch die Wirkung auf ihn ausgeübt, daß ihm ein gewisser Stolz geblieben, der ihn vor entehrenden Handlungen fern hielt. Gottlieb war bisjetzt mit der Polizei noch nicht in Berührung gekommen. Er erhielt

noch immer von einigen alten Freunden und Verwandten seines Vaters eine fortlaufende Unterstützung, die ihn, wenn auch kümmerlich, erhielt. Aber seit den letzten Jahren hatte er sich dem Trunke ergeben, der gewöhnliche Lebensausgang von Leuten seiner Art. Schnahse hatte diesen Menschen schon vor langer Zeit durch Zufall kennen gelernt. Einer seiner Bekannten hatte ihm den Moralischen zugeschickt, und ihn bitten lassen, zu sehen, was mit dem unglücklichen Menschen anzufangen wäre. Schnahse hatte ihm eine Portierstelle verschafft, die er aber nicht lange behielt, da sich sein Stolz gegen einen so niederen Dienst streubte. Denn Gottlieb war am stolzesten, wenn er keinen Hunger empfand, und sobald er sich wieder ein wenig herausgekleidet und leiblich gut erholt hatte, spannte er seine Ansprüche übermäßig hoch. Zuletzt war man seiner überall überdrüssig geworden, seine Noth nahm zu, und wenn der Moralische nicht noch einen alten Freund gehabt hätte, dessen Glauben an sein dereinstiges Glück unverwüstlich war, er hätte dennoch entweder herumbetteln oder stehlen müssen. Dieser gläubige Freund war kein Anderer, als unser — Meister Brese, dem Gottlieb schon seit einem viertel Jahrhundert eine ziemliche Summe schuldete, und von dem er trotzdem noch immer dann und wann mit einem Zwei- oder Viergroschenstück und einem Stück Zeug ausgeholfen wurde.

Das ist die Geschichte Pseudo-Werners, der, wie wir sehen, wohl einigen Anspruch auf den Beinamen des „Moralischen" machen konnte, den er sich selbst mit dem ganzen Stolz eines schwer geprüften und niemals sich selbst aufgegebenen Märtyrers einer ungünstigen Schädelbildung beizulegen pflegte.

Werner gehörte keinesweges zu denjenigen Leuten, welche eine behagliche Situation durch eine allzugroße Geschäftigkeit oder eine ängstliche Zeiteintheilung gefährden. Er ließ die Sonne scheinen, so hell sie immer wollte, seinetwegen konnte es schon Mittag sein. Er blieb ruhig im Bette. Warum aufstehen? — Er hatte nichts zu versäumen. Er war nicht gewöhnt mit dem größten Kapital, der Zeit, zu geizen. Er blieb auch ruhig liegen, als Schnahse, der wie ein ächter Kerkermeister den Schlüssel zu Werners Schlafstube hatte, die Thüre öffnete und mit dem Kaffee zu ihm eintrat.

Schlaft Ihr noch, Werner? fragte Schnahse.

Behüte, entgegnete Werner, ich fasse Vorsätze.

Wollt heute nicht trinken? he? —

Keinen Tropfen — durchaus moralisch.

Werden sehen, versetzte Schnahse, indem er einen kleinen Tisch vor Werners Bette setzte, Ihr habt gestern wieder Eure gewöhnliche Portion geleert. Auch nicht ein Tropfen ist in der Flasche zurückgeblieben.

Es ist draußen sehr warm, wird wohl viel eingetrocknet sein, versetzte der Moralische.

Ihr müßt endlich Euren guten Vorsätzen treuer werden, der Versucher naht. Heute noch wird er kommen. Darum feget den alten Sauerteig aus, auf daß Ihr ein neuer Teig seid.

Sehr moralisch! rief Werner, indem er sich aufrichtete, die Hände faltete, mit einem frommen Blick nach seinem Kaffe sah und die Zuckerstückchen überzählte.

Nun trinkt, fuhr Schnahse fort. Wollt Ihr auch Eure Morgen-Cigarre rauchen? — Ich bringe Euch da eine ächte Havannah.

Aechte? — Sehr verdienstlich — habe nie anders als ächte geraucht. —

Diese Cigarre kostet Stück für Stück fünf Silbergroschen, fuhr Schnahse fort, indem er ein Schwefelhölzchen anzündete, und ich kaufte sie, weil ich weiß, daß Ihr an ein nobles Leben gewöhnt seid.

Sehr gut. Bin äußerst zufrieden, versetzte der Moralische, indem er mit einer sehr vornehmen Miene die Cigarre nahm, welche kaum zwei Pfennige kostete. Meine Tochter Rosa wird sich sehr freuen — ist sehr moralisch.

Ja, wenn Ihr erst dahin gekommen seid, daß Ihr wirklich Eure Tochter gefunden habt, dann sollt Ihr leben wie ein Fürst.

Laßt den Versucher nur kommen! rief Werner, indem er den Rauch heftig vor sich hin blies, ich schlage ihm die Glieder entzwei. Er soll mir meine Tochter geben. Er hat kein Recht, sie mir vorzuenthalten.

Nein, sagte Schnahse, er hat durchaus kein Recht dazu.

Soll ich ihm den Schädel einschlagen, Herr? —

Wehrt Euch Eurer Haut, versetzte Schnahse.

Gut, laßt ihn nur kommen! rief der Moralische und begann mit seinen Fäusten zu boxen. Ich fürchte mich nicht. Die Tugend ist meine Frau, die Reue meine Tochter, eine Dorne mit Rosen — sehr moralisch! —

Werner trank trotzdem, daß er über den Versucher sehr aufgebracht schien, mit der größten Behäbigkeit seinen Kaffee, rauchte seine Cigarre und ließ sich von Schnahse verschiedene Kapitel aus der Bibel vorlesen, die er ungemein moralisch fand. Darauf verließ ihn sein menschenfreund-

licher Wirth, nachdem er ihm empfohlen hatte, eine recht sorgfältige Toilette zu machen und ja enthaltsam zu sein.

Keinen Tropfen! betheuerte er abermals, nickte aber sehr befriedigt, als er bemerkte, daß Schnahse eine frisch gefüllte Branntweinflasche in den Schrank gestellt hatte. Nun zur Probe, sagte er, als Schnahse fort war, indem er aus dem Bette sprang, und füllte sich ein Gläschen voll.

Sehr gut, sagte er dann befriedigt. Es wird sehr moralisch sein, davon nicht mehr zu trinken. Und mit diesen Worten trank er so ruhig ein zweites Glas, als verstände sich das ganz von selbst.

Inzwischen war Schnahse wieder in seine Wohnung zurückgekehrt und machte seine Toilette. Meyer hatte nämlich einen Wunsch, Rosa's Vater zu sehen, sehr dringend zu erkennen gegeben. Bis dahin hatte ihn Schnahse stets abgerathen. Er habe, so sagte er, Alles aufgeboten, den Unglücklichen wieder zum Menschen zu machen. Er habe die beste Hoffnung, es dahin mit ihm zu bringen, denn er habe ein großes moralisches Gewicht auf ihn erlangt, aber es gehe nur sehr langsam, und er dürfe ihm nicht ganz den Genuß des Branntweins versagen, da man erfahrungsgemäß eine gefährliche Reaktion dadurch hervorrufe. Von seiner Frau spreche er immerfort, der Gedanke an seine Tochter schiene ihn sehr zu quälen, und daneben habe er sich in den Kopf gesetzt, daß ihm Jemand sein Kind vorenthalte, diese Ideen ergriffen ihn stets, wenn er auch noch so wenig getrunken habe.

Meyer wurde durch diese Mittheilung nur noch begieriger, Werner kennen zu lernen, für den er nun schon eine bedeutende Summe verausgabt hatte. Es ist nichts leichter, als einen vertrauungsvollen Menschen zu betrügen, und nichts häufiger als die Maske der Heuchelei. Nehmt die Diogenes-Laterne und seht, wo ihr Wahrheit findet, wo ihr sie findet in unserer Gegenwart. Die Heuchelei ist die allgemeine Maske unserer Zeit, eine vortheilhafte Firma, unter welcher en gros und en detaille gute Geschäfte gemacht werden. Patriotismus, Religiösität, Humanität — die edelsten Eigenschaften des Herzens, werden zu hohlen, leeren Phrasen, in welche diese Heuchelei mit triumphirender Sicherheit sich einhüllt. Ja, Scheinheiligkeit und Frömmelei ist die große Diplomatie der Kleinen unseres Jahrhunderts.

So machte sich denn der gutherzige, biedere Meyer schon ungewöhnlich früh auf den Weg, um Schnahse zu besuchen. Trotzdem, daß dieser ihn auf das wenig entsprechende Aeußere seiner Wohnung vorbereitet hatte, war er doch betroffen, als er sie sah. Das Haus hatte ihm mehr

Aehnlichkeit mit einer Scheune, als mit einer Wohnung, und er warf sich die Frage auf, ob eine solche ein würdiger Aufenthalt für Rosa's Vater sei? — Nicht ohne Mißmuth trat er ein, Schnahse empfing ihn mit einem frommen Spruch und sagte dann lächelnd: Mein Häuschen ist klein, lieber Herr Meyer, aber groß genug für ein zufriedenes Gemüth und einen bescheidenen Sinn. Wahrlich, ich freue mich über diese Hütte in einer Stadt, die nur für Paläste noch Raum zu haben scheint. Es ist auch genug Hochmuth, glänzendes Elend und Gleißnerei darin.

Meyer fand diese Bemerkung nur allzuwahr und war mit Werners Aufenthalt eben so bald wieder ausgesöhnt. Wie geht es unserm Freund? fragte er dann.

Kommen Sie, sehen Sie ihn selbst, entgegnete Schnahse und führte Meyer in Werners Stube.

Das Erste, was Meyer sah, war ein Individuum, das gemächlich auf einem Sopha lag und schlief. Vor ihm lag eine aufgeschlagene Bibel und daneben ein Bündel Cigarren.

Er schläft, ich werde ihn wecken, sagte Schnahse.

Ich bitte darum, ihn nicht zu stören, entgegnete Meyer, indem er den Schläfer genau betrachtete.

Sieht er seiner Tochter sehr ähnlich? fragte Schnahse.

Das möchte ich nicht behaupten, entgegnete Meyer. Rosa sieht wohl mehr der Mutter als dem Vater ähnlich. Er scheint sich übrigens hier sehr behaglich zu finden, bemerkte Meyer, indem er sich sehr befriedigt umschaute. Ich hätte, als ich draußen war, nimmer geglaubt, daß es hier drinnen so stattlich aussehen könne.

Ich bin Ihren Wünschen pünktlich nachgekommen, sagte Schnahse, ich habe nichts gespart.

Und ich bin Ihnen sehr dankbar dafür, entgegnete Meyer.

In diesem Augenblicke erwachte der Moralische. Er blickte sehr befremdet auf den Unbekannten. Schnahse benutzte einen Augenblick, in welchem Meyer in's Schlafkabinet getreten war, um dem Moralischen zuzuflüstern: Haltet Euch wacker, es ist der Versucher! —

Ich sehe, brummte Werner, Gott hat ihn gezeichnet. Er soll mir aber nur kommen. Ich habe keine Furcht vor ihm.

Mit diesen Worten richtete sich der Moralische auf nnd trat grimmig auf Meyer zu, welcher so eben aus dem Schlafkabinet zurückgekehrt war. Meyer wollte eine Entschuldigung sagen, aber Werner behinderte ihn daran, indem er zuerst sprach.

Herr, sagte er, hilft Ihnen Alles nichts, hilft Ihnen nichts. Gegen den Moralischen richten Sie nichts aus. Wissen Sie, daß ich sehr wüthend auf Sie bin? — Warten Sie nur, ich werde Sie vertilgen und dem Fußboden gleich machen. Ich werde ein Sodom aus Ihnen machen. Ich werde Asche auf Ihr Haupt streuen und Sie versengen. Hinweg Versucher, fleuch von dannen, wenn Du nicht willst, daß ich Dich zeichnen soll, wie Dich Gott gezeichnet hat.

Der Moralische, welcher diese Worte mit einem Pathos ausgestoßen hatte, der den armen Meyer Angst und Bange machte, nahm jetzt eine Miene an, die seine hohe Selbstzufriedenheit zu erkennen gab. Triumphirend blickte er zu Schnahse auf und zwickerte mit den Augen, als wollte er sagen: Ich hoffe, das habe ich gut gemacht! Dann zündete er sich gemüthlich eine Cigarre an, setzte seinen Hut auf eine Seite, steckte beide Hände in die Taschen und trat abermals vor Meyer hin, welcher eben glauben wollte, daß der vermeintliche Paroxismus des Unglücklichen vorüber wäre.

Herr, fuhr Pseudo-Werner nun fort — bin zu moralisch für Sie, wissen Sie? — Und meine Tochter laß ich mir nicht nehmen. Wissen Sie! Ich lasse mir meine Tochter, die Rosa, nicht nehmen! Trumpf! — Ich will wieder meine Frau haben — die Tugend selbst — sehr moralisch, und meine Tochter — ebenfalls sehr moralisch, Herr! Aber Sie — im höchsten Grade unmoralisch, wissen Sie! Werde Sie todtschlagen. Kain hat auch todtgeschlagen und Abel ist auch todtgeschlagen worden! Sehr moralisch, Herr! — Meyer zog sich tief betrübt zurück, denn der Moralische rückte allmählig mit seinen Händen, die er schon in den Taschen geballt hatte, heraus und machte eine wahre Eisenfressermiene.

Das ist ja sehr traurig, sagte Meyer, mit einem ungemein mitleidigem Gesichte. Glaubt der arme Mensch von Jedem, daß er ihm seine Tochter vorenthält? —

Meyer hatte keine Zeit, die Antwort abzuwarten, denn der Moralische drohte sehr ernstlich, über ihn herzufallen, und ihn, wie er sagte, zu einer Salzsäule zu machen. Schnahse legte sich noch zu rechter Zeit in's Mittel. Er ergriff Werners Hände, führte ihn nach dem Sopha und sagte zu ihm:

Lieber Werner, Ihr habt Euch gegen den Versucher tapfer benommen, ich erkenne es mit Freuden an und ich bitte Euch jetzt, mir auf meine Fragen Antwort zu geben. Wollt Ihr antworten? —

Sehr moralisch, versetzte Werner, indem er sich gravitätisch in's Sopha warf, ich werde sehr gut antworten.

Seid Ihr zufrieden mit Eurer jetzigen Lage? fragte Schnahse.

Zufrieden!

Habt Ihr Alles, was zu Eurer Bequemlichkeit und Gemächlichkeit gehört?

Alles — aber ich muß auch noch meine Frau und meine Tochter Rosa haben.

Sonst drückt Euch nichts? — Wenn Euch etwas drückt, sagt's nur diesem Herrn.

Mich drücken, meine Schulden, versetzte der Moralische, indem er Meyer wüthend ansah.

Sind diese nicht völlig bezahlt? fragte Meyer betroffen.

Es scheint, daß er sie nicht alle aufgezählt hat, sagte Schnahse. Ich werde ihn über diesen Punkt noch ausforschen müssen. Dann wandte er sich wieder an Werner.

Werdet Ihr Euch aber bessern und vernünftig werden?

Sobald ich meine Tochter wieder gefunden habe, entgegnete der Moralische und warf abermals einen wüthenden Blick auf Meyer.

Nein, Ihr müßt erst Euren häßlichen Fehler ganz ablegen, versetzte Schnahse, Ihr habt heute wieder zu viel Gebrauch von meiner nachsichtigen Erlaubniß gemacht, Ihr habt Euch mehr Branntwein verschafft, als ich Euch gestattet. Wann habe ich Euch gesagt, daß Ihr Eure Tochter glücklich wiederfinden werdet, daß die Reue Euer Herz nicht mehr zerfleischen werde? —

Sehr moralisch, brummte Werner und schüttelte zufrieden mit dem Haupte.

Sagt wann? wiederholte Schnahse seine Frage.

Wenn ich der Versuchung einen unbeugsamen Widerstand leiste; rief Werner und sprang plötzlich zornig auf, um abermals über Meyer herzufallen.

Ich will nur gehen, sagte Meyer traurig, meine Gegenwart scheint seinen Zustand zu verschlimmern.

Meyer verließ das Zimmer und Schnahse folgte ihm.

Ich bin Ihnen sehr dankbar, mein lieber, bester Schnahse, sagte Meyer draußen. Ich sehe, welchen Einfluß sie auf den armen Menschen ausüben und ich muß Ihnen sagen, daß ich die freudige Hoffnung hege, daß Sie ihn auf den rechten Weg bringen und von seiner Leidenschaft heilen werden. Meinen Sie aber nicht, daß, da er wirklich sehr heftige Gewissensbisse über sein vergangenes Leben zu haben scheint, es von

großem Nutzen für seine Besserung sein würde, ihm bald möglichst seiner Tochter zuzuführen? — Ich bin überzeugt, Rosa wird ihn völlig und gründlich heilen.

Das ist auch meine Meinung, versetzte Schnahse, ich denke aber, wir lassen noch einige Wochen vorübergehen. Je weiter er in der moralischen Besserung vorgerückt sein wird, je größer wird die Wirkung des Wiedersehens sein. Wir müssen mit dieser Hoffnung, daß er sein Kind wiederfinden werde, noch einige gute Früchte erzielen.

Meyer fand diesen Einwand Schnahses begründet, und ihm abermals eine erkleckliche Summe für den Moralischen zurücklassend, verließ er den sauberen Menschenfreund, glücklich in der Hoffnung, seiner geliebten Rosa ihren wahren Vater wieder zuführen zu können.

Merkwürdig aber waren Meyers Worte, die er beim Abschiede an Schnahse gerichtet hatte:

Der Mann sieht gar nicht aus, als könnte er Rosas Vater sein, sagte er, aber er ist es einmal, und das kindliche Gefühl wird sich nicht halten an das Aussehen, sondern an das Herz.

Zweites Kapitel.

Fall und Erhebung.

In dem bescheidensten Winkel des großartigsten Platzes Berlins, eines Platzes, der in der civilisirten Welt nicht viel seines Gleichen hat, steht unfern vor dem königlichen Schlosse, unfern von dem Ehrentempel des Kriegsruhmes, unfern von den der Kunst und Wissenschaft geweiheten Hallen, unfern von den großartigsten Palästen und Gebäuden, bescheiden, ja fast dürftig anzusehen das Residenzschloß aller Könige. Alle Macht, welche der stolze Hohenzollernzwinger repräsentirt, all den Glanz, welchen das Zeughaus von sich ausstrahlet, alle Schätze der Bildung und Wissenschaft, welche die Museen, die Bibliotheken, die Universität und die Akademie in sich umfassen, sie würden in ein todtes Nichts zusammen sinken, wenn die unsichtbare und dennoch so furchtbare Gewalt, die in jenem

bescheidenen Hause einen ihrer Throne hat, ihnen treulos würden. Dieser König der Könige, ist das Kapital — und sein Residenzschloß — die Börse. Umsonst sträubt sich die Zeit, den Scepter dieses Königs zu zerbrechen, vergebens kämpft die Arbeitskraft der Menge gegen seinen Despotismus an — die Gegenwart, die Zukunft ist seiner Herrschaft anheimgefallen, seine Zeit ist gekommen, für ihn — und für seine culturbeschwingende Tochter, die Industrie.

Mögen die Kurzsichtigen immerhin vom goldenen Kalbe sprechen, mögen immerhin goldene Kälber genug zu den Glücklichen zählen, welchen den Thron dieses goldenen Königs umgeben und Sitz und Stimme in seinem Rathe haben, das Kapital ist der Weltregent, dem die Ideen, und welcher wieder den Ideen dient, wie jede weltgebietende Macht, deren Zeit gekommen und gegangen ist.

Es gab eine Zeit, wo wir oft Stunden lang vor dem verhängnißvollen Hause standen, um — zu studieren. Wir sahen den Günstlingen nach, wie sie strahlend von dem Glücke, welches ihnen die Gunst des mächtigsten Monarchen gewährte, in den Palast — die Börse eintraten, stolz, mit erhobenem Haupte, gleichgültig über die Massen hinwegsehend, und sahen sie bald darauf mit leichenblassem Gesichte, unsicherm Gange, zerstreut, verzweifelt und außer sich heraustreten. Was war geschehen? — Die Course gesunken! — Wir sahen ein andermal schäbige Menschen, den Hut in den Nacken, nachdenklich, ängstlich, bekümmert in die Börse gehen und auch sie kamen bald wieder zurück — aber da saß der Hut stolz auf dem Haupte, und die Hände klimperten in den Taschen, herausfordernd blickten sie um sich, in ihren Mienen lag ein Gefühl der Sicherheit. Was war geschehen? — Die Course gestiegen! — Niemals hat die Welt je zuvor einen Herrscher gesehen, dessen Tagesbülletins in der großen, weiten Welt, mit gleicher Spannung und Achtung aufgenommen wurden. Die Course sind die Universaluhr der Gegenwart, an welcher alle Welt erkannt — was es geschlagen hat und schlagen wird.

Seitdem der Hauptmann von Jachmann zu speculiren angefangen, d. h. seitdem er seine Kapitalien dem Spitzbuben Schnahse anvertraut, um damit an der Börse zu operiren, war er selbst ein weit häufiger Gast an dieser Stelle geworden, als ehemals. Nur selten hatte er früher seine Schritte hierher gelenkt. Der Hauptmann war nicht Geldmann genug, um großen Geschmack an dem Treiben der Börse zu finden. Er hatte es, wie schon erwähnt, dem ehrlichen Meyer überlassen, sein Interesse an dem Geldmarkte wahrzunehmen. Mit Schnahsen war aber diese Harm-

losigkeit verschwunden. Er wußte den Hauptmann nach und nach in das Börsenspiel hineinzureißen, und von Jachmann, leidenschaftlich wie er war, durfte nur erst ein wenig animirt werden, um bald genug ins Zeug zu gehen. War er einmal im Zuge, da gab es keinen Halt mehr für ihn, und Schnahse umstrickte und umspann ihn immer enger, so daß der Hauptmann nur allzubald mit einer Keckheit und Waghalsigkeit an der Börse operirte, als wäre er von jeher ein Börsenmann gewesen.

Aber nur zu bald sollte er den schlüpfrigen Boden der Börse kennen lernen, er verlor einen bedeutenden Theil seines Vermögens. Schnahse tröstete ihn, und ermuthigte ihn, sich nicht abschrecken zu lassen, bat ihn aber, künftig mehr auf seinen Rath zu achten, denn den bedeutenden Verlust habe er sich selbst zuzuschreiben. Allerdings hatte der Hauptmann bei einer Gelegenheit ohne Schnahses direkte Zustimmung gehandelt, aber indirekt hatte dieser ihn durch Winke aufgemuntert, auf Baisse zu spekuliren. War der Hauptmann schon vor dem Verluste in Schnahses Gewalt, so war er es nach demselben noch weit mehr. Er verlor alle Besonnenheit, war nicht mehr im Stande die geringste Kontrolle über Schnahses Operationen auszuüben und von dem ersten Verluste bis zu einem zweiten und dritten verging eine sehr kurze Zeit. Die Hiobsposten, welche Schnahse brachte, nahmen kein Ende. Der Elende ging so schlau, so sicher und berechnend zu Werke, daß er das Aeußerste wagen konnte. Inzwischen gewann der Hauptmann einmal wieder eine Summe, die seinen Muth von Neuem belebte, aber der nächste Verlust griff um so tiefer in seinen Beutel. Seine Unerfahrenheit, seine leidenschaftliche Verblendung mußten ihn nothwendig bei dem gefährlichen Spiel, dem er sich ergeben, in's Verderben stürzen. Und womit tröstete ihn Schnahse über alle seine Verluste, die zum großen Theil seine eigene Taschen füllten? Mit Bibelversen war bei dem Hauptmanne wenig auszurichten, obwohl es Schnahse auch an solchen Tröstungen nicht fehlen ließ, aber er sagte ihm, sein Geschenk würde gewiß auf Rosa den tiefsten Eindruck machen, wenn sie höre — und sie müsse und solle es hören — daß es Alles wäre, was er besitze.

Hatte früher Schnahse nicht ganz anders gesprochen? Hatte er den Hauptmann nicht durch die Vorstellung gewonnen und verlockt, daß er das Mädchen nur als reicher Mann glücklich machen könne? Jetzt aber war er ein armer Mann, ein Bettler. Er hatte kaum noch so viel Kapital, um ein Jahr in seiner gewöhnlichen Weise davon zu leben. Nun war allerdings das Geld, welches er für Rosa deponirt, noch eine

bedeutende Summe, von deren Zinsen er eine, wenn auch nur bescheidene, doch gesicherte Existenz hätte haben können — aber nichts in der Welt würde ihn vermocht haben, das Geschenk zurückzunehmen, zumal da mit seinem Vermögen keineswegs die Leidenschaft für das Mädchen sich verminderte, sie wurde vielmehr, wenn dies überhaupt möglich war, noch mächtiger durch sein Unglück angefacht.

Aber Schnahse hatte es auch auf diese Summe abgesehen. — Jedoch hütete er sich wohl, etwas davon zu erwähnen. Er kannte seinen Mann und das menschliche Herz zu gut, um nicht darauf zu rechnen, daß der Hauptmann von selbst zu diesem vermeintlichen Rettungsmittel, sein Vermögen wieder zu gewinnen, greifen würde. Er war sogar entschlossen, ihn erst sehr ernstlich abzumahnen, um desto sicherer seines Erfolges zu sein. Aber! er verrechnete sich doch. Allerdings überlegte der Hauptmann, daß, wenn er sich entschließen könnte, noch einmal einen Wurf zu wagen, vielleicht — ja, er baute zuversichtlich darauf — ganz gewiß, dieses Geld welches zu einem guten, frommen Werke bestimmt war, ihm Glück und Segen bringen würde. Er konnte das Geschenk ja vorläufig wieder zurücknehmen, oder nur einen Theil davon und noch einmal sein Glück versuchen. Dieser Betrachtung konnte Herr von Jachmann nicht widerstehen. Das Geschenk oder nur einen Theil davon noch einmal als ein kurzes Darlehn wieder zurückzunehmen, um sein Vermögen wieder damit zurückzugewinnen, dieser Gedanke und diese Hoffnung, daß er mit dem Gelde Glück haben würde, waren zu verführerisch, als daß er ihnen hätte lange widerstehen können. Seine Unentschlossenheit war bald besiegt, um so mehr, da die Zeit drängte und der verhängnißvolle Tag immer näher kam.

So sollte es denn geschehen. So griff der Hauptmann denn das Reserve-Kapital an, welches ihm ein warnender, guter Geist aufbewahren zu wollen schien. Noch einmal wollte er mit dem Glücke eine Lanze brechen, noch einmal in das tolle Gewühl der Börse sich stürzen, und mit keckem Trotze das Geschick herausfordern, seinem Muthe die verdiente Frucht zu bringen. Aber zweifelnd geworden an Schnahses richtigem Takt und an seinem Glück, durch ihn von Verlust zu Verlust gebracht, voll Unmuth über seine Rathschläge — wollte er jetzt sich gänzlich von seinem Rathe emancipiren, selbstständig handeln, und auf eigene Faust versuchen, ob ihm denn das Glück ganz treulos geworden.

Und so sahen wir denn den Mann, noch aufrecht wie immer, nicht gebeugt von seinem bisherigen Unglück, noch immer im Besitze einer großen Summe, die er aber nicht mehr als sein Eigenthum betrachtete, festen

Schrittes in das Gewühl treten, in den sehr erregten Menschenknäuel, in welchem so viele verwegene Spieler ihr Unwesen treiben, und wo selbst die solide Kaufmannswelt oft genug von einem plötzlichen Schwindel ergriffen wird, wo der Pulsschlag des commerciellen Lebens fibrirt, wo Reich und Arm, Glanz und Elend, oft näher an einander grenzen, als Tag und Nacht.

Wie sahen den Hauptmann hineingehen, und stolz kehrte er zurück. Das Geschäft war abgeschlossen, der Erfolg lag noch im dunkeln Schooße der nächsten Zukunft. Die Hoffnung schwellte seine Lebenssegel. Er ging aufrecht der Hauptmann, wie ein alter Soldat den Kugeln entgegen geht — furchtlos und todesmuthig. Und wir sahen ihn noch einige Male mit demselben stolzen Schritte und sicherm Gange und mit geradem, steifem Nacken, als gehöre er zu den ersten Günstlingen des mächtigen Weltbezwingers, der in jenem bescheidenen Winkel wohnt, den schlüpfrigen Boden seines Hofes betreten und eben so wieder zurückkehren. Einmal glaubten wir sogar ein Strahl von Siegesfreude auf seinem gebräunten militärischen Antlitze schimmern zu sehen, und dann — sahen wir ihn zum letzten Male herauskommen. Welche Verwandlung! — Es war nur noch ein Schatten von dem Manne, welchen wir zuvor gesehen. Er ging schnell, mit einer Hast, als peitsche ihn die Angst vorwärts, einem verzweiflungsvollen Entschlusse zu. Seine Hand hielt krampfhaft seinen Stock, der Glanz seiner Augen war erloschen, sein Haar schien sich zu Berge zu sträuben, sein Haupt war vorgebeugt; so eilte er davon, so verließ der Hauptmann von Jachman das gefährliche, verhängnißvolle Haus, das er vor nicht gar langer Zeit als wohlhabender Mann betreten hatte, — fast bettelarm, völlig ruinirt.

Und als er nach Hause kam, da warf er seinen Hut auf den Tisch, den Stock in den Winkel, in heftiger Aufregung ging er im Zimmer auf und ab. Wohl zwanzig Mal knöpfte er seinen Rock auf und zu, sprach laut mit sich selbst, setzte sich nieder an seinen Schreibtisch, schrieb einige Worte, warf dann die Feder auf die Erde und zertrat sie zornig und zerriß das Papier, auf welchem nichts stand als die Worte:

Liebes, theures Kind! —

Und jetzt sogar rollte eine Thräne über seine Wange, er vermochte nicht länger an sich zu halten — er begann zu weinen wie ein Kind. So lag er eine Weile da, das Haupt auf die Arme gesenkt, niedergebeugt über den Schreibtisch. Er vergaß Alles um sich her — gleichsam als wollte er den Abschied weihen, den er von Rosa, von der Welt zu

nehmen entschlossen war, so sandte er mitten unter Thränen ein lautes, inniges Gebet zu dem Allmächtigen empor, dessen Schutz er sein geliebtes Kind zum letzten Male empfahl.

Er hatte in diesem feierlichen Momente nichts gesehen und gehört, dreimal war gepocht worden, dann wurde die Thüre, die nicht verschlossen war, geöffnet. Ein männliches Antlitz blickte hinein. Betroffenheit, Ueberraschung, Theilnahme malte sich auf dem jugendlichen, edlen Antlitze. Einen Augenblick schien er, der Fremde, unentschlossen, ob er einen Schritt vorwärts thun oder zurücktreten sollte. Dann verließ er das Zimmer wieder und schloß ganz leise die Thür.

Nach einer Weile schien Jachmann allen seinen Muth wieder zu gewinnen. Sein Haupt hob sich allmählig, er sah ruhig und gefaßt aus, ergriff eine andere Feder und begann mit fester Hand zu schreiben. Er besann sich nicht eine Sekunde, und überlas den Brief nicht noch einmal, versiegelte ihn und steckte ihn ein. Dann schrieb er wohl noch eine Stunde lang, und ordnete seine Papiere, die er in verschiedene Packete abtheilte und versiegelte. Hierauf nahm er ein Paar Pistolen, lud sie, und verbarg sie in seine Rocktaschen. Endlich machte er sehr sorgfältig Toilette und verließ seine Wohnung. Den Brief steckte er in einen der nächsten Briefkasten. Dann setzte er sich in eine Droschke, und befahl dem Kutscher, ihn nach der Hasenhaide hinzufahren. Doch mußte der Kutscher zuvor die Ueberdachung niederlassen.

Kaum setzte sich die Droschke in Bewegung, da trat ein junger Mann an den Halteplatz heran, flüsterte einem der Kutscher etwas zu, worauf dieser wie elekterisirt auf den Bock stieg, seine Peitsche ergriff, sein Pferd energisch antrieb und der Droschke des Hauptmanns nacheilte.

In der Nähe des Hallischen Thores hielt diese plötzlich stille. Man schien die nachfahrende Droschke vorüberfahren lassen zu wollen. Aber auch diese hielt im selben Momente stille.

Nun wurde der Schlag geöffnet, und der Hauptmann steckte den Kopf hinaus. Was soll das heißen? brummte er. Da er aber in der verschlossenen Droschke Niemanden erkennen konnte, so flüsterte er dem Kutscher etwas zu und dieser kehrte um und schien einen ganz entgegengesetzten Weg einschlagen zu wollen.

Aber die andere Droschke folgte.

Wahrscheinlich aus Bedacht, auf öffentlicher Straße keinen Skandal zu machen, beschloß der Hauptmann nun von seinem Verfolger weiter keine Notiz nehmen zu wollen. Der Kutscher mußte der Hasenhaide wieder

zu lenken und Jachmann fuhr nun bis an das Gehölz, wo er ausstieg. Die andere Droschke hatte ebenfalls Halt gemacht. Aber es stieg Niemand aus. Der Hauptmann trat mit seiner gewöhnlichen grimmigen Miene, wenn er aufgebracht war, an den Wagenschlag heran und blickte in den Wagen. Seine Ueberraschung war nicht geringe, als er den Herrn von Stawinski erkannte.

Der junge Mann grüßte sehr freundlich und stieg aus.

Aber, mein Herr, sagte der Hauptmann finster, warum verfolgen Sie mich? —

Weil ich Sie zu sprechen wünsche.

Nun, ich denke, dazu war Ihnen auf dem Wege bis hierher mehrmals die Gelegenheit geboten.

Ich war meiner Sache nicht sicher, ob Sie es wären, der vor mir her fuhr.

Sie konnten mich doch nur einsteigen gesehen, und mußten mich dann erkannt haben.

Ich sah Sie allerdings einsteigen und glaubte Sie zu erkennen — aber ich war meiner Sache doch nicht gewiß, da ich Sie aus einer ziemlichen Entfernung sah.

Und was wünschen Sie?

Ich beabsichtige nämlich mein Testament zu machen, und wollte Sie bitten, mein Testamentsexekutor zu werden.

Sie wollen Ihr Testament machen? — sagte der Hauptmann, welcher anfing, vielleicht zum ersten Male in seinem Leben, einem Manne gegenüber verlegen zu werden.

Ich habe es vielmehr schon gemacht, und wollte Sie nur um die Gefälligkeit bitten, diese Schlüssel zu meinem Sekretär entgegen zu nehmen.

Und Stawinski reichte dem Hauptmanne mehrere Schlüssel.

Aber, ich erlaube mir zu fragen, entgegnete dieser, warum Sie gerade mich dazu wählten? Ich bin durchaus nicht zuverlässig in solchen Dingen, ich bin gänzlich unvertraut mit dergleichen Geschäftssachen. Ich würde Ihnen den Assessor Brandon, als einen Mann empfehlen, dem Sie sich vollkommen sicher anvertrauen können.

Das weiß ich — und ich habe auch ihn zu meinem Testamentsvollstrecker ernannt und Herrn Meyer ebenfalls.

Nun — denn ist es ja vollkommen genug, und ich werde die Schlüssel keineswegs annehmen, Sie können sie ja einem der andern beiden Herren geben.

Ich habe keine Zeit.

Aber ich auch nicht, Herr! — rief der Hauptmann, bemüht, seine Verlegenheit durch seine gewöhnliche Heftigkeit zu cachiren.

Sie haben Zeit entgegnete der junge Mann, Sie haben gewiß einige Zeit für meine Angelegenheit, Herr Hauptmann. — Ich war bereits bei dem Assessor und bei Herrn Meyer und traf Beide nicht, dann eilte ich zu Ihnen und traf Sie ebenfalls nicht zu Hause, aber glücklicher Weise sah ich Sie noch zur rechten Zeit in die Droschke steigen. Ich wollte Ihnen außer den Schlüsseln noch eine bedeutende Summe Gelder in Papieren übergeben, die ich gerade bei mir trage. O, ich bitte Sie sehr, Herr von Jachmann, schlagen Sie mir im Interesse eines Wesens, das Ihnen so werth und lieb ist, diesen Dienst nicht ab.

Aber was haben Sie denn vor, junger Mann? Sie sind ja frisch und gesund. Wollen Sie sich duelliren? —

Nein.

Nun — was denn? —

Stawinski nahm ein ziemlich starkes, versiegeltes Packet aus seiner Tasche und sagte mit gedämpfter Stimme: Ich habe ein bedeutendes Vermögen, aber nur einen armen Anverwandten und einige wenige dürftige Freunde, die ich in meinem Testamente bedachte. Diese Summe hier aber bitte ich dem Fräulein Rosa zu übergeben, sie möge nach den Eingebungen ihres guten Herzens davon Gebrauch machen und sie verwenden, wenn sie deren nicht für sich selbst bedarf.

Ich nehme nichts an, sagte der Hauptmann barsch, wiewohl seine Stimme ein wenig zitterte, das können Sie selbst abmachen. Ich sehe nicht ein, warum Sie eines Vermittlers bedürfen. Ich sehe überhaupt nicht ein — was Sie eigentlich wollen. Doch nicht etwa —

Einen Selbstmord begehen? fiel Stawinski ein, dessen Gesicht plötzlich eine flammende Röthe überzog. Nein, Herr Hauptmann, ich werde die Achtung vor dem Wesen, an das ich mit ganzer Seele hänge und dem ich in meinem Herzen die reinste, erhabenste Freundschaft angelobt, nicht so schmählich verletzen, und an mein Angedenken eine Schmach, einen Makel heften. Ich werde ein edles Herz nicht so entsetzlich kränken, das es sich mit Schaudern von dem Leichenhügel abwenden müßte, der mich bedecken würde. Ich habe Muth genug, mein Leben und mein Leid zu tragen, und ich halte ersteres für mehr werth, als es mit frevelnder Hand wegzuwerfen. Aber ich sehne mich nach Kampf. Ich gehe in die Welt, und habe mich deshalb eines großen Theils meines Vermögens entäußert,

weil ich dessen, auf den Wegen, die ich gehen werde, nicht bedarf. Ich will es versuchen, was ich ohne andere Mittel, als ein tapferes Herz, und ohne Ansprüche an die Menschheit für mich selbst, für diese auszurichten vermag. Wollen Sie nun meine Bitte erfüllen?

Wollen Sie mir bis Morgen Zeit lassen, darüber nachzudenken? fragte der Hauptmann kaum mehr Herr seiner tiefen inneren Bewegung.

Bis Morgen? — Ja. Aber Sie müßten mir versprechen, daß Sie mir persönlich Ihre Antwort geben wollen.

Gut — ich erwarte Sie Morgen bis elf Uhr Morgens bei mir.

Diese Unterredung hatte unfern des Wagens, in dem Stawinski gefahren, stattgefunden. Dieser stieg nun wieder ein und fuhr in die Stadt zurück. Der Hauptmann ging sehr bedächtigen langsamen Schrittes in das Gehölz. Er vertiefte sich jemehr und mehr darin. Seine Stirn hatte sich in ernste, tiefe Falten gezogen. So verging mehr denn eine Stunde, da ließen sich plötzlich fast zu gleicher Zeit zwei starke Schüsse hören. — Dann rasche, feste Tritte. Der Hauptmann hatte seine Pistolen entladen und trat aus dem Walde eben so stolz das Haupt aufwärts gebeugt, eben so gerade den Nacken gehoben — wie ehemals.

Rosa saß und wand einen Kranz für ihre so früh dahin geschiedene Freundin. Gekleidet körperlich in Trauer und geistig in Wehmuth, hatte ihre schon an sich reizende Erscheinung noch an Holdseligkeit gewonnen. Ihre Blicke richteten sich noch öfterer als sonst zum Himmel empor. Sie hatte den Stern gefunden, welcher ihr guter Stern, der Stern der Freundschaft und der Liebe sein sollte, von dem sie glaubte — daß er der Stern ihrer heimgegangenen Freundin sei. Und diesen Stern mit tiefer Sinnigkeit betrachtend saß sie oft Stunden lang. Der Unsterblichkeit nachdenken, heißt sich in die Ewigkeit hineinleben. Und Rosa fand die Existenz einer Menschenseele zu schön, um nicht die Unsterblichkeit als ihr wesentlichstes Element zu betrachten.

Sie wollte an diesem Nachmittage Ottiliens Grab besuchen, und es von Neuem schmücken. Wer Gräber pflegt, erheitert das betrübte Herz, das der schöne Gottestrost der Vereinigung im Jenseit für die Trennung stärkt.

Die jungen Mädchen der Pension flatterten, bunten, schäkernden Schmetterlingen gleich, im Garten umher. Dann und wann kam eines und legte das gelockte Köpfchen auf Rosas Schooß, oder schmiegte sich an ihren Busen und fragte wohl auch, ob sie ihm bald wieder von dem

schönen Himmel erzählen würde, wo die hübschen, guten Engel wären und die Ottilie.

Da kam ein Brief an Rosa. Sie erbrach ihn. Schon flog ihr Blick darüber hin. Er war des Hauptmanns Hand. Noch eine Minute und der Kranz wäre sicher ihrer Hand entglitten und entsetzt hätte ihr Auge die Schriftzüge angestarrt.

Aber in diesem Augenblicke erfaßte eine Hand fest doch sanft die Hand, welche den Brief hielt. Es war Stawinski, welcher ihr den Freundschaftsdienst leistete.

Ich beschwöre Sie diesen Brief nicht zu lesen, sagte er, sichtlich tief bewegt, ich erbitte es von Ihnen kraft des Versprechens, welches wir uns gegenseitig angelobt, uns nichts zu versagen, was in unserer Macht steht. Ich begehre nicht, daß Sie etwa mir den Brief übergeben oder ihn zerzerreißen sollen. Ich bitte Sie nur ihn sofort wieder zu versiegeln, und ihn liegen zu lassen, bis ihn der Herr von Jachmann selbst von Ihnen zurückfordert. Mögen Sie ihn immerhin lesen, wenn dies bis Morgen Abend nicht geschehen ist.

Dem Herrn von Jachmann ist doch kein Unglück zugestoßen? sagte Rosa betroffen von dem Benehmen des jungen Mannes.

Ich habe ihn so eben wohl und gesund verlassen.

Der Inhalt des Briefes ist Ihnen also bekannt? —

Ich ahne ihn.

Und sind Sie nicht überzeugt, Herr von Stawinski, daß es — was dieser Brief auch enthalten möge — mich weit mehr beunruhigen wird, wenn ich ihn ungelesen bei Seite lege? —

Sie dürfen meiner Versicherung trauen, daß nichts vorgefallen ist, was Sie ernstlich beunruhigen könnte, und ich gebe Ihnen zugleich mein Wort, daß Ihnen der Herr von Jachmann dafür sehr dankbar sein wird, wenn Sie meine Bitte erfüllen.

So sei es, sagte Rosa, und sandte eines der Mädchen nach Licht, Siegellack und Papier, schloß den erbrochenen Brief in ein Couvert und versiegelte es.

Auf Stawinskis Antlitz leuchtete ein heller Strahl der Freude. Dann diesen Gegenstand als etwas Abgemachtes verlassend, sagte er, auf den Kranz deutend:

Sie besuchen heute Ottiliens Grab? —

Rosa bejahete.

Um welche Zeit?



In einer Stunde.

Stawinski lenkte hierauf das Gespräch auf verschiedene jedoch sehr ernste Gegenstände und empfahl sich dann. Eine Stunde später aber traf er mit Rosa an Ottiliens Rasenhügel zusammen. Es war ein feierlicher Augenblick. Ueber der sterblichen Asche derjenigen, welche ihm die innige, zärtlichste Freundschaft Rosas vermittelt, weihete er sich für immer ihrem Dienste. Die untergegangene Romantik des Mönchthums, welche selbst fürstliche Personen antrieb, einer heiligen unsichtbaren Himmelsbraut ein behagliches, glänzendes Leben zu opfern, und im Gewande der Demuth und der Dürftigkeit, der Buße und Beschwerniß, ihr Gebot der reinsten, aufopferndsten Menschenliebe zu erfüllen; die Romantik des Ritterthums, da edle Kämpen abentheuernd durch die Welt zogen, um das Lob ihrer Herzensköniginnen durch Großthaten zu erwerben, um ihrer Liebe würdig zu werden, diese seltsame Romantik lebte in Stawinski wieder auf. Um ein halbes Jahrhundert früher wäre er vielleicht Mönch oder fahrender Ritter geworden, in unserer modernen Zeit, welche zu berechnend ist, um an Begeisterung erkranken zu können, konnte der junge Mann keines von Beiden werden, und seine Selbstverleugnung war vielleicht um so größer. Denn weder die fromme Gläubigkeit, noch die Bewunderung der Menge konnte einem Märtyrerleben, das sich äußerlich durch nichts von der großen Masse unterscheiden wollte, einige Ermuthigung bieten.

Doch darum nicht minder fest und entschlossen, reichte Stawinski seiner Freundin jetzt über Ottiliens Grabeshügel die Rechte. Leben Sie wohl, sagte er mit gepreßter Stimme, Sie sollen bald von mir hören.

Möge Gott Ihr Beschützer sein, mein Freund, entgegnete Rosa tief bewegt, meine Gedanken, meine besten Wünsche werden Sie überall geleiten.

So trennten sich die Beiden.

Am andern Morgen besuchte Stawinski den Hauptmann. Er fand ihn ruhig und gefaßt. Er war nicht mehr der Mann von gestern, auch nicht mehr der Mann von ehedem. Ein gewisser feierlicher Ernst, der von seinem gewöhnlichen Bramarbas sehr verschieden war, lag in seinem ganzen Wesen.

Er ergriff feierlich Stawinskis Hand und führte den jungen Mann an's Sopha hin, woselbst er sich neben ihn nieder ließ.

Junger Freund, sagte er, ich bin ihr Schuldner geworden. Sie haben mich gestern von einem unseligen Entschlusse zurückgehalten. Ich

war gestern auf dem Wege, ein großer Taugenichts zu werden — und Sie haben mich mir wieder gegeben. Wissen Sie wohl, was gestern meine Absicht war, als wir uns trafen? —

Ja, ich weiß es; versetzte Stawinski.

Sie wissen es? —

Sie wollten sich eine Kugel durch den Kopf jagen.

Der Hauptmann sah den jungen Mann mit einer Miene an, in der sich die größte Ueberraschung mit dem höchsten Unmuthe mischte.

Herr, wie wissen Sie das? fragte er dann aufbrausend.

Ich habe eine Pistole in Ihrer Tasche gesehen —

Doch erst als ich ausstieg? —

Als Sie ausstiegen, allerdings.

Und darauf hin wagen Sie einen Selbstmord zu präsumiren? —

Ich habe Sie vorher heftig weinen gesehen —

Herr — mich weinen! —

Stawinski ließ sich durch die Heftigkeit dieser Frage durchaus nicht abschrecken. Er erzählte dem Hauptmann mit der größten Ruhe, daß er — als er trotz mehrmaligem Pochen — keine Antwort erhalten, die Thüre geöffnet habe und unbemerkt einen Augenblick der ganz unfreiwillige Zuschauer seiner Gemüthserschütterung gewesen.

Und diese brachten Sie mit der Pistole in Verbindung, und argwöhnten einen Selbstmord? —

Ich glaubte es.

Sie spielten also eine einstudirte Rolle, Herr? —

Keinesweges, Herr Hauptmann. Es blieb mir aber schicklicher Weise, da ich so willenlos zum Zeugen Ihrer Gemüthsstimmung wurde, weiter nichts übrig, als mich, wenn es anging, unbemerkt wieder zurückzuziehen Ich hatte aber Eile und wollte um jeden Preis noch gestern mit Ihnen reden. Ich trat in das Caffee Ihnen gegenüber, um dort eine Stunde zu warten, da sah ich Sie aus Ihrem Hause hinaustreten. Sie warfen einen Brief in einen Kasten und stiegen darauf sofort in eine Droschke. Nun folgte ich Ihnen. Verschiedenes an Ihrem Wesen machte mich bedenklich. Es gab eine Zeit, wo ich selbst mal einen Augenblick lang mich mit dem entsetzlichen Gedanken des Selbstmordes herumtrug. Ich habe ihn, Gottlob, überwunden, und ich hoffe, auch Sie.

Ich will es nicht leugnen, junger Freund, sagte der Hauptmann nach einer Weile, daß Sie auf rechter Fährte waren. Ich habe mein ganzes nicht unbedeutendes Vermögen durch unglückliche Spekulationen

fast gänzlich verloren. Ich war ein reicher Mann, und jetzt bin ich ein Bettler.

Und weiter ist es nichts? sagte Stawinski ruhig.

Nein, mein Freund, weiter ist es nichts, versetzte der Hauptmann, ich war auch mal einen Augenblick ein Narr. Ich glaubte, als ich mich plötzlich arm wußte, es wäre kein Platz für mich mehr auf dieser Welt. Ich vergaß, wie viele hundert Tausende arme, hilflose, zarte und schwache Geschöpfe nichts besitzen, als ihren Lebensmuth und die Bescheidenheit ihrer Bedürfnisse, nichts als den guten Willen, durch die Welt zu kommen, und sich zum Lohne dann und wann an den kleinen Freuden zu erholen, die ihnen ihre armselige Lage so spärlich zufließen läßt. Und ich, ein Mann, in der Fülle seiner Kraft, der so lange Zeit auf dem Lotterbette müßig dagelegen, sollte verzweifeln, und verzagen, da ich das Leben nun mehr von seinen dunkeln, düstern Seiten kennen lernen soll? — Nein, ich stehe fest, und woher ich mich auch bestimmen werde, ich will mit demselben Muthe dem Unglücke die Stirn zeigen, mit welchem ich das Glück — allerdings verdienstlos — hingenommen.

Und nun erzählte der Hauptmann ruhig und gelassen, als wäre es ihm gar nicht selbst begegnet, auf welche Weise er den Verlust seines Vermögens sich zugezogen. Jedoch verschwieg er Alles, was in irgend einer Beziehung zu Rosa stand. Nur das erwähnte er, daß Schnahse ihn bei seinen Operationen unterstützt, daß das Geld zum größten Theil durch dessen Hände gegangen, daß er fast überall der Vermittler war, daß er jedoch nicht glaube, daß der Mann irgend einen unredlichen Verdienst erworben.

Stawinski schwieg, aber er war anderer Meinung.

Ich habe mich auch einmal verleiten lassen, sagte er, an der Börse zu hasardiren, und ich habe gewonnen. Ganz gewiß würde ich weiter gegangen sein und vielleicht mehr verloren, als gewonnen haben, wenn ich damals nicht — Ihre liebe Rosa kennen gelernt hätte. Ich habe übrigens niemals auf Geld einen Werth gelegt und niemals habe ich nur einen Augenblick darnach getrachtet, mein Vermögen zu vermehren. Jetzt habe ich mich dessen bis auf das geringste Einkommen von fünfhundert Thalern gänzlich entäußert. Ich hoffe aber dennoch mich recht reich zu fühlen.

Ich hoffe, sagte der Hauptmann, daß man auch mit einem Auskommen von dreihundert Thalern glücklich und zufrieden leben kann. —

Ganz gewiß, sagte Stawinski, es kommt nur darauf an, auf Genüsse

zu resigniren, die uns zu künstlichen Bedürfnissen geworden sind und eine Menge Eitelkeiten zu überwinden, die uns zu freiwilligen Sklaven machen.

Meine verzweiflungsvolle Stimmung, fuhr der Hauptmann nach einer Weile fort, entsprang auch weniger meiner Selbstsucht, als dem trüben Gedanken, daß ich nun der Mittel beraubt bin, Andere zu beglücken.

Stawinski verstand sehr wohl, was der Hauptmann damit sagen wollte und indem er dessen Hand ergriff, versetzte er:

Mein lieber Herr Hauptmann, darf ich ganz offen und frei mit Ihnen reden?

Sprechen Sie, junger Mann, sagte der Hauptmann, Sie reden wahrlich nicht so schlecht, als daß ich nicht mit Vergnügen jedes Ihrer Worte anhören sollte.

Sie wissen, hub jetzt Stawinski mit einer gewissen Feierlichkeit an, daß ich Rosas Freund bin. Sie selbst, Herr Meyer und der Assessor haben diese Freundschaft anerkannt. Wir haben uns an Ottiliens Sterbebette darüber verständigt. Sie haben wir gestattet, mich Rosas Bruder nennen zu dürfen. Sie haben der Sterbenden angelobt, fortan kein Mißtrauen in meinen Charakter setzen, durch keine Eifersucht ein Verhältniß trüben zu wollen, das stets über jeden Makel, über jeden Verdacht erhaben sein muß, ja, Sie waren großherzig genug, dies zu versprechen und — zu halten. Sie sollen sehen, daß Sie Ihre Großmuth keinem Unwürdigen geschenkt. Ich werde schon Morgen Berlin verlassen, um vielleicht niemals wieder zurückzukehren, oder doch nur auf kurze Zeit, um meine gute Schwester und ihre Freunde glücklich zu sehen. Und dann ziehe ich wieder in die Welt, allen Ueberfluß, alle Vorzüge meines Standes von mir werfend, im beständigen Verkehr mit der Armuth, um ihre Noth, ihre Mühen, ihre Sorgen und ihre trügerischen Hoffnungen kennen zu lernen. Ich will unter den Armen wandeln wie Einer völlig ihres Geichen. Ich will sie ohne alle Verstellung, schlecht und gut wie sie sind, kennen lernen. Ueber mein Vermögen habe ich bereits verfügt. Ich überlasse die größere Hälfte unserer Rosa, doch mit der Bestimmung, daß das Kapital vollkommen sicher angelegt werde. Die Zinsen mag sie nach Belieben verwenden, die andere Hälfte aber habe ich armen Freunden vermacht und mir nur so viel vorbehalten, als ich nothwendig gebrauche, um nicht betteln oder für Geld arbeiten zu müssen. Wenn ich dann vielleicht nach zehn oder mehr Jahren hinlängliche Erfahrungen

eingesammelt haben werde, wenn ich eingesehen, welche neue Bahn man einschlagen muß, um der Armuth ein Asyl zu gründen, sie der Verachtung, die auf ihr lastet, sie lähmt und lebendig den Todten zugesellt, zu entreißen, dann will ich mich mit dem vorhandenen Kapital und unter Rosas Beistand an diesen heiligen Versuch machen, an die Auflösung eines Problems, welches die schwerste, aber würdigste Aufgabe unserer Zeit ist. Das ist mein Plan. Ob ich jemals bis zu seiner Ausführung gelangen werde, das steht in Gottes Hand. Mein Testament ist gemacht und ich richte nun noch einmal die Bitte an Sie, ob Sie an Rosa die für sie bestimmten Papiere, jedoch erst zwei Tage nach meiner Abreise, Sonnabend also, übergeben wollen? —

Der Hauptmann saß, während Stawinski sprach, mit gesenktem Haupte da. Seine Miene aber war ungemein finster. Es regte sich vielleicht etwas in seinem Herzen, was ihm wie Beschämung erschien. Diese fast überirdische, wahrhaft romantische Liebe des jungen Mannes überwältigte ihn. Seine Worte betäubten ihn gleichsam, und sein gegenwärtiger Seelenzustand wurde sehr entsprechend von ihm selbst bezeichnet, indem er in sich hineinbrummte:

Nun erst möchte ich mich todschießen! —

Und nun noch Eins, fuhr Stawinski fort. Ich war gestern bei Rosa, um von ihr Abschied zu nehmen, und kam gerade darauf zu, als sie einen Brief von Ihnen, den sie eben bekommen hatte, lesen wollte. Ich bat Sie indeß den Brief ungelesen wieder zu versiegeln und ihn bei Seite zu legen, und es ebenso mit einem zweiten zu machen, den sie vielleicht noch vor heute Abend empfangen würde. Diese Bitte, deren Grund sie glücklicher Weise nicht ahnen konnte, machte sie ungemein betroffen, aber ich beruhigte sie, und sie erfüllte meine Bitte. Sie werden also diese Briefe — denn ich vermuthe, daß Sie gestern noch einen zweiten abgesendet, ungelesen zurück erhalten können, wenn Sie noch heute schrieben.

Jetzt sprang der Hauptmann auf. Er packte Stawinskis Kopf mit beiden Händen, als wollte er ihm denselben abschrauben, dann küßte und umarmte er ihn wie ein zärtlicher Vater seinen hoffnungsvollen Sohn, und sagte endlich mit gepreßter Stimme:

Jetzt aber machen Sie, daß Sie fortkommen. Ich werde Ihren Auftrag getreulich erfüllen. Gehen Sie, gehen Sie, Sie sind ein schlechter Mensch! —

Und halb weinend, halb lachend, mit einer komischen Hast, führte

er den jungen Mann bis an die Thüre, als wollte er ihn gerades Weges hinauswerfen. Und er warf ihn wirklich hinaus. Als er aber fort war, schloß er sich ein und zankte sich eine Stunde lang wacker aus, nannte sich einen Egoisten, einen verkümmerten Liebhaber, einen pergamentzähen Hagestolzen, einen Narren, und Gott weiß, was noch. Er beschloß diese gemüthlichen Apostrophen damit, daß er sich feierlichst einen ewigen Haß gegen sich selbst angelobte, wenn er sich minder stark und großherzig zeigen sollte, als ein so junger Mensch, dessen Vater er sein könnte.

Hierauf schrieb er an Rosa und erbat sich seine Briefe zurück.

Drittes Kapitel.

Meister Brese ertheilt einer bekannten Person Audienz.

Meister Brese saß mit einer Miene, die mehr verrieth, als Selbstgenügsamkeit, die den erhabensten Gleichmuth bekundete, bei seinem frugalen Abendbrode. Monsieur Wilhelm — wie ihn Brese beim Diner und Super zu nennen pflegte — half wacker mit, und Freund Karo that ebenfalls sein Mögliches, indem er die Vorderpfoten auf den Tisch setzte und bald nach des Meisters, bald nach Wilhelms Hand schnappte. Auf dem Tische stand ein Krug Weißbier, von dem der Meister behauptete, daß es einen leisen Anflug von Säure habe, eine übrigens sehr häufige Eigenschaft dieses beliebten Berliner Getränkes. Daneben lag eines jener bekannten cylinderförmigen Brode, welche sich sowohl durch ihre Länge, als durch die Schnelligkeit auszeichnen, mit der sie bei zahlreichen Familien zu verschwinden pflegen. Außerdem befand sich noch Butter, Salz und schwarze Rettige auf dem Tisch, welche bei Karo sehr verpönt, aber ein Lieblingsgericht des Meisters und seines Lehrlings waren.

Letzterer, welcher überhaupt mehr ein Mann der Thaten als der Worte genannt werden konnte, bewies namentlich beim Essen, wie viel Klugheit ein schweigsamer Mund verrathe, während der Meister mehr sprach als aß. Brese war ein zu großer Freund der Unterhaltung, um

bei Tische nicht den Kürzeren zu ziehen, besonders Wilhelm gegenüber, der nicht die geringste Miene machte, ihm jemals zu widersprechen.

Wilhelm, begann der Meister nach einer Pause, die er dazu benutzt hatte, das ein wenig nachzuholen, was er bisher durch seine Gesprächigkeit versäumt hatte, Wilhelm, heute war für uns ein sehr merkwürdiger Tag.

Sehr; bestätigte Wilhelm mit einem Laconismus, der classisch war und von einem stummen Spartaner entlehnt zu sein schien.

Ja sehr, wiederholte Brese, wirklich sehr. Du hast ganz Recht, Wilhelm.

Wilhelm verschluckte aus Freude über diese Anerkennung seines Meisters so unvorsichtig einen großen Bissen Brod, daß durch sein hierdurch verursachtes Husten abermals des Meisters Redefluß unterbrochen wurde. Dieser legte rasch ein Stück Rettig auf den Nacken seines Lehrlings, eine Art Sympathie, welche bei solchen Zufällen von Wirkung sein soll.

Ja, es war ein merkwürdiger Tag, fuhr er dann fort, ich habe aber immer darauf gewettet — nicht Wilhelm, habe ich nicht immer darauf gewettet? —

Immer; entgegnete Wilhelm, der sich für die durch sein Husten verloren gegangene Zeit nach Kräften jetzt entschädigte, so daß das Brod bereits zu einem Atom sich zu verkleinern begann.

Ich habe allerdings immer darauf gewettet, daß mir mit allen meinen Buchschuldnern noch etwas Merkwürdiges begegnen würde. Ich habe auf mein Buch gewettet, auf mein Buch, Wilhelm (Wilhelm blickte bei dem Worte Buch höchst respectvoll seinen Meister an), daß der Herr Gottlieb noch einer großen Zukunft entgegen gehen würde, und richtig scheint er gegenwärtig wirklich diese große Zukunft erreicht zu haben.

Es scheint mir auch so, sagte Wilhelm.

Scheint? entgegnete Brese, nein, es ist so, Wilhelm, von scheint kann hier gar keine Rede sein. Hat er heute sich nicht einen höchst noblen Anzug bei uns bestellt, und uns aufgegeben, ihm die Rechnung quittirt — denke Dir, q u i t t i r t, Wilhelm — (Wilhelm schüttelte voll Bewunderung mit dem Haupte) gleich mit beizusenden? — Und sogar auch über die alte Schuld soll ich ihm eine quittirte Rechnung schicken. Und jetzt soll mir Jemand sagen, ob ich nur einen Pfennig — einen Pfennig, Wilhelm — an meinem Buche verlieren muß! —

Keinen Pfennig, stimmte Wilhelm bei.

Da hast Du ganz Recht, Wilhelm, fuhr der Meister fort, Du bist ein Mann von Einsicht. Du wirst einmal Deinem Meister Ehre machen. Greif zu, Wilhelm. Iß Dich nur satt. Bis Morgen früh giebt's nichts mehr.

Wilhelm machte ein sehr klägliches Gesicht, denn es gab durchaus kein eßbares Object mehr auf dem Tisch, an dem er sich hätte vergreifen können.

Dieser Gotlieb, fuhr Brese fort, war immer ein Mann, auf den ich große Hoffnungen gesetzt. Ich habe ihm schon vor Jahren prophezeiht, er würde noch einmal eine hohe Stellung im Staate einnehmen.

Hat er denn jetzt ein Amt bekommen? fragte Wilhelm.

Wird es noch bekommen, Wilhelm, wird es, ich wette. Bisjetzt hat er nur, wie ich eingesehen habe, eine große Erbschaft erlangt. Er wird es noch geheim halten wollen, und deshalb sprach er so unter der Blume. Aber Meister Brese braucht nur einen halben Wink zu erhalten. Der alte Gottlieb sei gestorben, sagte er, und er als Werner wieder geboren. Und nun müsse er noch seine Tochter aufsuchen und dann würde er ein steinreicher Mann sein. Den Meyer aber müsse er bis auf's Blut verfolgen, denn er verheimliche ihm seine Tochter. Siehst Du ein? — Dahinter steckt lauter Geheimniß. Dahinter steckt was Großes, Wilhelm. Das sind Verhältnisse, in die ein gewöhnliches Menschenkind gar nicht hineingerathen kann.

Ist Herr Gottlieb denn verheirathet gewesen? fragte Wilhelm, der jetzt, da er keine andere Mundbeschäftigung hatte, etwas weniger einsilbig war.

Hm, versetzte Brese, was man so nennt verheirathet, war er eigentlich nie. Aber deshalb kann er doch eine Tochter haben. Es giebt Verhältnisse, Wilhelm, in denen man eine Frau haben kann und doch keine Frau, ein Kind und doch kein Kind, Verhältnisse oder sogenannte magnetische Ehen — verstehst Du, Wilhelm? — ich meine magnetische Ehen —

So was sich anzieht; bemerkte Wilhelm.

Ganz richtig, Wilhelm. Fürstliche Personen z. B. leben sehr oft in magnetischen Ehen, weil auch bei ihnen zuweilen die Liebe quer durch die diplomatische Rücksicht geht. Und um nun gegen nichts anzustoßen — denn große Herren stoßen sich nicht gern, Wilhelm — helfen sie sich mit den magnetischen Ehen, was sie nicht genirt, Wilhelm, denn sie lassen sich nur an der linken Hand trauen, und behalten sich die rechte frei.

Diese Unterhaltung wurde durch das bescheidene Pochen einer sehr bescheidenen Hand unterbrochen, und auf Meister Breses „Herrein" trat Mamsell Gumpel nebst Hut, Umschlagetuch und Sonnenschirm mit vielen Knixen und Körperwindungen in das Atelier.

Meister und Lehrling sprangen überrascht auf. Der Erstere namentlich schien dieser Jungfrau oder vielleicht jeder Jungfrau gegenüber ein ganz anderer Mann zu sein, wenigstens zeigte er jetzt mehr Unsicherheit und Verlegenheit in seinem Benehmen, als dies sonst der Fall war. Er rückte sein Käppchen hin und her, und setzte der Mamsell Gumpel statt eines Stuhles einen Schemmel hin, statt Karo kusch, sagte er Wilhelm kusch, und statt Mamsel Gumpel sagte er unaufhörlich Mamsell Karo. Kurz der Meister war ganz perplex. Sein Glück war es indessen, daß es die Gumpel nicht minder war. Sie verneigte und drehte sich noch immerfort, als könne ihr Körper aus seinen Schwingungen gar nicht wieder heraus kommen. Der Sonnenschirm entglitt ihren Händen, und da sie und der galante Meister Brese sich zu gleicher Zeit darnach bückten, fuhren sie mit den Köpfen so hart an einander, daß Mamsell Gumpel laut aufschreien mußte, der Meister aber sein Käppchen verlor. Nun angelten sechs Arme zugleich darnach, um es von der Erde aufzufischen, Wilhelm aber geizte besonders nach der Ehre, es zu erhaschen, wobei jedoch der arme Bursche so derb gegen die Stuhlecke fuhr, daß er wie ein Besessener in der Stube umhersprang. Natürlich war Mamsell Gumpel hierüber sehr entsetzt, nahm ein Handtuch, feuchtete es an und wickelte es dem Burschen um den Kopf, der nun in seinem weißen Turban wie ein Türke aussah, zumal da er sich mit übereinander geschlagenen Beinen auf den großen Schneidertisch setzte.

Nun endlich war Mamsell Gumpel so weit, sich niedersetzen zu können, und Meister Brese hatte sich so weit erholt, daß er die Frage an sie richten konnte, welchem Zufall er das Glück zu verdanken habe, sie zu einer so ungewöhnlichen Zeit bei sich zu sehen. Und Mamsell Gumpel sagte mit einem wehmüthigen Lächeln, dieses Glück habe er einem Unglück zu verdanken, denn sie sei außer Dienst und Brod, und sie wohne jetzt bei Wilhelms Mutter und ihrem kleinen Pathen Oskar Kirschgrün. Und nun erzählte sie getreulich, wie es ihr bei der Bremer ergangen. Meister Brese sah seinen Lehrling mit einer so stolzen, triumphirenden Miene an, als hätte ihm die Gumpel so eben eine gewonnene Schlacht verkündet. Wilhelm, sagte er, worauf habe ich gewettet? — Habe ich nicht gesagt, daß heute ein sehr merkwürdiger Tag für uns ist? — Hast

Du gehört, was der Pathe Deines kleinen Bruders begegnet ist? — Außer Dienst und Brod! — Sieh mal — das ist nicht bitter. So mir nichts dir nichts. Als wenn alle Menschen von ihren Zinsen leben könnten. Diese Madame Bremer muß eine schlechte Kreatur sein, mein liebes Mamsell Fräulein, denn Sie sind eine brave Person, und wer Sie außer Dienst und Brod zu setzen vermag, ist in meinen Augen sehr gesunken. Wilhelm, ist sie nicht in meinen Augen sehr gesunken? —

Ich werd' es ihr gedenken, sagte Wilhelm mit einer finstern Entschlossenheit, indem er mehrere Male mit seinem beturbanten Haupte schüttelte.

Meister Brese sah auf seinen Lehrling mit einer wahrhaften Ehrerbietung, dann blickte er die Gumpel mit einer Miene an, in welcher der ganze Stolz eines Meisters lag. Sie haben so eben gehört, sagte er, was Wilhelm ausgesprochen hat. Seien Sie überzeugt, Fräulein Karo — Meister Brese versprach sich bei der Anrede fast jedesmal — daß er Sie eben so würdig und entsetzlich rächen wird, wie er für mich dereinst an einer gewissen Jemand Rache genommen. Nur Geduld, nur Hoffnung, nur Muth, meine Liebe. Man muß niemals verzagen. Der alte Gott lebt immer noch. Nicht wahr Wilhelm, sage ich nicht immer, daß der alte Gott noch lebt?

Meister sagt das täglich hundert Mal; bestätigte der Lehrling.

Da hören Sie es, fuhr Brese fort. Es ist also ganz unnütz, wenn Sie sich Sorgen machen. Ist Ihnen ein Abendbrod gefällig, mein liebes Fräulein Bremer — Hexe wollte ich sagen — Gumpel wollte ich sagen. Ich meine diese Madame Bremer ist eine Hexe. Gesäckt müßte sie werden, wie eine Kindesmörderin bei der langen Brücke, wie das in Heßlein's berühmten und berüchtigen Häusern von Berlin zu lesen ist. Nun essen Sie, meine Liebe, Wilhelm decke den Tisch, setze Alles auf, was da ist.

Es ist nichts mehr da; entgegnete Wilhelm.

Wilhelm, es muß noch eine Gurke da sein, und ich wette auch noch ein halber Kuhkäse, und ein paar Pellkartoffeln von ehegestern, und ein Stückchen Hering. Etwas schwarzer Rettig muß auch noch da sein.

Ich habe Alles aufgegessen, Meister, sagte Wilhelm.

Brese blickte die Mamsell Gumpel abermals mit einem so stolzen Lächeln an, daß die arme Person ganz verlegen wurde. Nun, was sagen Sie, mein gutes Fräulein, sagte er, giebt es einen bravern Burschen, als unsern Wilhelm Kirschgrün? — Sinnt er nicht immer auf seines

Meisters Nutzen? — Läßt er wohl irgend etwas verkommen und verderben? — Gehe, mein Junge, fuhr der Meister dann wieder gegen Wilhelm gewendet fort, hole etwas Gutes.

Trinken Sie lieber einen Kümmel oder Weißbier, liebstes Fräulein?

Ich muß bestens danken, Herr Brese, versetzte die Gumpel, ich bin nicht deshalb gekommen. — Ich wollte Ihnen, als altem Bekannten und dem Meister unsers Wilhelm nur die Anzeige machen, daß ich auf einen neuen Dienst reflektire, und da Sie mit sehr vielen Leuten bekannt sind, so könnte es wohl sein, dachte ich, daß Sie mal etwas hören. Und dann wollte ich Sie bitten, an mich zu denken.

An Sie zu denken? entgegnete Brese. Freilich werde ich an Sie denken. Ich werde immer zu an Sie denken. Und ich wette — Wilhelm merke Dir, ich wette! — daß ich Ihnen einen zehnmal bessern Dienst verschaffen werde, als Sie bei der schlechten Person gehabt haben.

Für diese Zusicherung konnte die Gumpel nicht genugsam danken. Meister Brese wurde wieder sehr verlegen, und, um sich den Dankesäußerungen des Fräuleins zu entziehen, machte er sich unter einem sehr schlauen Vorwande in die Küche hinaus, entschlüpfte hier und kehrte mit Bier, Brod, Schinken und Wurst beladen zurück. Mamsell Gumpel machte eine sehr verlegene und Wilhelm eine sehr glückliche Miene — denn er hatte wieder Aussicht sich seines Meisters Lob zu erwerben — als dieser in die Stube trat. Hurtig sprang er vom Tische hinunter, deckte das Tischtuch auf, und nun mußte sich die Gumpel trotz all' ihrem Sträuben daran niederlassen, und da sie doch wenigstens durchaus nicht allein essen wollte, setzte sich der Meister neben sie, und es schien sich ganz von selbst zu verstehen, daß auch Wilhelm sich wieder an den Tisch setzte und für den Nutzen seines Herrn die größten Anstrengungen machte.

Mamsell Gumpel aber aß weniger, als sie sich damit befaßte, Stullen zu schneiden und zu belegen, die groß genug geriethen, so, daß namentlich Wilhelm die Hand der Gumpel zehnfach segnete. Aber auch Meister Brese erklärte, es wäre etwas ganz Ungeheuerliches, welchen Appetit er mit einem Male wieder habe, obwohl er vor Kurzem ganz satt vom Tische gegangen sei. Das Fräulein mache aber ihre Sache so allerliebst und appetitlich, daß er essen müsse, und wenn sie bis zum frühen Morgen in Einem fort Stullen schnitte.

Mamsell Gumpel wußte gar nicht, was sie zu solchen Schmeicheleien sagen sollte und sie sagte auch wirklich nichts, sondern schnitt und schmierte

immer zu, bis sie sich fast in die Hand geschnitten hätte. Es ging aber noch gut und nun mußte sie endlich des Meisters Andringen nachgeben und ebenfalls essen.

Es verging der kleinen Gesellschaft ein sehr angenehmes Stündchen. Meister Brese war ungewöhnlich aufgeräumt und schloß mit Wilhelm mindestens zwei Dutzend Wetten ab. Dieser pflichtete seinem Meister in allen Wetten unbedingt bei, denn er war wieder sehr einsilbig geworden. Kurz, die Gumpel schied um zehn Uhr wahrhaft gerührt von der Aufnahme, die sie gefunden, und Meister Brese drückte ihr die Hand auf eine äußerst zärtliche Weise und er beneidete ordentlich seinen Lehrling, der als Bruder des kleinen Oskar Kirschgrün das Recht hatte, von ihr geküßt werden zu dürfen. —

Wilhelm, sagte der Meister, als die Gumpel endlich fort war, indem er nachdenklich den Finger an die Nase legte, was meinst Du — soll ich wetten? —

Wilhelm machte ein höchst bedenkliches Gesicht. Er glaubte, der Meister müsse wohl zu viel getrunken haben. Eine solche Frage von ihm war ihm noch nicht vorgekommen. Sie klang ihm ordentlich unheimlich.

Wilhelm, soll ich wetten? — fragte der Meister noch einmal, indem er seinem Lehrling mit feierlichem Ausdrucke ansah.

Die Wette verlieren Sie Meister, versetzte Wilhelm, denn Sie fragen — und haben also kein Zutrauen zu sich.

Wilhelm, sagte der Meister entschieden, ich wette, daß ich die Wette nicht verlieren werde. Wenn ich einmal frage, ob ich soll, dann bedeutet das: daß ich verschiedene Bedenklichkeiten gehörig berücksichtigt habe. Wilhelm, Du weißt, daß ich des Glaubens bin, daß ich mit einem Frauenzimmer entschiedenes Unglück haben würde. Wenn ich also nicht wüßte, daß ich niemals eine Wette verlieren kann, dann würde ich glauben, daß ich darauf wetten könnte, daß wir — ich meine das Fräulein Gumpel und ich — uns sehr gut vertragen würden. Was sagst Du dazu, Wilhelm? —

Sehr gut, versetzte der Lehrling. Sie schneidet prächtige Stullen.

Ja, sie hat vielen Anstand, fuhr der Meister fort. Sie würde ihren Mann ungemein nobel repräsentiren. Und sie hat Figur, Wilhelm, sie hat wirklich sehr viel Figur, und ich wette, mein Junge, daß sie noch einmal einen Mann recht glücklich machen wird; denn sie kann was leisten.

Ja, sie ist sehr gut in der Wirthschaft, bestätigte Wilhelm, meine Mutter lobt sie ungemein.

Lobt sie, Wilhelm, das kann ich mir denken. Siehst Du, diese Dinge wollt ich Dir nur zu bedenken geben und ich frage Dich nun nochmals, Wilhelm, soll ich wetten? —

Ja, wetten Sie nur Meister; versetzte Wilhelm.

Nun, so wette ich auf eine baldige Hochzeit, Wilhelm. Der Bräutigam ist schon fertig und die Braut ebenfalls, es frägt sich nur noch, ob sie will. Wilhelm, meinst Du, daß sie wollen wird?

Wer? fragte der Lehrling.

Nun, Fräulein Gumpel.

Was? fragte Wilhelm wieder.

Nun, ob sie Hochzeit machen will.

Ja, Meister ich wette! — sagte Wilhelm plötzlich mit einer solchen Energie, daß ihn sein Meister ganz erstaunt ansah.

Und mit mir, Wilhelm? —

Nein, Meister, mit mir, denn sie nannte mich immer ihr Männchen.

Das war purer Spaß, Wilhelm. Du siehst doch wohl ein, daß Du noch zu jung bist, um ihr Mann sein zu können. Glaubst Du also, daß sie mich nicht ausschlagen wird? —

Ich werde ein gutes Wort für Sie einlegen, Meister, sagte Wilhelm. Ich gelte viel bei ihr.

Thue das, mein Junge, und ich verspreche Dir zu meiner Hochzeit einen ganz neuen Anzug mit einem Hut, hörst Du Wilhelm, mit einem Hut, wonach Du Dich schon so lange gesehnt hast.

Wilhelm war von diesem Versprechen ganz entzückt, er gelobte seinem Meister nochmals für ihn ein gutes Wort einzulegen und Brese begab sich nun mit dem Vorsatze zu Bette, am andern Tage mit Wilhelm darauf zu wetten, daß er die ganze Nacht von dem Fräulein Gumpel geträumt habe.

Viertes Kapitel.

Ein Polterabend.

In der Straße, in welcher Meyer mit seinem Diener Jakob und dem Herrn Baldrian residirten, verrieth eine ungewöhnliche Aufregung der hoffnungsvollen Jugend ein außerordentliches Ereigniß. Ein halbes Dutzend kleiner Spitzbuben schien irgend ein Attentat an einem unschuldigen Gegenstand ausüben zu wollen, sie unschwärmten das Haus, in welchem Baldrian wohnte, recognoszirten sehr sorgfältig das Terrain, blickten mit schlauen Mienen zur Bel-Etage hinauf, verschwanden dann einzeln in den benachbarten Häusern, Höfen und Kellern, um bald darauf mit vollen Händen zurückzukehren. Es schien auf nichts Geringeres abgesehen zu sein, als auf eine Bestürmung des Hauses, denn dann und wann lief einer der Jungen vor, man vernahm einen lauten Schlag und ein Topf oder sonst irgend ein nichtsnutziges Stück Küchengeschirr krachte gegen die Thüre.

Es war Niemand in der Straße, dem diese heillose Friedensstörung einer friedlichen stillen Hausthüre mehr Vergnügen gewährte, als unserm Jacob. Er lag am Fenster in der Stube seines Herrn, welcher gerade abwesend, und ermuthigte die kleinen, verwegenen Buben durch verblümte Lobeserhebungen, erlaubte ihnen eventualiter sich in das Haus, welches sein Herr bewohnte, zu flüchten, ja, er hatte sogar in seiner Küche ein geheimes Arsenal von Töpfen, Schüsseln und Tassen angelegt, die er schon vier Wochen, in Vorbedacht dieses Abends, entweder mit eigenen Händen zerbrochen, oder im Hause bei allen ihm bekannten Mädchen eingesammelt hatte. Er hatte dies förmlich systematisch betrieben. Schon vor vierzehn Tagen erklärte er eines schönen Morgens, da er mit seinem Herrn über Wirthschaftsangelegenheiten sprach, alle Töpfe, Kannen, und was sonst von Ton, Steingut oder selbst von Porzellan war, für invalide und völlig undbrauchbar. Herr Meyer meinte, daß allerdings in der letzten Zeit sehr viel zerbrochen worden, gab seinem Diener Geld, um Ersatz zu schaffen und ermahnte ihn beiläufig, ein wenig vorsichtig mit dem Geschirre umzugehen, denn es dünke ihm doch, daß in ihrer kleinen Junggesellenwirth allzuviel zerbrochen würde. Jakob protestirte feierlichst gegen diese Auffassung so gebrechlichen Wesen gegenüber, und rechnete die Töpfe,



Tassen, Kannen, Schüsseln, Gläser und Gott weiß was noch der Reihe nach her, welche in nur acht Tagen eine Treppe höher bei Geheimraths und dem Doktor, bei der Frau Justizräthin und der Frau Predigerin zerbrochen worden waren. Wenn Herr Meyer sich auch ein wenig darüber wunderte, daß Jakob ein so genaues Inventarium sämmtlicher Scherben im ganzen Hause aufführen konnte, so war er doch weit davon entfernt, den Grund und das Attentat zu ahnen, welches Jakob gegen seinen Nachbar drüben im Schilde führte.

So war also Jakob, als der von ihm vorausgesehene Moment eintrat, vollkommen vorbereitet, und als die Jungen mit ihrem eigenen Geschoß zu Ende waren, rief er sie heimlich in seine Küche hinein und stellte ihnen sein Arsenal zur Verfügung. Sie konnten indessen von diesem reichen Vorrathe nicht den rechten Gebrauch machen, denn als sie das Haus, mit ihrem Wurfgeschosse beladen, verließen, wurden sie von den Konstäblern, welche Herr Baldrian inzwischen hatte herbeirufen lassen, in flagranti ergriffen und somit den Poltergeistern ein Exempel gegeben, daß die Zeiten aller derjenigen altdeutschen Sitten vorüber seien, welche mit der Ruhe und Ordnung im Widerspruche stehen.

Trotzdem fiel dann und wann noch eine Scherbe gegen die Thüre oder zu den Füßen der Konstäbler nieder, denn die Berliner Buben sind bekanntlich eine verwegene Menschenrace und trotz der beiden Konstäblern, welche das Haus beschützten, konnte man dennoch nicht ohne einige Gefahr dasselbe betreten oder verlassen.

Während dieses spectaculum draußen auf der Straße vorging, waren diejenigen, denen es galt, drinnen im Hause seelvergnügt. Denn daß wir es mit kurzen Worten sagen, die Zeitungsannonce, welche den armen Meyer in so viele Fatalitäten gestürzt, war wenigstens zur Hälfte eine Wahrheit geworden, denn bereits vor vierzehn Tagen hat die Vossische Zeitung und das Intelligenzblatt verkündet:

Als Verlobte empfehlen sich:
Anna Dorothea Hummel
Hilarius Baldrian.

Und schon war die Vermählungsanzeige zum Dienstage eingeschickt, denn es lag nur noch eine Nacht und der eine glückliche, hoffnungs- und phantasiereiche Polterabend vor der verhängnißvollen Fahrt in der Brautkutsche.

Sie hatte den letzten Abend ihres jungfräulichen Lebens erreicht, das gute Fräulein Hummel, die Morgenröthe des ehelichen Lebens sollte

in wenigen Stunden vor ihr aufgehen. Der Traum ihres einsamen Herzens war in Erfüllung gegangen, ihr winkte die Haube, und der gute, so oft von ihr bedauerte Hilarius sollte an ihrer Seite in den Hafen des häuslichen Friedens und ehelichen Glückes steuern, denn sie hatte es sich heilig angelobt, ihm für alle die Entbehrungen, welche ihm die verstorbene Baldrian auferlegt, für all den Kummer volle Entschädigung, an ihrem liebenden Herzen zu gewähren. Ach sie war so unaussprechlich glücklich diese Braut. Sie ging nicht mit Zagen und Bangen dem Hochzeitstage entgegen. Sie hatte keine Illusionen und befürchtete keine Täuschungen, ihr Herz, ihr Verstand, ihre Liebe und ihre Erfahrungen waren vollkommen gereift. Sie kannte auch ihren Hilarius und sein gutes Gemüth und sie wußte, daß sie auf dem Ocean der Ehe durchaus keine Gefahr laufen, keinen Schiffbruch, weder eine große noch eine kleine Havarie erleiden würde. Sie kam sich vor, wie ein altes ganz junges Mädchen, und Hilarius schien ihr ein steinalter Jüngling zu sein — alt an Ruhe, Bedächtigkeit, Erfahrung, und jung an Liebe und Gemüth; so jung wie alter Wein, der je kräftiger und feuriger, je älter er wird.

Fräulein Hummel wohnte schon seit einigen Tagen im selben Hause mit Herrn Baldrian, woselbst sie eine Treppe höher ein Stübchen inne hatte. Es hatte sich so gemacht, weil sie die bis dahin inne gehabte Wohnung vermiethen konnte und ihre Sachen fortschaffen mußte. So war sie denn in Baldrians Wohnung wie zu Hause, und Bello und Hanne waren schon förmlich daselbst einquartirt. Die letztere namentlich betrachtete sich schon ganz als Herrn Baldrians Mädchen für Alles, und sie mischte sich demgemäß, wie sie es bei ihrer Herrin gewohnt war, auch wirklich in Alles, denn sie schien durchaus nicht geneigt, etwas von der Allmacht, die sie in ihrer bisherigen Stellung ausgeübt, einbüßen zu wollen. Sie nahm sich weit mehr heraus, als das Fräulein Hummel selbst, und wenn der gute Baldrian in seinen Bräutigamsfreuden nicht vollkommen unachtsam auf die Wolken gewesen wäre, die seinen Ehehimmel zu verfinstern droheten, so hätte er zurückschaudern müssen vor diesem Pinchen en miniature, vor diesem Mädchen für Alles, welches ihm seine ganze Wirthschaft umkehrte, überall das Wort führte, immer die letzte Stimme abgab, und dem guten Baldrian alle Einwände mit der Bemerkung abschnitt:

Wir sind es so gewohnt. Mein Fräulein kennt es nicht anders. Von der Regel gehen wir nicht ab.

Dagegen konnte ein liebender, galanter Bräutigam keine Einwen-

dungen machen, und so war Hilarius, ehe er dessen inne wurde, wieder ein Sklave geworden, es gab bereits kein Plätzchen mehr im Hause, wo er vollkommen Herr gewesen wäre, wo ihn nicht das Machtgebot Hannes jeden Augenblick hätte erreichen können.

Eine Sklaverei, die man nicht empfindet, der man sich freiwillig unterwirft, ist übrigens nicht vorhanden, und so sagen wir nicht zuviel, wenn wir bemerken, daß Baldrian trotz Hannens „Allüberall" ein eben so glücklicher Bäutigam, wie die Hummel eine glückliche Braut war, und daß er, um dieses Glück allen denjenigen zu zeigen, welche dereinst Zeugen seines schmählichen Hauskreuzes gewesen, sowohl einen großen Theil der Damen vom Frauenverein zur Veredlung der Seele und des Herzens als auch den Herrn Meyer und den Studenten Grunow, zu seiner Hochzeit eingeladen hatte. Selbst den Meister Brese, den eigentlichen intellectuellen Urheber seines jetzigen Glückes einzuladen, war Baldrian nicht abgeneigt, ließ jedoch dieses Projekt auf Hannens entschiedene Erklärung, daß ihr Fräulein nicht gewohnt sei mit Schneidermeistern zu tanzen, sofort wieder fallen. Dagegen hatte sie nichts gegen Jakobs heimliche Erklärung einzuwenden, daß er überall sein müsse, wo sein Herr sei, und daß er darauf rechne, eine ausdrückliche Einladung zu erhalten, wofür er ihr übrigens am Hochzeitstage und am Polterabende mit zur Hand gehen wollte. Denn darauf verstehe er sich. Sie sollte ihm am Polterabend nur einen Wink geben, wenn sie seiner bedürfe.

So verband denn Jakob, indem er am Fenster lag, einen doppelten Zweck, insofern er den Aufruhr auf der Straße selbst dann noch, allerdings mit der gebührenden Vorsicht, unterstützte, als die Konstäbler das Haus bewachten, und auf Hannes Wink wartete. Jakob war trotzdem, daß er im Hause eines Junggesellen diente, nicht ganz unbekannt mit den verschiedenen Genüssen eines Polterabends in der Küche, und er war daher nicht wenig erfreut, als die lang ersehnte Hanne endlich am Fenster erschien und freundlich winkte, jedoch nicht ohne einen sehr zufriedenen Blick auf die Scherbenbarrikade zu werfen, die ihr die Theilnahme, welche die Jugend des Reviers an dem Glücke ihres Fräuleins nahm, unzweideutig zu verkünden schien.

Jakob machte einen sehr vielsagen Gegenwink, zog den Kopf in die Stube und drehte sich natürlich um, aber nicht so natürlich war es, daß er zusammenschrecken mußte und fast daran war, den Kopf wieder zum Fenster hinauszustecken, und Hülfe zu rufen.

Es war nämlich ein Individuum seltsamer Art, welches ihm diesen

Schrecken verursachte, nicht weil es etwa so fürchterlich ausgesehen hätte, sondern weil es dem überraschten Jakob gleichsam aus der Erde hervorgekrochen zu sein schien. Der Mann hatte ein geröthetes, aufgedunsenes Gesicht, trug ungeheure Vatermörder, einen blauen Frack und ein weißes Beinkleid nebst weißem Tuch und einer blau geblümten Piqueweste. Sein Haupt bedeckte ein ebenfalls weißer Hut von der gewöhnlichen Cylinderform, schwarze Zwirnhandschuhe zierten seine Hände, deren rechte noch außerdem mit einem schlanken Stöckchen mit galvanisch versilberten Knopf geziert war. Auf der Brust dieses Individuums prangte ein Monstretuchnadel, deren Werth zu ihrer Größe im völlig umgekehrten Verhältnisse stand, denn sie war von schlechter Bronze und hatte einen völlig werthlosen Stein. Außer den Vatermördern aber gab diesem Menschen nichts ein so grotesk vornehmes, gentelmännisches Aussehen, als die ungeheuren Manchetten, die weit über die Knöchel seiner Hände hinwegragten.

Na, wer sind Sie denn? fragte Jacob, als das Individuum, in welchem unsere Leser bereits Pseudo-Werner erkannt haben werden, die Rechte auf seine Schulter legte. Wie kommen Sie hierher? —

Von unten; versetzte Werner mit einer Zurückhaltung, hinter welcher dem betroffenen Jakob eine gewisse Tücke zu lauern schien.

Na, Sie sind mir eine saubere Erscheinung von unten, entgegnete Jakob, Sie haben wohl ein Wippchen, und suchen Schutz bei mir? —

Werner sah so nachdenklich aus, als grübele er über die Etymologie des Wortes Wippchen nach, welches Wort der Leser übrigens ganz vergeblich in dem Wörterbuche der Gebrüder Grimm nachsuchen würde, denn Jacob hatte es, ohne gerade Anspruch auf Classicität zu machen, sich selbst gebildet, um denjenigen Zustand zu beschreiben, welcher von den Klassikern ganz einfach „Rausch" genannt wird.

Ist der Mann nicht zu Hause? fragte der Moralische, ohne Jakobs Verdacht eines Wortes zu würdigen.

Welchen Mann meinen Sie denn, Männeken? fragte Jakob. Sie scheinen mir übrigens in der Irre zu sein. Hier wohnt die nicht, die Sie suchen. Ich weiß schon. Sie wollen bei Muttern sein? Nicht so? — Wohnt dort im zweiten Keller, hat recht guten Kümmel, die Alte. Trinken Sie nur auf mein Wohl ein Bisken, guter Freund, denn ich befinde mich heute wirklich sehr wohl. Nun kommen Sie nur, wir gehen mit einander.

Der Moralische war weit entfernt, dieser Einladung Jakobs, welcher

ihn beim Arm ergriffen hatte, Folge zu leisten. Vielmehr schob er seinen Hut etwas mehr nach dem linken Ohr hin, so daß er auf seinem Haupte zu balanciren begann, schnepperte mit den Fingern eine Fliege, die sich so eben auf eine seiner Manchetten gesetzt hatte, fort und ließ sich dann gemächlich in Meyers Lehnstuhl nieder, welcher am Fenster stand.

Mann, sind Sie toll? rief Jakob. Belasten Sie nur den Stuhl meines Herrn mit keiner unfreiwilligen Einquartierung. Kommen Sie, Freund, machen Sie sich keine Unannehmlichkeiten, Sie könnten sonst leicht ins graue Elend*) kommen. Denn sehen Sie, es bedarf nur eines Winkes von meiner Seite und die Konstäbler da drüben, die schon die ganze Zeit ein Auge auf Sie haben, nehmen Sie mit.

Dieser Schreckschuß mit den Konstäblern verfehlte ganz und gar seine Wirkung. Vielmehr warf er sich mit der sorglosen Miene eines vornehmen Weltmannes in den Stuhl zurück und sagte, den allgemach in Zorn gerathenden Jakob mit einem beifälligen Lächeln anblinzelnd:

Dieser Stuhl ist sehr moralisch, mein Freund.

Sie wollen also nicht gehen, rief Jakob, Sie zwingen mich, das Aeußerste gegen Sie anzuwenden. Gut, ich werde also einen Constäbler rufen.

Jakob that, als wollte er seine Drohung ausführen, im Ernste dachte er nicht daran, denn er hätte jeden Skandal gern vermieden, da der Fremde durch seine Nachlässigkeit bis zu ihm ins Zimmer gedrungen war, und er überhaupt in der letzten Zeit manchen dummen Streich begangen hatte, die wir aufzuzählen unterlassen.

Der Fremde ließ sich aber auch durch diese und durch keine Demonstration beirren und schien Anstalten zu einem Schlummerchen zu machen. Denn er lehnte den Kopf hinten über und setzte seinen weißen Hut auf das Gesicht, so daß er Stirn, Augen und Nase bis an den Mund bedeckte.

Nun sah Jakob ein, daß er bei diesem Kauze in Güte nichts erlangen würde und er verließ das Zimmer, schloß es ab und wollte nun in der That mit den Konstäblern sprechen. Doch kaum hatte er diesen den seltsamen Besuch mitgetheilt, als er seinen Herrn kommen sah. Er eilte zu ihm heran und bereitete ihn auf den ungebetenen Gast vor, den er in seinem Zimmer finden sollte. Bei der Beschreibung des Menschen durchzuckte Meyer sogleich der richtige Gedanke und er verbat sich natürlich jeden polizeilichen Beistand.

---

*) So nennt der Volkswitz das Berliner Arbeitshaus.

Komm nur hinauf, Jakob, sagte er, wir werden mit dem Manne schon fertig werden.

Mit dem werden zehn solche, wie wir sind, nicht fertig, protestirte Jakob, ich habe alle gütlichen Mittel erschöpft. Sie bringen ihn nicht von der Stelle.

Indessen schloß Jakob die Thüre auf und Meyer trat bis an den Lehnstuhl heran. Pseudo-Werner zeigte durch sein lautes Schnarchen ganz unzweifelhaft seine gegenwärtige Verfassung an. Jakob wollte so eben Hand anlegen, aber Meyer hatte den Moralischen kaum erkannt, als er seinen Diener beim Arme ergriff und mit gedämpfter Stimme, als wollte er ihm ein entsetzliches Geheimniß mittheilen, flüsterte:

Laß ihn schlafen, Jakob. Komm hinaus. Gönnen wir dem armen Menschen seine Ruhe.

Jakob sah seinen Herrn kopfschüttelnd und höchst befremdet an. Er wußte zwar, daß sein Herr äußerst human war, aber eine solche Humanität, die einem wildfremden, betrunkenen und wie es schien ganz ordinairen Menschen gestattete, in der besten Stube seinen Rausch auszuschlafen, ging ihm doch zu weit, und er hielt es für seine Pflicht, seinen Herrn auf die Gefahren, die daraus entstehen konnten, aufmerksam zu machen.

Herr Meyer, sagte er, ich stehe für nichts ein.

St! St! flüsterte Meyer, das ist auch nicht nöthig, Jakob, geh' nur. Wecke mir ja den Mann nicht auf. Er scheint wirklich sehr müde zu sein.

Er wird wohl die vergangene Nacht geschwärmt oder sonst auf irgend eine Weise schlecht verbracht haben, remonstrirte Jakob. Der sieht mir recht wie ein Vagabond aus.

Jakob, flüsterte Meyer, wenn Du dem Manne etwas Uebles nachsagst, dann sind wir geschieden. Der Mann hat Dir nichts zu Leide gethan, und Du hast durchaus keinen Grund, ihm das geringste Schlechte zuzumuthen.

Wenn er in fremde Stuben, in welchen er nichts zu suchen hat, eindringt, und sich hier wie der Herr vom Hause benimmt, dann ist es ein Mensch, vor dem ich keinen Respekt haben kann, sagte Jakob, indem er mit seinem Herrn fast widerstrebend das Zimmer verließ.

Weißt Du denn so gewiß, daß der Mann hier fremd ist, oder daß ich ihn so betrachtet wissen will? fragte Meyer, der, obwohl er jetzt in einem Zimmer war, wo er selbst von dem wachen Werner nicht hätte vernommen werden können, dennoch in seinem flüsternden Tone fort fuhr.

Freilich ist er wie aus den Wolken bei uns hineingeschneit, entgegnete Jakob, mir wenigstens ist er gänzlich unbekannt.

Jakob, so schreie doch nicht so, mahnte Meyer, der ordentlich zusammenfuhr, als Jakob wieder wie gewöhnlich sprach.

Nun, so lange Ohren er auch haben mag, bis hierher dringen sie doch nicht, versetzte Jakob.

Genug, sagte Meyer, Du hast Dich um den Mann nicht weiter zu kümmern. Hörst Du, Jakob? Und wenn Du ihn siehst, behandelst Du ihn mit Ehrfurcht und Achtung.

Jakob brummte leise in den Bart und fragte endlich seinen Herrn, ob er nicht zu Baldrians zum Polterabend hinübergehen wolle, und ob es ihm erlaubt sei, Hannen in der Küche ein wenig zur Hand zu gehen.

Geh' Du in Gottes Namen hinüber, versetzte Meyer, was mich betrifft, so weiß ich noch nicht, ob ich kommen werde.

Jakob ging, seiner Erlösung froh, doch nicht ohne zuvor sehr sorgfältig Toilette und ein Fäustchen gegen die Thüre zu machen, hinter welcher Werner schlief.

Am Ende, sagte er mit bedenklicher Miene, will er mich verdrängen und sich zu meinem präsumirenden — Jakob meinte: präsumtiven — Nachfolger machen. Wenn ich aber dahinter komme, daß es so ist, dann geht es Dir schlecht, Du kirschrother Holzwurm! —

So drohend verließ Jakob die Wohnung seines Herrn. Ehe er aber zu Hannen ging, betrat er einen benachbarten Cigarrenladen, um sich Cigarren zu kaufen. Hier begegnete er Schnahsen, welcher wie zufällig vorüberging. Er ließ sich mit Jakob in ein Gespräch ein, der seit jener Nacht einen gewaltigen Respekt vor ihm hatte. Schnahse erfuhr, was er wissen wollte, nämlich die Art und Weise, mit welcher Pseudo-Werner zum ersten Male bei Meyer aufgetreten war, und wie ihn dieser aufnahm. Er schien von Jakobs Mittheilung sehr befriedigt zu werden, äußerte sich jedoch nicht darüber und trennte sich von Jakob mit der Ermahnung, stets an sein ihm gegebenes Versprechen festzuhalten, seinem Herrn getreulich zu dienen und sich dessen Befehlen widerspruchslos zu unterwerfen.

Jakob ging sehr erbaut, wie es schien, konnte jedoch nicht umhin, sich noch einmal nach Schnahsen umzublicken, der sich im selben Augenblicke gerade auch nach ihm umsah, und ihn einen Mucker zu nennen. Dann trat er wohlgemuth in Baldrians Wohnung.

Indessen hielt Meyer, zufrieden mit Rosas Vater zum ersten Male

allein zu sein, einige Anreden an sich selbst, — worin er sich erzählte, wie groß die Ueberraschung werden sollte, die er dem lieben Mädchen bereitete. Werner schien ihm auf dem besten Weg zu sein. Daß er so zutraulich zu ihm gekommen, sich in seinen Lehnstuhl niedergelassen und nun so fest schlummerte, das gefiel ihm sehr gut. Er scheint doch im Ganzen ein sehr unschuldiger Mensch zu sein, sagte er, heftig, aufbrausend und vielleicht auch sehr eigensinnig und hartnäckig — aber grundehrlich und ohne Falsch und Lug. Nur ein ganz unschuldiges Wesen kann so ruhig unter einem fremden Dache, in einem fremden Zimmer, schlafen, als müßte die ganze, weite Welt gut und gefällig gegen ihn sein. Nein, es ist kein Arg in dem Manne. Er gefällt mir wirklich.

Meyer ging an die Thüre und horchte. Noch regte sich drinnen nichts. Pseudo-Werner schien noch fest zu schlafen, und Meyer trat zurück. Nach einer halben Stunde aber horchte er abermals. — Alles stille drinnen. Nun konnte er es nicht über sich gewinnen, wieder zurückzugehen. Er öffnete sehr behutsam die Thüre, und trat ganz leise an den Schlafenden heran, um ihn nach Herzenslust anzusehen. Werner schlief noch immer fest, wahrscheinlich in Folge überreichlich genossenen Branntweins. Der Hut war auf die Erde gefallen, er lag mit weit geöffnetem Munde und röchelte entsetzlich. Sein Haar stand borstenartig in die Höhe. Mit einem sehr unbehaglichen Gefühle fand Meyer jetzt, daß der Mann doch eigentlich nicht so ganz gemüthlich und unschuldig aussah, daß ein gewisses Etwas auf seinem Gesichte lag, das ein sehr peinliches Gefühl in ihm erweckte. Er unterdrückte jedoch dieses Mißbehagen und hob seinen Hut auf, in dessen Inneres er von ungefähr einen Blick warf. Es war eine Karte darin befestigt, auf welcher die Worte geschrieben standen:

Werner, welcher seine verlassene Tochter sucht.

Es ist wirklich doch ein sehr inniges, ein sehr reuiges Gefühl, dachte Meyer, welches sich in diesen Worten und der Art, wie sie hier angebracht sind, ausspricht.

Und versöhnt mit dem Aussehen des Schlafenden, gab er sich Mühe, ihm auf die sinnreichste Weise, ohne ihn zu wecken, ein bequemeres Lager zu verschaffen. Er schob ihm noch ein Kissen unter den Kopf, rückte noch ein paar Stühle an den Lehnstuhl, legte seine Beine darauf, und bedeckte ihn mit einer seidenen Decke. Dann füllte er ein Glas mit gutem Ungarwein und machte eine Limonade, schnitt Brod, belegte es mit Braten

und setzte dieses Alles auf den Tisch, damit er beim Erwachen davon Gebrauch machen könne.

Nun erst gab sich Meyer zufrieden, aber ehe er den Pseudo-Werner verließ, den er wie einen kostbaren Schatz betrachtete, konnte er sich nicht enthalten, noch einmal einen Blick auf ihn zu werfen. Es hatte sich in seinem Aussehen nichts verändert, nur daß jetzt große Schweißtropfen auf seiner Stirn perlten. Aber dennoch schien er dem gutmüthigen Meyer jetzt unendlich besser auszusehen, so daß er wieder volles Zutrauen zu ihm fassen zu können glaubte, und er konnte sich nicht versagen seinen Hut mitzunehmen, als er jetzt, vorsichtig und behutsam auftretend, das Zimmer verließ.

Als begehe er ein Verbrechen, so pochte ihm das Herz, als er mit dem Hute in sein Zimmer trat. Er setzte sich nieder und betrachtete ihn unaufhörlich. Es war, als wenn ein fesselnder Zauber darin lag. Unzählige Male laß er die Worte:

Werner, welcher seine verlassene Tochter sucht.

Seine verlassene Tochter, sagte er, den Kopf bedeutungsvoll schüttelnd. Diese Worte finden in meiner Seele einen sehr traurigen Nachhall. Ich glaube schon lange bemerkt zu haben, daß Rosa trotz aller Liebe, die sie umgiebt, dennoch verlassen und vereinsamt ist. Hat sie uns nicht neulich auf eine so feierliche Weise erklärt, daß sie wohl wisse, was Liebe sei? — Ich habe schon so viel, und so oft über diese merkwürdige Aeußerung nachgedacht. Vergebens habe ich mich bemüht, den Schlüssel dazu zu finden. Fühlt sie das Bedürfniß zu lieben? — O, sie hat ein tiefes, glühendes Herz, wenn es auch kaum auf seiner Oberfläche sichtbar ist, sie könnte eine Märtyrin der Liebe werden. Hat sie etwa schon den Gegenstand gefunden? — Wir drei sind es nicht. Das ist gewiß. Wir werden nie und nimmer ihr mehr als ihre Pathen sein, die sie liebt — wie Väter. An uns haftet die Liebe der Vergangenheit, sie hat aber noch ein junges Herz — das nach der Liebe der Zukunft verlangt. Und wir — wir verlangen, daß sie die letztere der ersteren opfere — ja — wir verlangen das. Wir? — Nein — der Hauptmann verlangt es, der Assessor verlangt es — ich verlange es nicht. Habe ich nicht öfterer mich erboten, zurückzutreten? Und Sie wollen nicht! — Gut! — Sie werden sich, so hoffe ich zu Gott, verrechnen.

Und Meyer blickte wieder in den Hut des Moralischen und las abermals:

Werner, welcher seine verlassene Tochter sucht.

Es wurde ihm je mehr er diese Worte las, je eigenthümlicher zu Muthe. Es wurde ihm so beklommen, so beengt. Er wäre gerne hingeeilt zu dem lieben Mädchen, hätte sie so gerne befragt: Rosa, die Hand auf's Herz — wen liebst Du? —

Stawinski etwa? —

Ganz plötzlich fuhr ihm dieser Name durch den Kopf. Aber Meyer hielt dies nicht für möglich. Rosa würde es dann wohl offen gestanden und sich anders benommen haben. Ihr Herz ist noch frei, sagte er leise in den Hut hinein, aber wenn der verhängnißvolle Tag herangebrochen, und wenn das Geschick sie dennoch an den Hauptmann oder an den Assessor fesselt, und wenn sie dann — ein Weib, getraut am Altar, hinter ihr die Brücke abgerissen, eine Frau, eine Mutter — wenn sie dann erst den Gegenstand fände, den ihr Herz ahnend gesucht? —

Meyer schrak zusammen. Er blickte sich um, denn es war ihm, als greife der Moralische über seine Schulter hinweg nach seinem Hute. Aber dem war nicht so. Meyer erhob sich und horchte abermals an der Thüre des Zimmers, in welchem Werner sich befand. Er glaubte Geräusch zu hören und trat leise hinein. Da saß der Moralische ganz gemächlich im Lehnstuhl, aß und trank mit großer Behaglichkeit und ließ es sich wohl sein. Dazwischen stieß er einzelne Worte aus, welche sein äußerstes Wohlgefallen zu erkennen geben sollten. Meyer wollte ihn bei dieser angenehmen Beschäftigung nicht stören, weil er befürchtete, daß Werner dann nicht mehr so ungenirt essen würde. Denn er schien ihm einen außerordentlichen Hunger zu haben. Er verließ daher noch einmal das Zimmer und kehrte erst nach einer halben Stunde zurück. Jetzt stand der Moralische am Fenster, welches er geöffnet hatte, rauchte ganz gemächlich seine Cigarre und schien sich mit irgend Jemanden, welcher für Meyer nicht sichtbar war zu unterhalten.

Mein guter Freund, sagte Meyer mit einem glücklichen Gesichte, indem er näher trat, es ist mir äußerst angenehm, daß Sie sich hier wie zu Hause betrachten.

Pseudo-Werner sah sich um, dampfte dem gütigen Meyer die Cigarre in's Gesicht, blickte mit einer gewissen Protector-Miene auf den kleinen Mann herab und sagte mit Würde, indem er mit der linken Hand sich in's Haar fuhr:

Sehr moralisch!

Haben Sie sich nun mit mir ausgesöhnt? fragte Meyer.

Weiß wohl, versetzte Werner stolz, Sie sind der Versucher — aber

ich habe Sie besiegt — total geschlagen — erklären sich überwunden? He? — Erklären sich? —

Ganz gewiß erkläre ich mich; versetzte Meyer ernst und ruhig.

Werde meine Tochter schon finden, fuhr der Moralische fort, finde sie. Suche nicht meinen Willen, Herr, sondern des Vaters Willen, der mich gesandt hat.

O, ganz gewiß werden Sie Ihre gute liebe Tochter wieder finden, tröstete Meyer mit der freundlichsten Miene von der Welt.

Sie werden Sie schon herausgeben. Wie? —

Werden? — Sehr moralisch, sag' ich Ihnen. Mein Vater wirket bisher, und ich wirke auch.

Meyer blickte den Moralischen wieder etwas melancholisch an, als dieser, wie er glaubte, so völlig zusammenhangslos sprach. Er war nicht bewandert genug in der Bibel, um zu wissen, daß Werner Citate aus derselben machte, wie sie ihm gerade einfielen und mit seltsamem Bezug auf das, was er meinte, aber nicht aussprach.

Sie sind jetzt zufrieden mit Ihrem Loose? fuhr Meyer fort.

Zufriedenheit sehr moralisch! sagte Werner, indem er in Einem fort aus dem Fenster winkte, dann plötzlich seinen Hut ergriff, welchen Meyer wieder mit zurückgebracht hatte, ihn stolz wie ein spanischer Grande aufsetzte und den erstaunten Meyer, seiner Aufforderung zu bleiben ungeachtet, mit einer wahrhaften Gönnermiene verließ.

Die Ursache, weshalb der Moralische so plötzlich aufbrach, war aber Jakobs und Hannens Schelmereien. Der Letztere hatte ihn am Fenster stehen gesehen, Hannen herbeigerufen, und ihr den räthselhaften Besucher gezeigt. Werner hatte sie seinerseits liebenswürdig genug gefunden, um ihr einige mystische Complimente aus der Ferne zu machen. Hanne ließ sie nicht unerwidert, denn sie war heute gar zu aufgeräumt. Es war ihr so — als feierte sie ihre eigene Hochzeit. Denn da nun ihr Fräulein an den Mann gebracht worden sei, werde sie auch bald einen bekommen, sagte sie. Hanne war also ungemein zu Schelmereien jeder Art aufgelegt, und hatte nichts dagegen, daß Jakob den Moralischen durch Zeichen einlud, hinüberzukommen und mit der schelmischen Hanne ein Wort in der Nähe zu sprechen.

Werner war nicht der Mann dazu, einer so dringlich scheinenden Aufforderung zu widerstehen. Er ging und kam. Indessen waren Hanne und Jakob wieder in die Küche getreten, denn sie hatten Beide alle Hände voll zu thun, und thaten deshalb eigentlich gar nichts. Da der Moralische

nun mit Baldrians Wohnung nicht sehr vertraut war und er weder Hanne noch Jakob sah, so trat er auf Geradewohl in das Zimmer, wo die Polterabendgesellschaft versammelt war. Er zeigte sich nicht im Geringsten verlegen, vielmehr trat er ganz unbefangen an Fräulein Hummel heran, welche ihn für einen Freund ihres Bräutigams hielt und ihn mit einer graziösen Verbeugung empfing. Herr Baldrian machte natürlich große Augen und sah bald seine Braut, bald den sonderbaren Gast verlegen an. Er würde an ein Mißverständniß geglaubt haben, wenn Werner nicht so große Vatermörder und so lange Manchetten gehabt hätte. Er war augenscheinlich festlich geputzt. Es ist gewiß einer von den ehemaligen Bekannten meiner Braut, dachte er, den Hanne vielleicht gar ohne ihr Wissen eingeladen hat, und da in diesem Augenblicke noch andere sehr befreundete Gäste kamen, so nahm sich Baldrian gar nicht die Mühe, seine Braut nach dem Namen dieses vermeintlichen, ehemaligen Hausfreundes zu fragen. Er begnügte sich damit, dem fremden Gaste die Hand zu reichen, indem er sagte: ich bin sehr erfreut, Sie hier zu sehen. Fräulein Hummel folgte natürlich dem Beispiele ihres Bräutigams und dann gingen Beide den neuen Gästen entgegen, während Pseudo-Werner unausgesetzt wiederholte: Sehr moralisch! —

Jakob, welcher neugierig in das Gesellschaftszimmer hineinguckte, wollte sich halb todtlachen, als er Werners Aufnahme sah. Sogleich berichtete er seiner Freundin — so wurde Hanne jetzt von ihm mit Stolz genannt — den guten Erfolg seines Witzes. Hanne war ganz außer sich vor Freude und sie trat in's Gesellschaftszimmer, denn sie war bald hier bald dort, um sich den seltsamen Menschen näher anzusehen. Der Moralische hatte sich mit dem zufriedensten Gesichte von der Welt in eine Ecke hingesetzt, wo ein kleiner Tisch mit Confitüren und Weinen stand, und schien es sich zur ernsten Aufgabe gemacht zu haben, ihn von seiner Last zu befreien. Als Hanne sah, welch eine entsetzliche Verwüstung der Eindringling anrichtete, da verwandelte sich plötzlich ihr Humor in Zorn, und ihn ohne Weiteres beim Arm packend, sagte sie mit wüthender Geberde: Wollen Sie gleich machen, daß Sie hinausgehen! —

Einige aus der Gesellschaft, welche dem Pseudo-Werner zunächst saßen, vernahmen diese Worte, und sahen ihn mit großen Augen an, der Moralische aber wurde nicht im Geringsten verlegen, sondern blinzelte die Zürnende vielsagend an und brummte: Schönes Mädchen, sehr schönes Mädchen. Noch unverheirathet, he? —

Die Leute lachten und selbst Hanne würde über das komische Wesen

des Menschen gelacht haben, wenn sie ihren Aerger über die verschwundenen Kuchenmassen hätte vermeiden können. Indessen kam ihr Zorn dennoch nicht ganz zum Ausbruch, denn Werner machte immerfort höchst verliebte Grimassen und sagte mit einem bewundernden Kopfschütteln, welches Hannen gänzlich entwaffnete:

Sehr moralisch, dieses Mädchen! —

Werner begann großes Aufsehen zu erregen, und die Frage nach seinem Namen begann bereits die Runde zu machen und bis an Baldrian zu gelangen. Dieser wurde aber noch zeitig genug seiner Verlegenheit entrissen, denn jetzt kam Meyer, stattete seinem Nachbarn und dem liebenswürdigen Fräulein Hummel seinen herzlichen Glückswunsch ab und flüsterte dann Herrn Baldrian zu:

Verzeihen Sie, lieber Freund, ich sehe dort einen Bekannten sitzen, den Sie gewiß nur in Rücksicht auf mich geduldet haben. Der arme Mann leidet an Geistesabwesenheit, und Sie würden mich sehr verpflichten, wenn Sie mit ihm Nachsicht haben wollten. Ich werde mir Mühe geben, ihn ohne Aufsehen von hier fortzubringen.

Fräulein Hummel konnte einen leisen Schrei über die Nähe eines so gefährlichen Menschen nicht unterdrücken und der Moralische hatte schon zu viel Aufsehen erregt, als daß ihn Meyer hätte unbemerkt entfernen können. Schon ging es von Mund zu Mund, daß der Unbekannte ein Verrückter sei. Schon waren aller Blicke auf ihn und den armen Meyer gerichtet, der liebreich Werners Hand ergriffen hatte, und ihn aufforderte, ihm zu folgen.

Mit unerschütterlicher Ruhe aber saß Werner da und sagte, indem er seine Vatermörder aufstrich:

Hier sehr schön, hier ist meine Rosa — kein Versucher hier — Alles sehr moralisch! —

Meyer erblaßte und versuchte es, den Pseudo-Werner halb mit Gewalt fortzuziehen, aber er rührte sich nicht.

Und griff ihn bei der rechten Hand und richtete ihn auf. Alsobald standen seine Schenkel und Knöchel fest.

Nach diesem Citate aus der Apostelgeschichte erhob sich Werner, stellte sich kerzengerade auf, sah Meyern mit einer triumphirenden, stolz herausfordernden Miene an und sagte, mit der Hand sein Kinn glättend:

Sehr schlau, sehr moralisch, aber ich lasse mich nicht fangen.

Soll ich mit ihm kurzen Prozeß machen? rief jetzt plötzlich eine Stimme über Meyers Schulter hinweg. Meyer erkannte nicht ohne

Herzerleichterung Jakobs Stimme, doch verwandelte sich seine Zufriedenheit sofort in Mißfallen, als er seinen Diener ungefähr in der Stellung eines Boxers hervortreten sah.

Soll ich angreifen? fragte Jakob nochmals, indem er seine beiden Arme gegen den Moralischen ausstreckte.

Jakob, rief Meyer, rühr' ihn um Gottes Willen nicht an. Wenn er uns im Guten nicht folgen will, dann ist nichts dabei zu machen. Gehe sofort zu Herrn Schnahse und bitte ihn in meinem Namen, Dir doch gefälligst sofort hierher zu folgen.

Herr Schnahse, sagte Jakob mit bedenklicher Miene, wird wohl nicht zu Hause sein, den habe ich vor einer halben Stunde hier in unserer Straße gesehen. Lassen Sie mich nur machen, Herr, ich benehme ihm seine Mucken.

Und Jakob streckte abermals seine Arme wie Krebsscheeren aus.

In diesem rathlosen Momente zeigte sich eine sonderbare Erscheinung. Der Moralische starrte plötzlich nach der Thüre und saß wie festgenagelt da. Meyer folgte seinem Blicke und ein heller Strahl der Ueberraschung machte seine Miene erglänzen. Ein ernster strenger Wink von jener plötzlichen Erscheinung an der Thüre und Pseudo-Werner erhob sich mit hängendem Kopfe wie ein bei seinen Unarten ertapptes Kind. In kaum einer Minute war der Störefried aus dem Zimmer spurlos verschwunden. Sein Meister war über ihn gekommen, und Meyer war so imponirt von dieser übernatürlichen Gewalt, die ein Wesen auf ein anderes ausübte, daß er voll Bewunderung ausrief:

Er scheint wirklich ein Mann Gottes zu sein! —

Dieser Mann Gottes war — Schnahse.

Fünftes Kapitel.

Ein Träumer.

Assessor Brandon fühlte sich so glücklich, wie es nur ein Junggeselle in der frohen Erwartung einer baldigen glücklichen Ehe mit einem geliebten,

reizenden Weibchen sein kann. Sein zukünftiger Hausstand war auf das Nobelste eingerichtet, es fehlte eben nichts, als diejenige, welche allen diesen schönen Dingen erst Leben, Glanz und Poesie verleihen sollte. Er war von Dankbarkeit gegen Madame Bremer erfüllt, welche ihm seine Haushaltung mit einem so feinen und ausgesuchten Geschmacke eingerichtet hatte. Seine größte Freude bestand jetzt darin, sich nach dieser Wohnung zu begeben, und träumend von seinem Glücke die Zimmer zu durchmessen. Der Assessor Brandon galt allgemein für einen entsetzlich praktischen und nüchternen Menschen, wer ihn aber hier träumen und schwärmen gesehen hätte, würde den Kopf geschüttelt und das Bekenntniß abgelegt haben, daß nichts in der Welt schwerer sei, als einen Menschen richtig zu beurtheilen. Und in der That geht es der Physiognomik nicht besser als der Alchemie, die, während sie vergeblich nach dem Steine der Weisen suchte, so viele verborgene Schätze aus dem Schacht verborgener Wissenschaft, nach denen sie nicht suchte, herauswühlte, daß man die Opfer nicht zu bedauern vermag, die sie gefordert. Auch unser Assessor war gewissermaßen ein solches Opfer moderner Theorien über die Physiognomie und Schädelbildung geworden. Er hatte ein kaltes, stolzes, sarkastisches Gesicht und alle Welt hielt von ihm, daß er kalt, stolz und gemüthslos sein müsse, und der Assessor — Nun, es sind nicht immer die schlechtesten Menschen, die sich geschmeichelt fühlen, wenn man ihnen Stolz, Kälte und eine nur auf das Praktische gerichtete Lebensklugkeit vorwirft.

Aber trotzdem war der Assessor, wie wir sehen, ein Enthusiast, ein Phantast, ein Schwärmer, kurz Alles nur kein kalter Verstandesmensch, wenn sein Herz ergriffen wurde. Gewiß, es war ihm nicht leicht beizukommen, aber er hatte seine Achyllesverse — und wurde er an diesem verwundbaren Fleck angegriffen, dann war er wehrlos. Es kam die Liebe, die wirkliche wahre Liebe über ihn, und der Assessor war wie jeder andere Mensch in der Gewalt dieser mächtigen Leidenschaft, alle seine Tugenden und Schwächen kamen zu Tage, und stellten sich in ihrem wahren Licht da.

Der Assessor, dieser Hagestolz von ehemals, der sich einbildete, gepanzert gegen jedes tiefere, zärtliche Gefühl zu sein, lag jetzt in den Fesseln zweier Wesen. Das eine hatte sein Herz, das andere seinen Verstand umstrickt — Rosa und die Bremer.

Fest entschlossen, ihr nichts von seinem Geheimnisse zu entdecken, hatte sie, ehe vier Wochen verstrichen waren, sein ganzes Vertrauen er-

hascht. Sie wußte Alles. — Und während Schnahse, der Mann, der mit so vieler Schlauheit seine Netze warf, mit so großer Vorsicht operirte, seine Fühlhörner so gut auszustrecken verstand, sich scheute, dem Manne des Gesetzes, dem Assessor, nur ein Haar zu krümmen, ging die Frau keck und sicher an ihn heran und hatte ihn gepackt fast mit einem Griff.

Die Bremer verstand es auf eine so feine, anscheinend so harmlose, discrete Weise ihn dazu hinzureißen, daß er ihr sein ganzes Herz öffnete, und Brandon hatte sie zu seiner Vertrauten gemacht — er wunderte sich selbst darüber, wie. Sie erfuhr allerdings etwas, das sie schon zur Hälfte wußte, aber der Hauptwerth von dem, was sie erfuhr, bestand darin, daß sie es vor dem Assessor nicht mehr zu verheimlichen brauchte. Sie lobte seinen Plan, sie prophezeite ihm mit der größten Bestimmtheit, daß er den Sieg davon tragen würde, und Brandon war schwach genug, oder er liebte zu sehr, um für diese Prophezeihung nicht dankbar zu sein.

Freilich, einen so bedeutenden Griff, wie ihn Schnahse in des Hauptmanns Beutel gemacht, konnte die Bremer nicht wagen, aber sie hatte eine nicht unbedeutende Summe an der Einrichtung verdient und unter dem Vorgeben, daß ihr eine Hypothek gekündigt worden sei, sich von ihm tausend Thaler geliehen. Brandon schien diese Summe wie ein Geschenk zu betrachten, denn er wollte sie weder hypothekarisch eintragen lassen, noch einen Schuldschein darüber annehmen. Dieser Gewinn war allerdings nur gering im Vergleiche zu Schnahsens Resultaten, aber die Bremer hoffte den Assessor für immer gefangen zu haben und bauete für die Zukunft. Ja, ihre Pläne gingen weiter, als sie für gut befand, ihren Bundesgenossen wissen zu lassen und bei ihr stand es fest:

Dieser Assessor darf das Mädchen nicht bekommen.

Diese Worte hatte sie sich mehr als einmal gesagt, und öfterer war sie, nachdem sie solche ausgesprochen, vor den Spiegel getreten. Was wollte sie da? — In welcher Verbindung standen ihre Worte mit dem Spiegel? —

Bin ich denn wirklich schon zu alt für diesen Junggesellen? — murmelte sie. Ich glaube, wir würden zu einander passen. Der Mann gefällt mir. Soll ich nicht auch einmal mich eines Mannes erfreuen, den ich — lieben könnte! —

Lieben! — Erröthet nicht ihr holden Kinder, denen der Götterfunke, welches die Welt — vielleicht die Gottheit selbst geboren — die Brust durchglüht, daß ein solches Weib von Liebe spricht. Denn es giebt kein menschliches Wesen und wird niemals eins geben, daß, und wenn es

auch nur eine Sekunde gelebt, gestorben wäre, ohne etwas von diesem Götterfunken in seiner Brust zu empfangen.

Ja, sie konnte lächeln, diese Frau, als sie noch immer prüfend vor dem Spiegel stand, und jedes kleinste Fältchen ihres Antlitzes verfolgte. Und dann warf sie einen süßen Blick auf ihren Toilettentisch, horchte an der Thüre, schloß sie und nach einer Stunde trat sie aus ihrem Zimmer, in der feinsten nobelsten Toilette, mit einer Tornüre, die sie für wahrhaft elegante Männer noch immer zu einem Gegenstand der Bewunderung machte, und wenn auch die jungen Leute eben nicht von ihr sagten: sie wäre schön und bezaubernd, so flüsterten sie sich doch zu:

Welch ein geistreiches Gesicht! Wie geschmackvoll sie stets gekleidet ist! Diese Frau hat Grazie! —

Und wohin diese stolze, so nobel gekleidete Dame, welche überall wo sie erschien, Aufsehen erregte, wohin sie jetzt ging? — In des Assessors neue Wohnung, zu welcher sie den Schlüssel hatte. Sie erwartete dort ohne Wissen des Assessors einen Besuch und dieser Besuch sollte — Rosa sein.

Die Bremer hatte nämlich Madame Bertlin inzwischen zweimal besucht und sie hatte von ihr so wie von Rosa das Versprechen eines baldigen Besuches empfangen. Sie drang aber darauf, daß wenigstens Rosa ihr die Zusage auf eine bestimmte Zeit machen sollte. Das geschah, und da die Bremer einen falschen Namen angenommen hatte und Rosa auch aus anderweitigen Gründen nicht in ihrer eigenen Wohnung empfangen wollte, so lag es ihr sehr nahe, Brandons Wohnung zu benutzen. Sie konnte in der That dem Mädchen kein günstigeres Vorurtheil abgewinnen, als durch Präsentirung dieser mit dem nobelsten Geschmacke eingerichteten Wohnung. Es war Nachmittag fünf Uhr als sie solche betrat, und seltsame Empfindungen bewegten die Brust dieser Frau. Die Zimmer waren so vollkommen mit Allem ausgestattet, als wären sie schon von einer zarten sinnigen Dame bewohnt. Die Bremer war seit acht Tagen nicht dort gewesen, denn die Einrichtung war fast vollendet, nur in der Küche fehlte noch so Manches; aber sie war nicht wenig frappirt, als sie die Stube betrat, welche der Assessor ausschließlich für Rosa hatte einrichten lassen. Welcher unsichtbare Geist waltete hier? — Sie hatte wohl Lebloses hineinbringen lassen, aber keine Dinge und Geschöpfe, welche einer pflegenden Hand bedurften. Und doch standen hier zwei allerliebste Vogelbauer mit buntbefiederten Vögeln und sie zwitscherten und sangen so froh und munter, als bemerkten sie durchaus nicht ihre Gefan-

genschaft. Und die Fenster waren mit Blumentöpfen geschmückt; Blumentische, Etageren mit den schönsten, köstlichsten Blumen standen in den Ecken und machten das trauliche Stübchen zu einem reizenden Aufenthalt. Wer gab diesen Vögeln ihr Futter? — Wer tränkte diese Blumen? — Wer konnte es anders sein, als der Assessor? — Aber die Bremer hatte ja allein den Schlüssel zur Wohnung! — Sollte er sich heimlich einen zweiten haben machen lassen? —

Madame Bremer hatte nicht Zeit der Sache weiter nachzudenken. Es wurde geklingelt. Sie eilte zu öffnen, es war die Erwartete, es war Rosa.

Sie führte das Mädchen in das Empfangzimmer. Madame Bremer zeigte sich ungemein liebenswürdig, sie ging mit der größten Vorsicht zu Werke. Sie kannte Rosa noch nicht genug, um nicht sehr behutsam zu sein. Sie hoffte, das Mädchen würde von selbst von ihren Verhältnissen, von ihrer Erziehung und ihren Pathen zu reden beginnen — aber Rosa war weit entfernt hiervon. Sie theilte wenig mit, fragte aber viel von ihrer Mutter, von ihrem Vater, ob die Bremer zufällig etwas von seinem Schicksale erfahren habe? —

Ob sie sich noch ihres Vaters erinnere? fragte sie die Madame Bremer.

O, als wenn er jetzt vor mir stände, sagte Rosa. Es war ein schöner Mann, mit einem funkelnden Auge und einer Adlernase. Seine Stirn war hoch und edel und er war groß gewachsen. —

Er sah stolz und leidenschaftlich aus — fiel die Bremer ein.

Ja, stolz und leidenschaftlich; wiederholte Rosa mit einem schmerzlichen Tone.

Ich kenne nur noch einen Mann, den ich mit ihm vergleichen könnte, fuhr die Bremer fort. Ich meine nicht, daß er Ihrem Vater äußerlich gliche, aber er hat vollkommen dasselbe heftige, stolze unbeugsame Gemüth. Ich habe das Unglück — von ihm geliebt zu werden. Denken Sie sich, mein Kind, schon seit zwanzig Jahren verfolgt mich dieser Mann mit seinen Anträgen, und er hat es mir feierlich zugeschworen, und betheuert es mir noch heute, daß er sich und mich tödten würde, wenn ich jemals daran denken sollte, mich an einen Andern wieder zu verheirathen. So lange ich aber Wittwe bleibe, giebt er sich zufrieden und Alles, was er verlangt ist, mich täglich sehen zu können. Ich gestehe, daß ich den wunderlichen Menschen eben nicht sehr gerne bei mir sehe, aber glauben Sie wohl, daß ich mich seiner zu entledigen vermag? — Es ist ein

eiserner Kopf, und je älter er wird, je hartnäckiger. Dabei scheint er wirklich zu vergessen, daß wir Beide zu gleicher Zeit alt werden. Er würde es Ihnen hoch und theuer beschwören, daß ich jung und schön, wie ein achtzehnjähriges Mädchen sei.

Und Sie thun dem guten Menschen den Gefallen, es zu glauben, sagte Rosa.

Nein, mein gutes Kind, so eitel bin ich nicht.

Aber, wenn Sie einen Menschen damit glücklich machen können? —

Ist es nicht seine Schuld, wenn ihn seine Thorheit unglücklich macht? —

Ach, die Liebe ist keine Thorheit, entgegnete Rosa sehr ernst. Welch eine Welt würde diese Erde mit ihren Millionen schlagenden, widerspruchsvollen Herzen ohne diese Liebe sein? — Ist sie stark, wahr und aufrichtig, dann wahrlich wird ihr das, was wir vielleicht Thorheit nennen möchten, zum Heiligenschein.

Ihre Auffassung einer so abgeschmackten, bizarren Liebe ist allerdings zu edel für die gewöhnliche Lebenspraxis, sagte die Bremer. Ich vermag über den Mann, der phantastisch liebt, höchstens nur mitleidsvoll zu lächeln. Und so mache ich es auch mit meinem armen Assessor. Ich nenne ihn offen, denn alle Welt kennt unser Verhältniß und Jedermann weiß, daß ich meinem Plagegeist nirgends entfliehen kann. Haben Sie noch niemals etwas von dem Sonderlinge, Assessor Brandon, gehört? —

Rosa entfärbte sich.

Assessor Brandon? sagte sie halblaut, als scheue sie sich den Namen noch einmal auszusprechen.

Wollen Sie ihn einmal sehen? — Sein Gesicht ist stolz, aber mehr kalt und kühl, als leidenschaftlich. Unter seiner hohen Stirn scheint eine eiserne Willenskraft zu liegen. Seine schmalen Lippen drücken die leibhaftige Spottsucht aus. Was in seinen Augen liegt, weiß ich aufrichtig gestanden, eigentlich gar nicht, denn — er trägt eine Brille, welche ihm wie angewachsen scheint. Er legt sie wahrscheinlich auch des Nachts nicht ab. Das ist sein Portrait. Sehen Sie, hier über dem Sopha.

Rosa sah nicht hin, aber sie zitterte.

Er hat es mir aufgedrungen, und ich schleuderte es in den Winkel, fuhr die Bremer, welche das Mädchen genau beobachtete, fort. Er kam zum zweiten Male damit und ich vernichtete es. Er brachte es mir zum dritten Male — und seine Hartnäckigkeit hatte mich besiegt. Ich war es überdrüssig, mich ewig mit ihm zu zanken und sagte ihm, sein Portrait

sei mir zu gleichgültig, um es länger der Mühe werth zu halten, so viel Aufheben davon zu machen. — Er möge es anbringen, wo er wolle. Nun hing er es hier auf — ich habe Ruhe und er ist zufrieden, obgleich ich stets lachen muß, wenn ich es zufällig anblicke.

Jedes dieser Worte war ein Dolchstich für das gefolterte Mädchen.

Er macht sich auch das Vergnügen, mir täglich ein anderes Angebinde zu übersenden. Einige von diesen Dingen sind mir, ich gebe es zu, ganz angenehm. Ich bin z. B. eine leidenschaftliche Freundin von Blumen, er weiß dies und sendet mir die köstlichsten tropischen Gewächse, die herrlichsten Blumen. Kommen Sie, wollen Sie sich nicht einmal meine allerliebste Flora ansehen?

Sie ergriff Rosas Hand, und führte sie durch drei oder vier Gemächer in das Boudoir, welches Brandon für Rosa eingerichtet hatte. Rosa folgte der seltsamen Frau, nicht ohne einigen Widerwillen. Als sie an der Schwelle des Boudoirs standen — wie erschrak sie und selbst die Bremer —

Assessor Brandon saß wie ein Geist auf dem Korbsopha unter der kleinen Epheulaube und starrte unverwandt auf die Blumen und schien zu träumen. Rosa stieß einen Schrei der Ueberraschung aus, die Bremer prallte, unter ihrer Schminke erbleichend, einen Schritt zurück. Betroffen erhob sich der aufgestörte Assessor. Er sah nicht die Bremer, er sah nur das geliebte, überraschte Mädchen. Aber er war nicht fähig, einen Laut auszustoßen, er vermochte sich nicht zu erheben. Es war als verwirrten sich seine Gedanken und wußten nicht mehr zu unterscheiden zwischen Wirklichkeit und Traum.

Die Bremer faßte sich rasch, ihre Besonnenheit kehrte wieder, sie ergriff Rosas Hand, zog sie schnell ins andere Zimmer hinein, schlug die Thüre zu und schob den Riegel vor. Da sitzt der närrische Mensch schon wieder, sagte sie, ohne daß ich eine Ahnung davon hatte. Er hat mir gewiß wieder Blumen gebracht und sich in mein Zimmer geschlichen. Nun werde ich ihn wieder auf ein paar Stunden nicht los. Das ist wirklich sehr störend, meine Gute.

Rosa nahm ihren Hut.

Sie wollen schon gehen, mein liebes Kind? Nun, ich kann es Ihnen nicht verdenken. Der häßliche, alberne Mensch verdirbt mir auch meine gute Laune. Aber, ich will es ihm vergelten, daß er mich um ein so großes Vergnügen, Sie noch länger bei mir zu sehen, gebracht hat.

Ja, wahrlich, ich will von jetzt an unnachsichtlich gegen ihn sein und die gemessensten Befehle geben, ihn niemals mehr zu mir einzulassen.

Sie sind sehr grausam, sagte Rosa, fast bittend, Sie begehen ein Unrecht. — Sie sind frei — warum wollen Sie so viel Liebe nicht erhören?

Weil ich keine für ihn habe.

Und kein Mitleid? —

Er will aber, daß ich ihn niemals oder nur aus Liebe heirathen soll. Mein Mitleid weist er zurück. Vermag ich nun etwas für den närrischen Menschen zu thun? —

Nein; sagte Rosa, gab der Bremer seufzend die Hand und ging.

Als Rosa fort war, sah die Bremer in einen der großen Spiegel, gleichsam als wollte sie sich davon überzeugen, daß ihre Miene zu der Rolle paßte, welche sie jetzt spielen wollte. Sie trat zu dem Assessor hinein, der noch immer gedankenvoll in der kleinen Zimmerlaube saß.

Es gefällt ihr Alles sehr gut, sagte die Bremer, als müsse der Assessor sehr genau wissen, wovon die Rede war.

Wie kommen Sie darauf, fragte der Assessor sich erhebend, das Mädchen hierher zu führen? Wer hat Ihnen das Recht gegeben, meine Geheimnisse zu verrathen? — Wer hat Sie befugt, sich in Dinge zu mischen, die mich ganz allein angehen?

Madame Bremer lächelte so mitleidsvoll, wie man wohl zuweilen auf die sonderbaren Irrreden eines Geisteskranken lächelt. Sie legte ihre Hand sanft auf des Assessors Schulter und sagte kopfschüttelnd: Ich hätte nie geglaubt, lieber Assessor, daß Sie ein so schwaches Gedächtniß haben. Sagten Sie mir nicht vor einiger Zeit, Sie würden was darum geben, wenn Sie Rosas Meinung über diese Einrichtung vernehmen könnten? Nun, als ihre gute, treue Freundin habe ich allerdings etwas eigenmächtig, aber doch wohlmeinend gehandelt. Ich habe mich unter einem falschen Namen bei dem lieben Mädchen eingeführt, mich für eine Freundin ihrer seligen Mutter ausgegeben, mir ihren Besuch dringend erbeten und sie ist gekommen. Ich habe ihr Alles gezeigt, sie hat Alles entzückend schön gefunden, ich wollte ihr dies Boudoir zeigen. Ja, mein lieber Assessor, wie in aller Welt hätte ich wohl vermuthen sollen, Sie hier zu finden? — Wie hätte ich glauben sollen, daß Sie ein solcher Phantast, ein solcher Träumer sind?

Sie haben das Mädchen also belogen? — sagte der Assessor mit einem sehr ernsten Gesicht. Sie ist wirklich und wahrhaftig hier gewesen? —

O, Sie scheinen mir eine sehr liebe, aufopfernde Freundin zu sein. Geben Sie mir gefälligst die Schlüssel, Madame, und sagen Sie mir rasch, ob Sie noch irgend eine Forderung an mich haben? —

Die Bremer wand sich wie ein muthwillig gespießter Wurm unter dem kalten, schneidenden Ton des Assessors. In ihrem Innern tobte die Wuth, ihr Gesicht aber blieb sich völlig gleich und sie sagte mit stolzer Ruhe:

Im Gegentheile, ich bin Ihre Schuldnerin, und Sie können Ihr Geld noch heute empfangen.

Sie sind mir nichts schuldig, Madame, entgegnete der Assessor und wandte ihr frostig den Rücken.

Die Bremer schoß einen giftigen Blick auf ihn, zitternd ging sie ins Gesellschaftzimmer, um ihren Hut zu nehmen. Als sie mit ihrer Toilette fertig war, sah sie im Zimmer umher, als wollte sie jeden Fleck, jeden Gegenstand mit einem Fluche behaften, dann erst ging sie.

Der Assessor hatte sie durchschaut. Dieser Phantast, dieser Schwärmer, den sie so ganz umgarnt zu haben glaubte, der hatte plötzlich einen so tiefen Blick in ihr Inneres gethan, als wäre ihm eine göttliche Erleuchtung gekommen. Es giebt Momente, wo jeder Mensch hellsehend werden kann. Nie war es der Assessor mehr gewesen, als in dem Augenblick, da die Schlange im Grase auf ihn loszischen wollte. Ihre allzueifrige Augendienerei, welche ebensowohl Rosas als seinem Charakter so gänzlich widersprachen, hatte ihm ein heilsames Mißtrauen eingeflößt. Ihre vermeintlich so geschickte Ausrede war eben zu geschickt, zu scharf zugespitzt, sie hatte sich in ihren Mann verrechnet — denn nur die Wahrheit allein macht niemals einen Fehler.

Und was werde ich jetzt thun? fragte sich die Bremer, als sie in einer Droschke nach Hause fuhr.

Ja, was wird diese Frau jetzt thun? —

Rache ist die gewöhnliche Selbstvertheidigung jeder gemeinen Seele. Und hatte sie sich nicht schon im Voraus gerächt? —

Sechstes Kapitel.

Jakob muß seinen Herrn verlassen und wird eine Stunde lang Student.

Na, nun sind sie ehelich verbunden, sagte Jakob zu seinem Herrn, der seine Abend-Cigarre rauchend am Fenster saß, am Montage nach Baldrians Hochzeit. Die Hummel hat sich sehr gut gemacht, sie sah ordentlich hübsch aus. —

Madame Baldrian willst Du sagen; verbesserte Meyer seinen Diener.

Nun, ich nenne sie noch immer die Hummel, entgegnete Jakob, denn den Namen werde ich niemals vergessen. — Wer hätte das geglaubt, daß wir noch auf einem so freundschaftlichen Fuß mit einander stehen würden. Aber sehr freundschaftlich, das muß ich sagen. — Wenn die Hummel des Morgens an's Fenster kommt, dann ist immer ihr erster Blick nach uns hinüber, und wenn sie Einen von uns gewahrt, dann erheitert sich ordentlich ihr ganzes Antlitz. Ich bin ganz befriedigt, denn die Aussicht nach der jetzigen Baldrian gefällt mir zehnmal besser, als die Aussicht nach der vorigen. Den ganzen lieben, langen Tag küssen sich die beiden neuen Baldrians — und ich habe scharfe Augen und sehe so etwas lieber, als Zänkerei und Duckerei.

Meyer erhob sich, ohne auf Jakobs Geschwätz irgend etwas zu erwidern, und blickte aus dem Fenster. Da unten in der Straße scheint mir ein Auflauf zu sein, Jakob, sagte er. Gehe und erkundige Dich, was es ist.

Jakob ließ sich das nicht zweimal sagen. Er eilte auf die Straße hinunter. Es vergingen zehn Minuten und Jakob kam nicht zurück, aber der Menschenknäuel näherte sich je mehr und mehr. Eine Unzahl von Jungen lief voraus und Meyer hörte sehr deutlich die Worte:

Pitsch kommt! Pitsch kommt! —

Meyer wußte nun, was dieser Skandal zu bedeuten hatte. Denn der Name Pitsch ist in neuerer Zeit zu einem Volksbegriffe geworden, mit welchem die liebe Straßenjugend ein ganzes Genre von Menschen bezeichnet. Was sie mit diesem Namen eigentlich besagen will, das weiß sie allerdings selbst nicht, aber sobald irgend ein Berauschter durch die Straßen taumelt, alsobald giebt ihm eine ganze Schaar Straßenjungen,

welche lawinenartig anwächst, mit dem Feldgeschrei „Pitsch! Pitsch!" das Geleite. Ein Bild, das sich im Volksleben öfter wiederholt. Von Zeit zu Zeit tauchen stets einzelne Worte oder ganze Redensarten auf, welche, an sich sinnlos, im Munde des Volkes die Bedeutung einer ganzen Geschichte erlangen, welche zu einer Art Volksparole für tausend Verhältnisse und Situationen, bei denen oder über die sich das Volk schnell verständigen will, benutzt werden.

Endlich kam der Menschenknäuel bis vor Meyers Thür. Jakob war mitten darunter und Meyer erkannte mit Entsetzen den Gegenstand des Auflaufes. Es war kein Anderer als Pseudo-Werner. In seinem Frack, weißem Hute und den Beinkleidern von gleicher Farbe, mit den großen Vatermördern, langen Manchetten und weißen Glacéhandschuhen machte er sich, taumelnd von einer Seite zur andern und von den lieben Gassenjungen bald nach links und bald nach rechts hingezerrt, höchst komisch.

Er schien übrigens in der besten Laune von der Welt zu sein, winkte den Jungen zu, hielt dann und wann eine Anrede an sie, citirte einen Bibelvers und schloß diese Unterhaltung jedesmal mit dem Beisatze:

Durchaus moralisch! —

Meyers Entsetzen aber kehrte sich in Zorn um, als er sah, daß Jakob keineswegs etwas that, um den Moralischen gegen seine Peiniger zu schützen. Seine Mienen drückten vielmehr die vollkommenste innere Befriedigung aus und er lachte aus Herzenslust. Aus dem Zimmer eilen, die Treppe hinunterstürzen, den Menschenknäuel durchbrechen, den Moralischen beim Arm packen und in's Haus hineinziehen, war die Sache fast eines Moments, die liebe Straßenjugend, welcher ihr Gegenstand plötzlich so energisch entrissen worden war, suchte sich jetzt an dem armen Meyer zu rächen, indem sie sein Gebrechen, in der Art des Volkes, bespöttelte und verhöhnte.

In dieser Beziehung aber verstand Jakob wirklich keinen Spaß. Aus einem ihrer dankbarsten und erheitertsten Zuschauer wurde plötzlich ein ergrimmter Gegner, zumal da ihn das Bewußtsein, daß er den Zorn seines Herrn abermals gegen sich erregt, antrieb, sein Versehen auf irgend eine Weise wieder gut machen. Er packte ein paar von den kleinen Schlingeln und begann mit ihnen eine nichts weniger als für sie angenehme Unterhaltung, bei welcher es Jakob darauf abgesehen zu haben schien, einen für ewig unauslöschbaren Eindruck auf sie zu machen. Die andern Jungen aber ergriffen für ihre Kameraden Partei, Jakob wurde mit Steinen und Schmutz beworfen, an dem Rocke gezerrt, ausgelacht,

kurz, nach dem Sprüchworte: viele Hunde sind des Hasen Tod, reichte auch Jakobs Tapferkeit gegen ein paar Dutzend drei Käse hohe Jungen nicht aus. Er gerieth in Wuth und brachte den Knaben einige Verwundungen bei, von welchen der jetzt herbeieilende Schutzmann glaubte, daß sie das richtige Maß einer bloßen Selbstvertheidigung nicht inne gehalten, und da er nun überhaupt für denjenigen gehalten wurde, welcher den ganzen Auflauf ursprünglich veranlaßt, so mußte er trotz allem Protestiren, oder vielleicht gerade deshalb, dem Schutzmanne zum Revier-Polizeilieutenant folgen. Die blutenden Knaben mit deren Müttern, die sich inzwischen am Orte der That eingefunden und die Schmerzenskosten für die Wunden ihrer Jungen reklamirten, begleiteten ihn. Jakob machte eine höchst trübselige Miene, aber es half ihm nichts; im Polizeibüreau wurden seine Personalien festgestellt, die schreienden Jungen, welche die Sache weit ärger machten, als sie war, wurden untersucht, ein Protokoll aufgenommen und Jakob endlich mit der Bemerkung entlassen, daß er das Weitere zu vergegenwärtigen habe.

Als Jakob wieder auf die Straße gelangte nahm er zwar eine sehr stolze Miene an. Wie ein Sieger schritt er an den Gruppen, die sich vor der Thüre des Polizeibüreaus und in dessen Nähe gebildet hatten, vorüber. Aber es war ihm trotzdem gar nicht stolz zu Muthe, denn eine böse Ahnung beklemmte ihm die Brust, und er trat mit einem sehr demüthigen und consternirten Gesichte in die Wohnung seines Herrn ein.

Meyer erwartete ihn mit einer sehr ernsten Miene und empfing ihn auf eine ungewöhnlich feierliche Weise.

Jakob, sagte er, es thut mir leid, aber es ist mein fester Entschluß, der durch nichts erschüttert werden wird. Du verläßest Morgen meinen Dienst. Willst Du noch Heute gehen, so soll Dir das gänzlich frei stehen. Hier ist Lohn für das laufende und für das darauf folgende Quartal. Außerdem habe ich Dir für diese Zeit ein Kostgeld hinzugefügt, so daß Du auf ordentliche Weise ganz anständig ein halbes Jahr leben kannst. Hier sind auch Deine Atteste, welche Du bei mir deponirt hast, und ein Zeugniß von mir. Ich habe mich darin gewissenhaft über Deine Fehler und Deine guten Seiten ausgesprochen. Deine Ehrlichkeit habe ich rühmend erwähnt, doch auch Dein vorlautes Wesen nicht verschwiegen. Ich wünsche Dir, daß Du recht bald wieder einen andern guten Dienst finden mögest, und solltest Du einmal in ein unverschuldetes

Unglück gerathen, magst Du Dich zuversichtlich an mich wenden. Hier nimm Dein Geld.

Meyer schob dem weinenden Jakob das Geld hin. Dieser aber rührte es nicht an. Nein, ich nehme keinen Pfennig, rief er schluchzend, ich bin ganz unschuldig, kann ich wohl sagen. Ich weiß wirklich nicht, was ich verbrochen, womit ich es verdient habe, daß Sie mir so plötzlich die Thüre weisen. Die Rangen haben auf Sie geschimpft, und ich habe sie dafür durchgeprügelt — und das ist nun der Dank dafür, daß Sie jetzt sagen, wie Fiesko: der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen. Und ich werde auch gehen. Aber Sie werden sehen, Herr Meyer, ob Sie jemals einen Mohr wieder bekommen, der es so treu und ehrlich mit Ihnen meint, wie ich.

Und mit diesen Worten trocknete sich Jakob die Thränen, warf einen verächtlichen Blick auf das Geld und verließ seinen Herrn, stolz wie ein Held in einer Tragödie.

Jakob! Jakob! rief Meyer.

Jakob kehrte um und blieb zögernd an der Thüre stehen. Er mochte wohl glauben, daß sein Theatercoup die beabsichtigte Wirkung auf das weiche Gemüth seines Herrn hervorgebracht hatte.

Wenn Du glaubst, sagte Meyer, daß ich Dir Unrecht thue, so bist Du sehr im Irrthume, Jakob. Du wirst Dich wohl erinnern, was ich Dir neulich in Bezug auf den Herrn, zu dessen Verhöhnung und Entwürdigung Du Dich vorhin den Straßenjungen angeschlossen hast, gesagt habe. Ich habe Dir den größten Respekt und die höchste Achtung anempfohlen, und es war somit Deine Pflicht, dem unglücklichen Manne beizuspringen, statt Dich theilnahmslos unter den rohen Haufen zu mischen. Du hättest mindestens mir sofort Bescheid von dem Vorfalle erstatten müssen. Wenn mein Diener einen Mann, vor dem ich ihm Achtung geboten, sei es auch nur indirekt, mit verspotten hilft, so hat er die Achtung vor mir selbst schmählich bei Seite gesetzt und das ist der Grund, weshalb ich mich entschlossen habe, Dich zu entlassen. Nimm also in Gottes Namen Dein Geld. Du wirst es wohl gebrauchen, wo nicht, so lasse es meinetwegen liegen — Du kannst es bekommen, wann Du willst.

Wenn ein Mensch sich auf der Straße in einem solchen Zustande finden läßt, dann hört in den Augen vor unser Eins jede Achtung auf, replicirte Jakob, und Sie werden es noch erleben, Herr Meyer, daß der Mensch Sie in's Unglück bringt, denn ich habe scharfe Augen, kann ich wohl sagen.

Du kannst Dein vorlautes Wesen bis zum letzten Augenblicke nicht lassen, sagte Meyer, ich hoffe, Jakob, und ich wünsche es Dir von ganzem Herzen, daß Du Dich bessern wirst.

Mit diesen Worten wandte sich Meyer von seinem Diener ab, und Jakob ging jetzt brummend hinaus, um seine Dienste, wie gewöhnlich zu verrichten. Zu seinem großen Erstaunen und Aerger aber fand er die älteste Tochter der Frau Martini in der Küche, welche an seiner Statt schleunigst angenommen worden war. Wahrscheinlich wollte Meyer durch dieses schleunige, energische Verfahren seinen Diener überzeugen, daß es ihm diesmal mit dessen Entlassung unerschütterlicher Ernst war.

Schon eine Nachfolgerin, sagte Jakob, indem er an das Mädchen herantrat, nun, da bin ich wohl überflüssig, da kann ich packen.

Mir sind Sie nicht im Wege; versetzte das Mädchen.

Ich werde auch noch nicht gehen, fuhr Jakob fort, ich habe noch mit gewissen Leuten Abrechnung zu halten. Ist er noch drinnen? —

Wer? fragte das Mädchen.

Nun, der Saufbold — der, mit den Vatermördern und den Manchetten.

Ja, er ist noch drinnen; sagte das Mädchen.

Er wird doch hoffentlich bald fortgehen? —

Er wird vielmehr die Nacht hier bleiben. Ich habe ihm ein Bett auf dem Sopha in der Hinterstube machen müssen.

So? — Na, vielleicht soll er künftig meine Livree tragen, und hören Sie, Mamsell Emma, Sie können nur wieder zu Muttern gehen, hier ist mein Platz. Ich werde noch hier bleiben, ich bin überhaupt noch nicht entschlossen, ob ich gehen oder bleiben will, und das sage ich Ihnen, meinem Nachfolger, und wer es auch sei, Mann oder Frauenzimmer, dem habe ich den Tod geschworen.

Ich werde nicht eher gehen, bis es mir Herr Meyer befiehlt, sagte das Mädchen.

Setzen Sie sich keinen Unannehmlichkeiten bei mir aus, fuhr Jakob fort, ich bin ein entsetzlicher Mensch, wenn ich wüthend werde. Und übrigens wäre es auch undankbar von Ihnen, denn ich habe Herrn Meyer die besten Zeugnisse über Ihre Familie gegeben, und ohne mich hätte er nie daran gedacht, Ihre Mutter zu unterstützen. — Mir haben Sie Ihr Glück zu verdanken.

Ihnen? —

Ja, mir. Denn ich habe großen Einfluß auf meinen Herrn, er thut

nichts ohne mich zu fragen. Ich habe schon hundert Mal von ihm fortgehen wollen, aber er hat mich immer himmelhoch gebeten, bei ihm zu bleiben. Aber heute habe ich ihm fest erklärt, daß ich um keinen Preis mehr bei ihm bleiben wollte. Er hat eben fast geweint vor mir — aber ich war entsetzlich hart. Ich will es mir aber diese Nacht doch noch einmal beschlafen.

Nun, dann werde ich Herrn Meyer fragen, ob ich gehen kann.

Ich erlaube es Ihnen. Gehen Sie in Gottes Namen. Grüßen Sie Muttern von mir. Sie hat eine brave Tochter. Ich werde ferner an sie denken.

Mit diesen Worten schob Jakob das Mädchen, welches fast noch ein Kind war, zur Thüre hinaus. Er ging so ruhig, als wäre nichts vorgefallen, in's Zimmer seines Herrn, um seine gewöhnlichen Geschäfte zu verrichten. Aber Meyer empfing ihn sehr ernst und fragte: was willst Du, Jakob? —

So lange ich noch hier bin, lasse ich mir meine Arbeit nicht nehmen, entgegnete Jakob. Ich habe das Mädchen fortgeschickt.

Da hast Du wieder sehr Unrecht gethan, Jakob, versetzte Meyer. Ich bedarf Deiner Dienste nicht mehr. Was noch zu thun ist, das werde ich selbst thun.

Jakob verließ diesmal sehr niedergeschlagen das Zimmer seines Herrn. Er erkannte, daß dieser von seinem Entschlusse nicht mehr zurückkommen würde und machte sich allmählig mit dem Gedanken, daß er einen andern Dienst suchen müsse, vertraut. Es that ihm aber wirklich leid, denn er sah wohl ein, welch einen guten Dienst er bei Meyern hatte. Er bekam hohen Lohn, hatte wenig zu thun und einer ausgezeichnet milden Behandlung sich zu erfreuen. Noch ein Ausweg blieb ihm. Er beschloß, Fräulein Rosa zu bitten, ein gutes Wort für ihn einzulegen und mit diesem tröstlichen Gedanken verließ er Meyers Wohnung, um vielleicht den letzten Abend, mit den Mädchen im Hause schäkernd, vor seiner Thür zu verbringen.

Es war fast halb zehn Uhr. Als er heraustrat aus der Küche stand Jemand auf dem Flur, vor der ersten Eingangsthür zu Meyers Wohnung. Der Mensch schien wie überrascht, denn er schrak zusammen. Jakob wollte ihn schon anfahren, als sich der Mann gegen ihn umwandte und Jakob Schnahsens strenges Gesicht erkannte.

Herr Meyer zu Hause? fragte er.

Ja, wohl.

Melden Sie mich.

Jakob that wie ihm geheißen, zufrieden einen Grund zu haben, um noch einmal ex officio in das Zimmer seines Herrn treten zu können. Schnahse wurde eingelassen. Es verstrich mehr als eine Stunde, ehe er wieder zurückkehrte. Er kam allein. Jakob hatte ihn unten erwartet, denn es war ihm eingefallen, daß, da Schnahse so gut mit seinem Herrn stand, er auch diesen zu seinem Fürsprecher machen könne. Er erzählte, was ihm begegnet war und Schnahse hörte ihn sehr aufmerksam an. Jakob sah nicht, welch ein inneres Wohlbehagen ihm diese Mittheilung verursachte.

Ich kann Herrn Meyer durchaus nicht Unrecht geben, sagte Schnahse, doch ich will sehen, was sich dabei thun läßt. Er hat mir eben erzählt, daß Sie gehen müssen, und ich kann Ihnen nur rathen, Morgen so früh als möglich, oder besser noch diesen Abend, wenn's geht, Ihren Herrn zu verlassen. Dies wird ihn milder für Sie stimmen, junger Mensch, als wenn Sie ihm trotzig Ihre Dienste noch ferner aufdringen. Bleiben Sie einige Tage in Schlafstelle und kommen dann zu mir. Ich will inzwischen versuchen, was ich für Sie thun kann. Es gelingt mir vielleicht, wenn Sie Herrn Meyer aufrichtige Reue und Besserung angeloben, ihn für Ihre Wiederaufnahme zu stimmen.

Jakob war über diese Aussicht sehr erfreut, und sagte Herrn Schnahse sehr zerknirscht und demüthig gute Nacht. Doch kaum hatte er den Rücken gekehrt, da nahm er seine leichtsinnige, sorglose Miene wieder an, neckte jedes Mädchen, von dem er auch nur einen Schürzenzipfel habhaft werden konnte, lief dann zu der Baldrian hinüber und pochte leise an der Küchenthüre. Hanne öffnete ihm.

Sie lassen sich ja heute Abend gar nicht sehen, sagte Jakob.

Wir haben Gesellschaft; versetzte Hanne.

Das wird Sie doch an Ihrer Freiheit, an Ihren unveräußerlichen Menschenrechten nicht behindern? Sie können ja mit dem Dicken machen, was Sie wollen, und Fräulein Hummel —

Madame Baldrian — fiel Hanne corrigirend ein.

Das bleibt sich gleich, versetzte Jakob, ich habe deshalb nicht mehr Respekt vor ihr, als früher. Ein Fräulein hat immer seine Vorzüge. Nun, ich wollte übrigens nur sagen, daß Sie doch eigentlich jetzt die Hauptperson sind, und daß Sie also wohl ein Stündchen für mich übrig haben konnten.

Nein, das hatte ich nicht, versetzte Hanne sehr entschieden, der Frauen-

verein hat heute bei uns eine Gratulationsvisite abgestattet, und wenn ich da nicht aufpasse, namentlich auf die Chirurgin zweiter Klasse, dann essen sie uns alle Kuchen auf, oder packen sie ein, womit wir eine ganze Woche auskommen wollen.

Na, so, das ist etwas Anderes; sagte Jakob, es muß Jeder seine Schuldigkeit thun. Ich will Ihnen übrigens nur anzeigen, mein Fräulein, daß wir heute auf längere Zeit von einander Abschied nehmen müssen.

Oho! sagte Hanne und weiter nichts, aber es lag doch sehr viel in diesem „Oho!"

Ja, wirklich, kann ich wohl sagen, fuhr Jakob fort.

Will Sie Herr Meyer nicht länger behalten? fragte Hanne nicht ohne Theilnahme.

Oho! rief nun Jakob. Der wird schon wollen, aber ich will vielleicht nicht. Ich will in den Staatsdienst treten, mein Schatz.

In den Staatsdienst? — Jakob, Sie flunkern wieder.

Wirklich in den Staatsdienst. Ein königlicher Prinz will mich durchaus haben. Meine Taille, mein Wuchs hat ihm so sehr gefallen, daß er mich gleich als Jäger annehmen will.

Oho! rief Hanne wieder.

Nun, Sie werden sehen. Ich will mich ihm Morgen vorstellen. Vorläufig habe ich Herrn Meyer um Urlaub auf einige Tage zu einer kleinen Reise gebeten. Wenn ich mit dem Prinzen nicht einig werden kann, dann komme ich zu Herrn Meyer zurück und mache mich natürlich nichts wissen. Im andern Falle aber wird er es mir nicht übel nehmen, wenn ich einen Staatsdienst seinem Privatdienste vorziehe.

In diesem Augenblicke wurde Hanne gerufen, doch ließ sie sich noch so viel Zeit, mit ihrem Freunde Jakob ein Rendez-vous für den andern Morgen zu verabreden. Nun eilte Jakob befriedigt in seine Wohnung zurück. Er lauschte eine Weile an Meyers Thüre und guckte durch's Schlüsselloch. Sein Herr war noch auf. Aber er gewahrte nicht den Moralischen, und doch mußte er noch drinnen sein. Jakob trat an eine andere Thüre und lauschte wiederum, er glaubte lautes Schnarchen zu hören. Das konnte kein Anderer als der Fremde sein. Umsonst zerbrach sich Jakob den Kopf, welche Bewandniß es mit diesem Menschen hatte, wie es kam, daß sein Herr, für einen Mann, der sonst nie zu ihm gekommen war, ein so großes Interesse fassen konnte. Die Geschichte schien ihm sehr geheimnißvoll und mit so manchem zusammenzuhängen,

das ihm in der letzten Zeit an seinem Herrn auffällig geworden war. Denn Meyer war sonst nie so heimlich gegen ihn gewesen, und hatte sich nie so oft hinter verschlossenen Thüren aufgehalten.

Doch er vermochte das Räthsel nicht zu lösen und begnügte sich damit, den Moralischen nochmals mit der energischsten Rache zu bedrohen. Darauf ging er zu Bette und war im Umsehen eingeschlafen. Als er andern Morgen früh erwachte, da hatte er kuriose Träume gehabt. Das Bild des Moralischen war nicht aus seiner Seele gewichen. Er hatte mit ihm im Traume auf einem thurmhochgespannten Seile getanzt und die entsetzlichsten Sprünge gemacht. Ein ungeheures Publikum sah diesem verwegenen Schauspiel zu. Plötzlich aber stürzte der Moralische, das Gleichgewicht verlierend, hinab. Jakob ergriff ihn rasch bei dem rechten Bein, jedoch mehr um sich selbst zu halten, als um jenen zu retten. Und sich an dessen Bein fortwährend haltend gelangte Jakob glücklich und unverletzt auf den Boden. Der Moralische aber blieb vor seinen Augen mit zerschmetterten Gliedern liegen.

Im ersten Augenblicke des Erwachens war es dem so wunderbar geretteten Jakob, als wäre Alles nur ein Traum gewesen. Er konnte es nicht gleich fassen, daß er wirklich den Dienst seines bisherigen Herrn verlassen sollte, und er fühlte sich sehr unglücklich, als sich ihm die Wirklichkeit mit ihrem eisernen „muß" aufdrang. Er gedachte jetzt auch Schnahses weisen Rathes, sprang schnell auf, machte eben so schnell seine Toilette und verließ, ohne irgend etwas Anderes, als was er am Leibe trug, mitzunehmen, Meyers Wohnung, den Schlüssel zur Küche gab er bei der Frau Martini ab, welche ihn aufrichtig bemitleidete, und den Wunsch aussprach, ihn bald wieder zurückkehren zu sehen. Worauf Jakob sagte, daß er jedenfalls zurückkehren würde, denn er könne wohl sagen, daß er wisse, daß sein Herr ohne ihn nicht vier und zwanzig Stunden leben könne.

Und so verließ Jakob das Haus, in welchem er so lange sorglos gewaltet, in welchem er so glückliche Abende mit Hannen und den andern Mädchen aus dem Hause verlebt. Wohin sollte er sich wenden? — Es fehlte ihm nicht an Freunden. Aber sie waren Alle im Dienste und hatten an einem Wochentage keine Zeit für ihn. Auch wußte er wohl, daß er seine Zeit nützlich anwenden mußte, wenn er darauf rechnen sollte, daß ihn Meyer wiedernehmen würde. Herumtreiben durfte er sich also nicht. Wohin also? — da schoß ihm, wie es schien, ein sehr glücklicher Gedanke durch den Kopf. Er wollte zu Schnahsen gehen und ihm seine

Dienste natürlich ganz umsonst auf so lange, bis er zu seinem Herrn wieder zurückkehren durfte, anbieten. Seine jetzige Wohnung wußte er. Er eilte dahin, aber das Haus, die Läden waren noch fest verschlossen. Er patrouillirte eine halbe Stunde in den Straßen herum, aber er fand das Häuschen noch eben so fest verschlossen, wie ein mißtrauisches Erbbegräbniß auf einem Kirchhofe.

Jakob ging nun in ein Frühstückslokal, um eine Tasse Kaffee zu trinken. Es war nach neun Uhr, als er wieder vor Schnahses Thüre stand. Das Haus war noch immer geschlossen, und er mußte abermals fortgehen. Aber plötzlich erheiterte sich sein Gesicht, eine bekannte Gestalt kam auf ihn zu. Es war dem armen Teufel, als fiele ihm plötzlich ein Stein vom Herzen, als er diesen alten Gönner erblickte und mit dem lauten freudigen Ausruf: „Guten Morgen, Herr Grunow!“ trat er an ihn heran.

Wie kommen Sie hierher, Jakob? fragte der Student.

Hier wohnt ein Herr Schnahse, versetzte Jakob, den ich nothwendig sprechen muß, aber er ist noch nicht aufgestanden, denn ich bin nun schon seit sieben Uhr dreimal vor seiner Thüre gewesen.

Bei Schnahse? Was wollen Sie denn von dem?

Ach, das ist eine lange Geschichte, versetzte Jakob, da muß ich weit ausholen, kann ich wohl sagen. Ich werde aber, wenn Sie erlauben, mit Ihnen gehen, und Ihnen Alles haarklein erzählen, denn ich weiß, daß Sie mein Freund sind, und an mir Antheil nehmen.

Ganz gewiß, sagte Grunow lächelnd, erzählen Sie nur.

Jakob erstattete nun einen ausführlichen Bericht über die letzten Vorfälle. Da Grunow sein ganzes Vertrauen besaß, so behielt Jakob auch nicht das geringste Geheimniß vor ihm auf dem Herzen. Er schüttete seine Bekenntnisse gleichsam vor ihm aus, nannte sich selbst einen Schlingel — aber, fügte er bei jedem Bekenntnisse hinzu, es hat ja jeder Mensch seine Fehler, daß ist gewiß, und ich habe die meinigen. Er verschwieg übrigens nicht einmal jene nächtliche Orgie im Lokale der Madame Bremer und wie sie dabei von Schnahsen überrascht worden waren. Ueberhaupt erzählte Jakob von diesem Mann sehr viel, es mochte vielleicht auch daher kommen, weil Grunow an allen Vorgängen, bei welchen Schnahse eine wenn auch noch so unbedeutende Rolle spielte, ein ganz besonderes Interesse nahm. Er konnte sich nun keineswegs über die Rolle klar werden, welche Schnahse dem arglosen Meyer gegenüber spielte, aber er ahnete doch, daß irgend etwas vorgehen müsse, denn er

kannte den Heuchler. Indessen sprach er sich gegen Jakob nicht weiter aus, er bot ihm aber an, ihn einige Tage bei sich aufzunehmen, jedoch unter der Bedingung, daß er ohne seine Erlaubniß weder zu Schnahsen, noch zu seinem Herrn zurückgehen sollte. Dafür übernahm er es, sich für ihn nach besten Kräften zu verwenden. Jakob nahm dies Anerbieten mit großer Freude an und gelobte dem Studenten ewige Dankbarkeit und Ergebenheit.

So ging denn Jakob wohlgemuth mit seinem interimistischen Herrn nach dessen Wohnung. Grunow lebte, seitdem sein Vater in seinen Vermögensverhältnissen zurückgekommen war, sehr bescheiden. Er hatte sich in seine neue beschränkte Lage mit großer Resignation gefunden, sein Charakter hatte sogar seit jenem Unglücksfall weit mehr sittlichen Halt gewonnen. Er konnte übrigens für seine Person vollkommen sorgenlos seine Studien beenden und seine Carriere verfolgen, denn Freunde, Verwandte und Gönner seines Vaters hatten sich vereinigt, dem Sohne die ferneren Mittel zum Unterhalte zu gewähren. Grunow arbeitete jetzt fleißig und es kam ihm nicht mehr in den Sinn, tolle Streiche auszuführen, wenn er es auch nicht verhindern konnte, daß ihm manche tolle, jokose Idee durch den Kopf fuhr.

Der Grund, welcher ihn heute zu Schnahsen führte, war die beabsichtigte Bezahlung seines Wechsels, dessen Verfalltag heranrückte. Grunow hatte sich vorgenommen, ein ordentlicher Haushalter zu werden, sich einzurichten, und niemals wieder zu einem Wucherer seine Zuflucht zu nehmen. Da er Schnahsen nicht getroffen hatte, machte er eine kleine Promenade in der Nähe der Universität, denn er hatte am heutigen Tage noch einige Collegia zu hören.

Jakob, sagte er, Sie können jetzt immerhin noch ein wenig spazieren gehen, aber um 12 Uhr erwarten Sie mich in der Universität bei der Uhr. Wir wollen dann zusammen essen gehen und das Weitere besprechen.

Grunow ging und Jakob, sich jetzt selbst überlassen, wußte gar nicht recht, welchen Gebrauch er von seiner Freiheit machen sollte. Er hatte keine bestimmte Beschäftigung, selbst nicht einmal die, in der Stube seines Herrn aus dem Fenster zu gucken, und zu seinem Lobe müssen wir gestehen, daß ihm diese Freiheit des Müßigganges höchst unangenehm wurde. Er spazierte die Linden auf und ab, setzte sich bald auf diese, bald auf jene Bank, stand gaffend bei den eleganten Läden, besah sich die Bilder vor den Schaufenstern der Kunsthandlungen, sah jeden Augenblick nach

der Akademieuhr und stellte seine silberne Taschenuhr wohl zwanzig mal nach dieser Berliner Normaluhr, ohne daß es ihm gelang, sie mit derselben in Uebereinstimmung zu bringen. Endlich fiel es ihm ein, daß er Hunger habe und holte sich aus einem benachbarten Fleischerladen Wurst und dann Brod dazu und begab sich nach dem Kastanienwäldchen, diesem beliebten Berliner Rendez-vous-Platze, um hier sein Frühstück mit Gemächlichkeit zu verzehren.

Er hatte kaum angefangen, als er einen ungebetenen Gast in der Person eines riesigen Hundes erhielt, welcher ihm zuerst lungernd in den Mund guckte, dann aber allmählig zudringlicher wurde. Jakob durch seine eigene mißliche Lage zum Mitleid gestimmt, warf ihm einige Wurststückchen zu, und der Hund schien diese Wohlthätigkeit sehr hoch aufzunehmen, denn er blickte auf den mittheilenden Jakob mit einem gewissen freundschaftlichen Affect. Endlich war dieser, wie es schien, gesättigt, denn er steckte den Rest seines Frühstückes, welches nach seiner ökonomischen Berechnung noch zum Abendbrode ausreichen sollte, in die Tasche, mit welcher Oekonomie der Hund übrigens durchaus nicht zufrieden zu sein schien, denn er knurrte und rührte sich nicht von Jakobs Seite.

Dieser warf jetzt einen prüfenden Blick um sich her und erkannte mit Freuden, daß das Kastanienwäldchen sich zu beleben begann und sich allmählich mit einer ganzen Schaar von Ammen und Kindermädchen anfüllte. Er versprach sich hiervon die beste Kurzweil und rechnete dabei, wohl nicht mit Unrecht, auf seine liebenswürdige Persönlichkeit und sein gewandtes Benehmen. Ein allerliebstes Kindermädchen mit einem kleinen Korbwagen war die Erste, welche er nach Alter, Namen und Herkunft des pausbäckigen Kindes fragte, das sie auf ihrem Schooße schaukelte. Und als er das Alles wußte, wollte er auch wissen, ob es ein Junge oder Mädchen wäre, und als er auch hierüber Auskunft erhalten und die Bekanntschaft eingeleitet hatte, schien er alle diese Fragen noch einmal in Bezug auf das Kindermädchen machen zu wollen. Er hatte Aussicht, seine Zeit sehr angenehm auszufüllen, aber die Störung kam von einer Seite, von welcher er sie am wenigsten erwartet hatte, da sie durch die Undankbarkeit eines Thieres veranlaßt wurde, welchem diese Untugend gerade am wenigsten anzuhaften pflegt.

Der große Hund gesellte sich nämlich abermals zu ihm und schien noch immer der Hoffnung zu leben, daß Jakob auch den Rest der Wurst mit ihm theilen würde. Der pausbäckige Junge aber, welcher noch nicht einen Hund von einem Löwen zu unterscheiden vermochte, erhob ein

jämmerliches Geschrei, und da Jakob ihn nicht beseitigen konnte, da er trotz aller Drohungen stets wieder zu ihm kam, wenn er ihn so eben fortgejagt hatte, und der pausbäckige Junge stets fürchterlich schrie, so blieb ihm nichts anderes übrig, als seine Eroberung wieder fahren zu lassen und sein Glück bei einem andern Mädchen zu versuchen, deren Kleines weniger Furcht vor dem großen Hunde hatte. Denn dieser schien sich mit Gewalt zu Jakobs ergebenen Diener machen zu wollen, er hielt selbst seine Fußtritte ohne Knurren aus und Alles was er darauf that war ein seelenvoller Blick der tiefsten, treuesten Ergebung, welchem Jakob kaum zu wiederstehen vermochte. Wären Jakobs Sinne durch die Anwesenheit so vieler hübschen Evastöchter weniger verblendet gewesen, er hätte sich vielleicht wie ein Philosoph in einem Winkel des Wäldchens niedergelassen und in dem lebendigen Beispiel des Hundes seine eigene Geschichte, seine eigene Lage entdeckt.

Aber Jakobs Sinne waren befangen und sein Zorn gegen das arme Thier stieg je mehr, je weniger es gelang, ihn zu überzeugen, daß keins der Kinder sich mit ihm befassen wollte. Denn gleichsam als wäre er ein entlaufenes Mitglied irgend einer großen Menagerie von wilden Thieren, so schrieen die Kinder auf, sobald er sich ihnen näherte und ehe zehn Minuten vergangen waren, war Jakob mit seinem großen Hunde der Gegenstand einer allgemeinen Abneigung, so daß er es selbst für gerathen hielt, um dem unharmonischen Kinder-Conzerte zu entgehen, den Schauplatz so großer Hoffnungen zu verlassen.

Es war fast elf Uhr, und nun fiel es ihm ein, ein wenig das Terrain zu recognosziren, auf welchem er Grunow erwarten sollte. Er trat also in das Universitätsgebäude.

Die Studenten traten schaarenweise aus den so eben geschlossenen Auditorien, und Jakob fiel weiter nicht auf, wie er seinerseits that, als gehöre er zu ihnen. Bald aber wurde er der Gegenstand einer, wie es schien, höchst unliebsamen Aufmerksamkeit. Er wußte sich den Grund nicht anders zu erklären, als, daß sein Philisterthum erkannt worden sein müsse, bis der Portier an ihn herantrat und ihn aufforderte, sofort seinen Hund fortzuschaffen, daß es gegen die akademische Ordnung sei, wenn auch noch so wißbegierige Vierfüßler mit in das Universitätsgebäude zu bringen. Da Jakob indessen versicherte, daß der Hund nicht ihm zugehöre, so nahm es der Portier über sich, ihn hinauszutreiben, was ihm nicht ohne Mühe gelang.

Jakob war von dem Portier ziemlich höflich angeredet worden, und er

konnte nicht zweifeln, daß man ihn allgemein für einen Studenten hielt. Das ermuthigte ihn so sehr, daß er den verwegenen Gedanken faßte, in eins der Auditorien zu treten und eine Vorlesung mit anzuhören, und so auf angenehme Weise die Stunde bis zwölf Uhr zu verbringen.

Unglücklicher Weise gerieth er aber in den Hörsaal des berühmten Professors M...., welcher, wie allbekannt, kein Freund von Hospitanten ist. Jakob kümmerte sich natürlich darum nicht im Geringsten, er setzt sich allerdings auf die letzte Bank, aber ohne Herzpochen und bewunderte es im Stillem, daß die Herren Studenten so ruhig waren, wie andere gewöhnliche Menschenkinder. Er hatte geglaubt, daß sie doch viel dummes Zeug machen müßten, bis der Herr Professor kam, und schon bei sich überlegt, zu welcher Partei er sich schlagen wollte, wenn die Studenten vielleicht einen Kampf beginnen und Russen und Türken spielen würden.

Von all' dem geschah aber nichts, das Auditorium füllte sich mehr und mehr und Jedermann nahm ruhig seinen Platz. Kaum das hier und dort ein Nachbar mit dem andern sprach. Endlich siebenzehn Minuten nach elf erschien Professor M..... Mit seinem ihm eigenen festen und durchdringenden Blick übersah er sein Auditorium und begann dann seine Vorlesung. Es war natürlich, daß Jakob von dem Vortrage des berühmten Physiologen nicht viel verstand, und das der Vortrag, welche alle seine wahren Jünger in Spannung erhielt, auf Jakob eine opiumartige Wirkung hervorbrachte. Er begann allgemach mit dem Kopfe zu nicken, schritt crescendo zu einem gemüthlichen Schlummer, bis er in ein ohrenbetäubendes Schnarchen verfiel. Mit Entsetzen und Befremden blickten die Anwesenden auf ihren vermeintlichen Comilitonen, sie kannten ihren Professor zu gut, um nicht auf eine unangenehme Scene gefaßt zu sein. Doch wider Erwarten veränderte dieser seine ernste Miene nicht und sagte nur gegen Jakobs Nachbarn gewendet: Meine Herren, wollen Sie den Schläfer nicht daran erinnern, daß es noch sehr früh am Tage ist? —

Die Nachbarn stießen Jakob an, gähnend fuhr dieser auf, Alles lächelte jetzt und der Professor las weiter. Jakob blickte verlegen vor sich her und verwünschte seinen Einfall. Leider aber war die Vorlesung noch lange nicht beendet und er befürchtete mit Recht, wieder einzuschlafen. Um die Schläfrigkeit zu bannen, gerieth er auf den Einfall, den Rest seines Frühstücks hervorzuholen und heimlich, indem er sein Taschentuch vor dem Munde hielt, zu verzehren. Kaum aber hatte er hiermit begonnen,

als sich ein Kratzen und Scharren an der Thüre, der zunächst er saß, hörbar machte. Jakob fiel so sehr aus seiner Rolle, daß er sich erhob und zu dem Professor gewendet sagte: Da ist Jemand! worauf er dann ohne Weiteres unter dem allgemeinen Gelächter der Studenten die Thüre öffnete. Aber wurde Jakob schon durch dieses Gelächter perplex, so wurde er es noch mehr, als er seine zudringliche Bekanntschaft aus dem Kastanienwäldchen vor sich sah. Es war in der That der riesige Hund und da er die Wurst in Jakobs Hand mit dem erstaunenswerth ausgebildeten Geruchsorgan dieser Thiere blitzschnell erschnüffelt hatte und Jakob, in seiner Verlegenheit alle Besinnung verlierend, dem Hunde gerade mit der Hand abwehren wollte, mit der er das Taschentuch und die Wurst hielt, so schnappte sein unverschämter Freund so bissig darnach, daß Jakob vor Schmerz laut aufschrie, als habe er mindestens ein Glied irgend eines seiner Finger verloren.

Nun wurde es sowohl dem Herrn Professor als den Studenten zu arg. Auditorium verlassen! riefen die letzteren. Thüre zu machen! —

Es ist wirklich nicht mein Hund, sagte Jakob, indem er seinen blutenden Finger in sein Taschentuch wickelte, während er mit der linken noch immer bemüht war den Hund abzuwehren. Ich bin selbst sehr böse, kann ich wohl sagen, fuhr er fort, ich kenne das Thier gar nicht, und ich glaube auch nicht, daß es mich kennt. Aber das liebe Vieh scheint einen entsetzlichen Hunger zu haben und es ist doch Unrecht von den Leuten, ihre Angehörigen nicht satt zu machen.

Mit diesen Worten, welche der Professor und seine Zuhörer lächelnd angehört hatten, denn des jungen Menschen Naivität hatte etwas zu Komisches, warf Jakob verstohlen, doch mit einer energischen Bewegung, den Rest seiner Wurst in den Korridor und wie bezaubert ließ plötzlich der Hund von ihm ab und entfernte sich. Nun schlug Jakob mit erleichtertem Herzen rasch die Thüre zu und nahm seinen vorigen Platz wieder ein. Natürlich waren Aller Blicke eine Zeit lang auf ihn gerichtet, und Jakob bedauerte es jetzt, daß er nicht so klug gewesen, zugleich mit dem Hunde das Auditorium zu verlassen, in welchem ihm begann unheimlich zu werden.

Es mochte aber wohl noch keiner der Studirenden Jakobs wahren Stand vermuthet haben. So sehr konnte er allerdings nicht auffallen, denn man sieht unter den Studenten oft eigenthümliche Gestalten, Füchse aus irgend einer kleinen Provinzialstadt, deren Benehmen, im Anfange

des Universitätsbesuches oft schüchterner und linkischer als das ist, welches Jakob bis jetzt bewiesen hatte.

Indessen sollte die Katastrophe erst kommen. Der Professor war eben dabei von der willkürlichen Verkleinerung und Vergrößerung der Pupille einige Erläuterung an sich selbst zu machen. Er trat nach der Reihe von Bank zu Bank und wiederholte das Experiment vor jedem Einzelnen. Die Reihe kam natürlich auch an Jakob. Er war jetzt wieder völlig munter und die Sache interessirte ihn, obwohl er nicht recht wußte, was der Herr Professor eigentlich zeigen wollte. Er verstand natürlich den Ausdruck „Pupille" nicht. Aber er glaubte, daß der berühmte akademische Meister irgend ein Kunststück machen wollte. Dieser sah den höchst gespannten Jakob durchdringend an, und wiederholte dann, wie früher: Jetzt ist sie groß — jetzt ist sie wieder klein.

Aber wer beschreibt das homerische Gelächter, welches jetzt wie ein rauschender Wasserfall sich über den armen Jakob ergoß, als dieser auf des Professors Erläuterung ganz laut und als spreche er zu einem seines Gleichen, sagte:

Weiter ist es nichts? — Na, das kann ich auch. Das habe ich schon als kleiner Junge —

Er sprach nicht weiter. Der Professor rief, diesmal selbst lächelnd, seinen Famulus herbei und sagte ihm: Stellen Sie doch einmal die Personalien dieses Menschen fest, er scheint sich hierher verirrt zu haben. Und damit trat der Professor an Jakobs Nachbarn heran und experimentirte ruhig fort.

Während dessen sprach der Famulus halbleise mit dem nun ganz verdutzten Jakob und fragte ihn:

Sind Sie Student? —

Ne, versetzte Jakob leise, ich bin man Bedienter.

Nun, so entfernen Sie sich, fuhr der Famulus fort.

Ja, das kann ich thun, sagte Jakob, indem er rasch an die Thüre trat, ich gehe sehr gern, denn was man hier sieht — dafür geb' ich gar nichts. Das kann Jeder! —

Diese letzten Worte stieß Jakob mit großer Dreistigkeit heraus, dann verließ er so schnell als möglich das Auditorium und die Universität.

In einiger Entfernung wartete er auf Grunow. Die Uhr schlug zwölf, die Studenten strömten aus der Universität, und da sich unter diesen natürlich auch diejenigen befanden, welche Augenzeugen jener merkwürdigen in den Annalen der Berliner Universität unvergeßlichen

Vorlesung waren, so traten sie lachend an Jakob heran, betrachteten ihn wie irgend einen seltenen und seltsamen Gegenstand, fragten ihn Mehreres, und da die Geschichte von Mund zu Mund ging, war er bald von einem größeren Auditorium umringt, als der berühmteste Professor je um sich versammelt gesehen. Endlich fand sich auch Grunow ein. Lächelnd vernahm er Jakobs Universitätsabentheuer, und er hatte noch Charakterheiterkeit genug behalten, um diese Begebenheit eine göttliche Posse zu nennen, für welche er den Helden derselben mit einem guten Mittagsessen belohnte.

Der dämonische Hund aber war, nachdem er die geopferte Wurst erhascht, gänzlich verschwunden und Jakob hat ihn seitdem niemals mehr gesehen, obwohl er sich angelobt hatte, ihn, wenn er ihn jemals wiederfinden sollte, zu schinden und sein Fell zum ewigen Angedenken an jene eine Stunde auf der Universität ausstopfen zu lassen.

Siebentes Kapitel.

Der Moralische verschwindet auf eine geheimnißvolle Weise.

Während Jakob auf diese Weise den unangenehmen und angenehmen Wechselfällen eines müßigen dem Zufall anheimgegebenen Lebens ausgesetzt war, befand sich derjenige, welcher die letzte Veranlassung zu Jakobs Schicksal, wenn auch unwissentlich geboten hatte, in einer höchst behaglichen Lage. Schnahsc hatte seinem Gönner bei seiner letzten Zusammenkunft nämlich erklärt, daß er Werner nicht länger bei sich behalten könne. Denn so sehr er sich auch bemüht, ihn auf den Weg der Besserung zu bringen, so wolle er doch von seiner traurigen Leidenschaft nicht ablassen. Er sehe sich also genöthigt, sich seiner Verpflichtung zu entledigen. Er wolle gern nach wie vor das Seinige thun, ihn auf einen sichern Weg zu bringen. Aber auf keinen Fall könne er ihm, nach so vielen fruchtlosen Versuchen, länger ein Asyl in seinem Hause geben. Er befürchte übrigens auch, daß dem Manne die eine Eigenschaft gebreche, welche er bisher an ihm geschätzt — die Ehrlichkeit. Denn es

seien ihm in der letzten Zeit eine Menge Dinge auf eine unerklärliche Weise abhanden gekommen.

Die letzte Mittheilung machte den armen Meyer ganz unglücklich, doch ließ er sich keineswegs dadurch von dem Entschlusse abschrecken, welchen er gefaßt. Er wollte es denn selbst mit dem Moralischen versuchen, ihn bei sich aufnehmen, und sich eine Zeitlang einzig und allein seiner Besserung widmen. Schnahse sollte ihm wenigstens dabei helfen, da er seine Macht über ihn hinlänglich kennen gelernt hatte, und das versprach der gute Mann auch mit der frommsten Miene von der Welt.

Es ist eine, wenn auch seltsame, doch nicht seltene Erscheinung im Leben, daß wir oft bei den Dingen, die am Tage liegen, mißtrauisch und kritisch sind, dafür aber bei den wichtigsten Dingen blindlings, ohne alle Vorsicht und Skrupel, hineintappen. So lange Meyer von der Existens des Moralischen wußte, war auch nicht ein einziges Mal ein Zweifel an der Aechtheit des Pseudo-Werner in ihm aufgestiegen, hatte er noch nicht ein einzigesmal die Quelle näher untersucht, aus welcher sein Glaube, Rosas verschollenen Vater vor sich zu sehen, hervorgegangen. Schnahse hatte ihm eine Geschichte von einem Menschen erzählt, und diese Geschichte und auch der Name paßten allerdings ganz genau zu der Geschichte, welche er von Meinhold in Bezug auf Rosas Vater gehört. Aber trotz allem und alledem konnten dennoch Rosas Vater und der Moralische zwei ganz verschiedene Personen sein, selbst dann, wenn auch kein Betrug mit im Spiele war. Wenigstens hatte Meyer nichts, worauf er fußen konnte, als zwei Geschichten von zwei Leuten, die Meyer allerdings für höchst zuverlässig halten mußte. Aber es hatte Niemand, selbst der vermeintliche Werner nicht, seine Identität mit Rosas Vater juristisch außer allem Zweifel festgestellt, wenigstens fehlte noch das Zeugniß der Hauptperson, nämlich seiner Tochter, welche alle anderen Gewährsmänner aufgewogen hätte.

Die Sache, wie sie jetzt lag, war wenigstens dazu angethan, noch immer einige Zweifel vorwalten zu lassen, bis das Zeugniß dieser Hauptperson sie bestätigt hätte. Aber wie gesagt, Meyer war in seiner Gewißheit so befangen, daß es ihm gar nicht in den Sinn kam, Rosa könnte an der Identität des angeblichen Werner mit ihrem Vater jemals im geringsten zweifeln.

So hatte Meyer denn einen Menschen bei sich aufgenommen, den selbst der wohlthätige, fromme Schnahse so gut wie aufgegeben hatte. Es mochte ein Widerspruch in dessen bisheriger guter Zuversicht und

seiner jetzigen Hoffnungslosigkeit liegen, ein schlau berechneter Widerspruch — aber Meyer gehörte, wie gesagt, zu den Charakteren, welche, weil sie so durchaus wahrhaft, gerade und vertrauungsvoll sind, in ihrem Vertrauen nur sehr schwer erschüttert zu werden vermögen. Was Schnahse that und sprach, daran glaubte Meyer, weil er ihn für den rechtlichsten Mann von der Welt hielt. Wo kein Zweifel ist, da ist auch kein Mißtrauen. Schnahse hätte dem arglosen Meyer getrost noch unglaublichere Dinge zu glauben zumuthen können. Und lehren uns die tausende von Irrthümern, die noch heute so allverbreitet sind, und vielleicht dereinst von der ganzen Menschheit mit wenigen Ausnahmen geglaubt wurden, lehren uns diese Irrthümer nicht, wie leicht wir Alles glauben, wenn es aus einer ehrwürdigen Quelle oder aus einer solchen — die wir dafür halten, fließt?

So war denn Meyer glücklich, einen Gegenstand zu besitzen, der, so werthlos er auch an sich sein mochte, dadurch, daß er zu dem theuren Mädchen in so naher Beziehung stand, für ihn unschätzbar war. Und Meyer war in dieser Freude, in diesen schönen Träumen von Rosas Glück und Freude so aufopferungsfähig, und Schnahse merkte und wußte das so gut, daß es uns, die wir diesen Frömmler besser als Meyer kennen, befremden muß, ihn so plötzlich so große Vortheile, indem er den Moralischen seiner Obhut, entließ, aufgeben zu sehen.

Aber Schnahse wußte was er that, nicht umsonst hatte er den Schatz aus den Händen gegeben. Er war mit dem Hauptmann ziemlich schnell fertig geworden, aber es war von ihm ein großer Theil der Beute seiner Sicherheit geopfert worden. Er wollte es mit dem andern Opfer schneller machen, mit einem Schlage, so viel als möglich, erhaschen, und die Vorbereitungen waren, nachdem er gesehen, daß sich die glücklichsten Umstände zusammenfügten, um die Ausführung seines Planes zu erleichtern, schnell getroffen.

Es war am ersten Abend nach Jakobs Entfernung, als Meyer mit dem Moralischen in seiner traulichen und gemüthlichen Hinterstube beisammen saß. Eine Flasche Wein stand vor ihnen, Beide rauchten eine Cigarre, Meyer hatte dem Moralischen den Tag über nicht einen Tropfen Branntwein gestattet. Er meinte, es würde schon ein Schritt vorwärts sein, wenn Werner des Branntweins sich gänzlich entwöhne und statt dessen Wein trinke. Ueberhaupt entwarf sich Meyer einen diätischen Plan, den er mit Consequenz verfolgen wollte. Am Morgen bekam der Moralische eine gute Portion Kaffe, der nicht besser sein konnte. Meyer

hatte ihn selbst auf der Maschine gekocht. Werner trank ihn auch mit großer Behaglichkeit, begehrte aber einen kleinen Schluck Rum dazu. Zum Frühstück, sagte ihm Meyer, solle er eine halbe Flasche guten Wein erhalten. Damit war Werner allerdings ganz zufrieden, aber er meinte, er bedürfe einer gewissen Einleitung zu diesem Hauptkapitel, dem Frühstück nämlich — und die dürfe nur in Rum bestehen. Meyer beharrte consequent bei seiner Weigerung und stellte ihm dafür eine Kiste vortrefflicher Cigarren zur Verfügung. Werner zündete sich eine an, machte Toilette, wobei ihm Meyer wie ein Kammerdiener half, füllte sich alle Taschen mit Cigarren, was Meyer geschehen ließ, obschon er ihm seine Cigarrentasche geschenkt hatte, und nun wollte er ausgehen.

Wohin, lieber Werner? fragte ihn Meyer.

Suche meine Tochter, versetzte der Moralische. Nach Schnahses Allegorie war es die Reue, es schien aber, als hätte Werner sich eine eigene Allegorie gebildet und mit seiner Tochter „die Flasche" gemeint.

Sie suchen Ihre Tochter, versetzte Meyer, ich werde Ihnen dabei behülflich sein, ich werde mit Ihnen gehen!

Meyer war in der That entschlossen, nicht von der Seite des Moralischen zu weichen.

Dieser aber blickte ihn von der Seite auf eine sehr verfängliche Weise an und murmelte dann:

Gott hat ihn gezeichnet, der will mich versuchen! —

Werner hätte hinzufügen müssen, keinen Branntwein mehr zu trinken und die Allegorie wäre vollständig gewesen. Vielleicht ergänzte er auch wirklich in seinen Gedanken auf diese Weise seine Worte.

Wir wollen ein wenig ausfahren, fuhr Meyer fort, es ist ein schöner Tag. Wir fahren nach Charlottenburg und frühstücken bei Buder. Und sogleich traf Meyer seine Anstalten. Er ließ einen hübschen Wagen kommen, den er für den ganzen Tag miethete und fuhr bald darauf mit Pseudo-Werner ab.

Sehr moralisch! rief dieser ein über das andere Mal und lehnte sich mit vornehmer Nachlässigkeit im Wagen zurück.

Aber Meyer hatte seine liebe Noth mit ihm. Bei jedem Destillateur, bei jedem Boutiquer rief er dem Kutscher ein gebieterisches Halt zu, aber der Kutscher hatte Verstand genug, die Situation des Moralischen richtig aufzufassen und so genügte ihm ein einziger Wink von Meyer, ihn taub gegen alle Befehle Werners zu machen. Nun versuchte es dieser aber mehrere Male aus dem Wagen zu springen und Meyer saß

fortwährend in Angst und hielt ihn beständig bei seinem Frackzipfel fest. Er athmete auf, als sie endlich die Chaussee erreichten, wo es keine Lokale mehr gab und sein Fahrgast keiner weiteren Versuchungen ausgesetzt war. Er gerieth aber offenbar in eine sehr unbehagliche Stimmung, warf sich in den Wagen zurück und schlief bis dieser stille hielt.

Kaum vermochte ihm Meyer zu folgen, so schnell stieg er jetzt aus, eilte an's Büffet und verlangte ein Glas Rum. Meyer verhinderte jedoch, daß es ihm verabreicht wurde und bestellte Wein und ein gutes Frühstück. Dann flüsterte er dem Kellner zu, seinem Freunde um keinen Preis irgend ein Getränk zu verabreichen. Uebrigens verlor er den Moralischen nicht aus den Augen, der ihn unter allerlei Vorwänden verließ und nicht eher bei ihm blieb, bis Frühstück und Wein auf dem Tische stand.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir alle Leiden, welche Meyer diesen Tag durch den Moralischen zu erdulden hatte, beschreiben. Nur die Langmuth eines Mannes von Meyers Menschenfreundlichkeit und Großmuth, vermochte sie zu ertragen. Dafür hatte er aber am Abende den Triumpf, Pseudo-Werner in einem fast nüchternen Zustande neben sich sitzen zu sehen. Er hatte ihm allerdings den Tag über alle nur denkbaren Zerstreuungen gemacht, er war mit ihm nach dem zoologischen Garten, und nach verschiedenen jedoch weit entfernten Vergnügungslokalen gefahren. Mit Ausnahme von drei Gläsern Rum, die sich der Moralische durch einen höchst originellen Kunstgriff zugeeignet, hatte er den Tag über nur anderthalb Flaschen Wein getrunken. Den Rum hatte er nämlich dadurch erwischt, daß er verschiedene Male Gästen, welche neben ihm saßen, den vor ihnen stehenden Rum ohne Weiteres ausgetrunken. Meyer entschuldigte ihn natürlich auf die eindringlichste Weise und es wurde dadurch Skandal verhütet. — Ein ander Mal kroch er hinters Büffet und versuchte auf heimliche Weise eine Flasche Liqeur wegzunehmen. Meyer entdeckte es jedoch und holte ihn glücklich hervor. Es blieb ihm nichts anders übrig, als ihn überall für geistesabwesend auszugeben.

Der erste Tag war also glücklich überstanden, und wenn auch Meyer darauf gefaßt war, daß er noch mehrere Tage seine großen Plagen mit ihm haben würde, so hielt er doch an der Hoffnung fest, ihn durch Ausdauer und Beharrlichkeit von seinem Laster zu entwöhnen. Wenn ich vier Wochen, so dachte er, dieser Aufgabe unausgesetzt gewidmet haben werde, dann wird der gute Erfolg sicher nicht ausbleiben. Ich

kann ihn seiner Tochter zuführen. Sie wird darüber glücklich sein und ich mit ihr.

Es war der heutige Tag der 18. September, es waren also gerade noch vier Wochen bis zum verhängnißvollen achtzehnten October.

Als Meyer so da saß, dem Moralischen gegenüber, und schweigsam seine Cigarre rauchte, da mochte ihm Rosas glückliches Gesicht, wenn er ihr ihren Vater zuführen würde, vorschweben. Und je freundlicher er sich dieses ausmalte, je angenehmer war ihm Werners Erscheinung. Er betrachtete ihn mehrere Male verstohlen und kam allmählig wirklich dahin erst einige entfernte, dann sogar eine große Aehnlichkeit gewisser Züge in seinem Antlitze mit denen seiner geliebten Pathen zu finden.

Woran der Pseudo-Werner dachte, möchte selbst für den Autor, der sonst in solchen Dingen allwissend zu sein pflegt, schwer zu bestimmen sein. Wie es schien, fand er es für höchst moralisch, so sorgenlos im bequemen Lehnsessel zu sitzen. Er blies die blauen phantastischen Wölkchen seiner Cigarre weit vor sich her, und strich sich wohlgefällig die Vatermörder. Obwohl ihm diese fast das halbe Gesicht einnahmen, so war er doch so verliebt darin, daß er sehr hübsche Hemden, welche ihm Meyer gab, nicht anziehen wollte, weil sie allerdings keine so großen Vatermörder und Manchetten hatten. Vor ihm stand ein Glas Bischof, das er mit großer Behaglichkeit dann und wann an den Mund brachte. Von Zeit zu Zeit erhob er sich, trat an Meyer heran, klopfte ihm auf die Schulter und sagte mit einer vielsagenden Miene:

Sehr moralisch! —

O, ich hoffe, versetzte Meyer jedesmal, ich hoffe, wir werden Beide noch sehr moralisch werden. Man darf nicht an sich verzweifeln. Es kann noch Alles gut werden.

Und der Moralische that dann wieder einen Schluck, schnalzte mit der Zunge, blies Meyern den Rauch seiner Cigarre zu und wiederholte sein gewöhnliches „sehr moralisch!“ —

Endlich brach die Nacht heran und Meyer würde den Pseudo-Werner daran erinnert haben, daß es Zeit sei, sich zur Ruhe zu begeben, wenn dieser nicht schon seit einer Stunde in seinem Lehnsessel wie ein Bär geschnarcht hätte. Meyer wollte ihn nicht wecken, er hatte die kleine Martini, welche jetzt vorläufig Jakobs Dienste verrichtete, schon längst fortgeschickt, die Lampe begann zu erlöschen und Meyer gewahrte mit großem Mißbehagen, daß kein Oel mehr vorhanden war. — Jakob hatte bisher für dergleichen Wirthschaftsangelegenheiten stets pünktlich Sorge

getragen, das war eine gute Eigenschaft, die ihm Meyer gern nachrühmte und in dieser Beziehung vermißte er seinen alten Diener. In diesen vier und zwanzig Stunden, welche er bereits ohne Jakobs Dienstleistungen verleben mußte, hatte er auf manche gewohnte Bequemlichkeit verzichten müssen, und Meyer verspürte all die Unbehaglichkeit, von welcher wir uns nicht gut losreißen können und die wir empfinden, wenn wir die gewohnte Dienstleistung eines Menschen, der mit unsern Eigenheiten vollkommen vertraut, vermissen und Dinge befehlen und anordnen müssen, die sich bisher gewissermaßen wie von selbst verstanden. Der Mensch ist hierin einer Uhr zu vergleichen, die nur richtig gehen kann, wenn sie pünktlich aufgezogen wird. Und es ist unbestreitbar wahr, daß die Ordnung die Seele aller Seelen ist, wie äußerlich und unwesentlich sie vielleicht auch der genialen Liederlichkeit erscheinen mag.

Da also das Licht dem Erlöschen nahe war, so mußte Meyer sich am Ende doch bequemen, den Moralischen aus dem Schlafe zu rütteln, damit er sich zu Bette begeben könne. Es war aber nicht möglich ihn zu ermuntern. Gleichwohl wollte ihn Meyer die Nacht nicht im Stuhle verbringen lassen. — Es blieb ihm daher nichts übrig, als ihn auszuziehen und in's Bette zu tragen. Meyer bequemte sich hierzu. Es gelang ihm, ihn zu entkleiden, ihn aber fortzutragen, vermochte er nicht. Glücklicher Weise aber hatte der Lehnstuhl Rollen und so fuhr ihn Meyer in das ihm angewiesene Zimmer hinein und brachte ihn glücklich in sein Bett.

Nun begab sich auch Meyer zur Ruhe. Er war sehr müde und lag bald im tiefsten Schlafe. Ein Engel umschwebte ihn und lächelte ihn in frohen Träumen an. Ein Engel? — Ein Teufel war ihm näher. Aber Meyer hörte nicht wie die Küche leise geöffnet wurde, er hörte nicht die schleichenden Tritte, welche leise in seine Vorderstube traten. Er hörte nicht, daß eine dunkle dämonische Gestalt bis an sein Bette herantappte, sah nicht das lange verkniffene Gesicht, welches sich jetzt über sein Gesicht hinüberbeugte und seinem Athem zu lauschen schien. Meyer sah und hörte nichts von Allem was um und bei ihm vorging, er schlief und träumte fort von seinem Engel bis zum lichten Morgen und als er dann erwachte, stand er sofort auf, um zu sehen, ob Werner noch schlief. Aber welch ein Entsetzen erfaßte ihn. Werners Bette war leer. Der Moralische war verschwunden. Die Thürschlösser waren sämmtlich unversehrt, aber sein Schreibbüreau, seine Geldkiste waren erbrochen — seine sämmtlichen Werthpapiere, seine Kleinodien, sein baares Geld in Gold und

Silber — war fort. Er war auf eine entsetzliche Weise bestohlen, es fehlte ihm mehr als die Hälfte seines Vermögens. Und wer war der Dieb? —

O, Himmel! Wie krümmte sich Meyers menschenfreundliches Herz unter diesem giftigen Schmerze. Nur der Moralische konnte der Dieb sein.

Achtes Kapitel.

Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen.

Eine halbe Stunde lang saß Meyer rath- und thatlos in seinen Lehnsessel. Das Ereigniß schlug seinen Muth so sehr darnieder, er war so bestürzt über diesen entsetzlichen Ausgang eines Planes, von dem er so schön geträumt, daß er wie völlig gelähmt schien. Jetzt fielen ihm auch Schnahses warnende Worte ein, und er mußte zugeben, daß dieser gute Mann nur zu sehr Recht hatte, den Moralischen von sich zu entfernen. Uebrigens war ihm der Diebstahl trotz Allem auf eine höchst unerklärbare Weise verübt, wenn er nicht annehmen wollte, daß der Moralische nicht so fest geschlafen, daß sein Rausch vielmehr Verstellung gewesen war.

Der erste Schritt, den Meyer, nachdem er sich wieder ein wenig ermannt, thun zu müssen glaubte, war, Schnahsen zu besuchen, ihm das Unglück mitzutheilen, und vielleicht mit seinem Beistand den Moralischen ausfindig zu machen. Eine Anzeige bei der Polizei wollte er, bis er mit Schnahsen gesprochen, unterlassen.

Meyer traf den Herrn Schnahse in seiner Wohnung. Er saß auf seinem Sopha und las die Bibel. Es sah so ruhig, wir könnten sagen, so feierlich bei dem frommen Manne aus. Selbst das Eichkätzchen in seinem hölzernen Häuschen schien von der Andacht seines Herrn angesteckt zu sein, und blickte from und ruhig, als höre es ihm aufmerksam zu, nach ihm hin. Die Thüre war unverschlossen gewesen, Schnahse hatte, in seiner heiligen Lectüre vertieft, Meyers Pochen gar nicht vernommen, und als dieser endlich ins Zimmer trat las er laut die Worte:


Loeffler

Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz, oder eine klingende Schelle.

Meyer setzte sich ruhig an der Thüre nieder um den frommen Mann in seinen Erbauungen nicht zu stören, aber schon hatte ihn Schnahse bemerkt. Er legte seine Bibel auf den Tisch und begrüßte seinen Gast.

Es ist etwas sehr, sehr Unangenehmes, sagte Meyer, was mich zu Ihnen führt. Ich bin ganz niedergeschlagen, ganz außer mir. Sie sind es, mein lieber Herr Schnahse, von dem ich jetzt Trost und Hülfe erwarte.

Reden Sie, mein lieber Freund, versetzte Schnahse mit salbungsvoller Ruhe, als habe er nicht die geringste Ahnung von dem, was Meyern begegnet sein konnte. Was ich vermag, will ich thun. Seien Sie nur ruhig und gefaßt: denn der Herr behütet Alle, die ihn lieben, und wird vertilgen alle Gottlosen.

Meyer dankte für diesen frommen Zuspruch und erzählte nun, was ihm begegnet. Schnahse schien von seiner Mittheilung auf's Höchste überrascht zu sein. Er habe allerdings bemerkt, sagte er, daß der unglückliche Werner nicht reine Hand behalte, und er habe es für seine Pflicht gehalten, ihn, seinen Gönner, davon in Kenntniß zu setzen. Aber nimmer hätte er geglaubt, daß er sich so weit vergessen würde, einen so ungeheuerlichen Raub zu vollführen. Jedenfalls nehme er an, daß es im Kopfe des Unglücklichen durchaus nicht richtig sei, und daß er die That im Wahnsinne vollführt, doch es handele sich jetzt nicht darum, den Motiven des Verbrechens nachzuspüren, sondern vielmehr ihn aufzusuchen und zu verhindern, daß der Raub nicht in andere Hände gelange, aus denen es wohl schwerlich jemals wieder zurückkommen würde. Nun wisse er leider nicht, in welchen Tabagien Werner zu verkehren pflege, denn so lange er unter seiner Aufsicht gelebt, habe er niemals eine solche besuchen können. Nur einige Weinhäuser, in die er ihn selbst geführt, könne er namhaft machen und es bliebe nichts anderes übrig, als die Runde durch die Stadt zu machen, oder die Polizei in Allarm zu bringen.

Und Schnahse sprach das Wort „Polizei" so ruhig und fest aus, daß kein Mensch, und am wenigsten Meyer, den leisesten Gedanken hätte hegen können, daß er durchaus keinen Grund hatte, zu wünschen, die Sache möchte bei der Polizeibehörde zur Verhandlung kommen.

Der Gedanke, sagte Meyer, einen Menschen, dem ich so wohl wollte, der Polizei zu überliefern, ist mir entsetzlich, aber wenn andere Wege

nicht zum Ziele führen, bleibt mir freilich nichts anderes übrig. Doch ich will mein Möglichstes versuchen. Ich will in ganz Berlin nach ihm herumfragen, und ich hoffe, daß ich dabei auf Ihre Hülfe rechnen kann, lieber Herr Schnahse.

Es thut mir leid, versetzte dieser, daß ich diesen Vormittag unmöglich von meinem Hause abkommen kann, aber Nachmittag bin ich der Ihrige mit Leib und Seele. Erwarten Sie mich um zwei Uhr.

Meyer mußte wohl mit diesem Versprechen zufrieden sein, und er bat den guten Mann nur noch, ihm die Weinhäuser, von welchen er gesprochen hatte, zu nennen. Dem willfahrte Schnahse auf das Zuvorkommenste, und dann entließ er den consternirten Meyer mit allen möglichen biblischen Tröstungen, die jener mit seiner gewöhnlichen Herzlichkeit annahm.

Kaum war Meyer fort, da schloß Schnahse leise die Thüre, trat in sein Hinterkämmerchen und kramte in seinem Bette herum. Bald darauf holte er einen schweren Beutel, der dem Anscheine nach mit Geld angefüllt war, und einen anderen, der Papiere enthielt, hervor.

Als er den Beutel mit Geld in seiner Hand hatte, da blitzte aus seinen stets fromm gesenkten Augen plötzlich ein unheimliches Feuer und sein Gesicht nahm die Färbung und den Ausdruck einer gewaltsam hervorbrechenden Leidenschaft an. Er hielt den Beutel krampfhaft umkrallt und selbst in diesem Augenblick blätterte sein Gedächtniß in der Bibel herum und die bei ihm zur zweiten Natur gewordene Heuchelei, machte aus der entsetzlichsten Unthat, welcher ein Mensch fähig ist, eine fromme That:

Einen Armen hassen auch seine Nächsten, murmelte er, aber die Reichen haben viele Freunde. Ja, den Armen hassen alle seine Brüder, und selbst seine Freunde trennen sich von ihm.

Spricht so nicht der weise Salomo? — Ich aber bin jetzt reich — und die Welt soll mich ehren — und sie wird mich ehren. Wird sie mir bis auf's Herz sehen, wenn sie von meinem Geld geblendet ist? — Wird sie mir nicht hofiren? Guter Herr Schnahse! Liebster Herr Schnahse! Frommer Herr Schnahse! — Ach, was sind Sie für ein braver Mann! — Wer wird zweifeln an mir, wenn ich so viel Geld besitze? — Wer zu schenken hat, dem ist es wie ein Edelstein; wo er sich hinkehret ist er klug geachtet! Weiser Salomo, Du kennst die Welt! — Schnahse kennt sie auch! — Halt, wer ist da? —

Es wurde gepocht, und dem weisen Schnahse pochte das Gewissen, und das Geld gab einen lauten, verrätherischen Klang von sich, als er den Beutel rasch wieder in's Bette gleiten ließ. Er schlug schnell die Decke darüber und trat hinaus, um zu öffnen.

Es war Niemand draußen.

Er scheint schon wieder fortgegangen zu sein, murmelte Schnahse. Dann desto besser. Ich muß es fortschaffen, man kann gar nicht wissen, wie die Sache kommt. Die Todten sind freilich stumm, aber ich weiß nicht, es ist mir, als gucke mir beständig Jemand über die Schultern.

Schnahse schauerte zusammen und sah sich ängstlich um, als müsse wirklich Jemand hinter ihm stehen. Wenn es nicht für jede Unthat eine Nemesis giebt, das böse Gewissen bleibt stets ein furchbarer Rächer, und wenn Verbrecher gestorben sind, ohne daß sie den Lohn ihrer Unthaten empfangen haben, so hat sie sicher ein böser Schatten durch ihr trauriges unsicheres Leben hindurch verfolgt.

Schnahse wußte zu wohl, daß die Entdeckung einer Unthat oft an einem Faden hängt und er ließ daher nichts außer Acht, was irgend einen Verdacht gegen ihn erwecken konnte. Für den schlimmsten Fall aber wollte er das corpus delicti aus seinem Hause schaffen, denn alle Verdachtsgründe gegen ihn, falls solche wirklich aufkommen konnten, entbehrten eines Fundamentes, wenn man das gestohlene Gut bei ihm nicht vorfand. Er hatte die nöthigen Schritte hierzu gethan, und eine halbe Stunde später hielt ein Einspänner vor seiner Thüre, den er auf einen Tag gemiethet hatte. Schnahse kutschirte selbst. Er hatte also keinen Zeugen, als er einen schweren Beutel Geld und noch einen andern leichten Beutel, in einen Habersack gesteckt, in den Wagen legte, er hatte keinen Zeugen, als er wohl eine Stunde lang durch die Stadt fuhr, die Kreuz und die Quere, als habe er kein Ziel und keine Absicht. Er hatte keinen Zeugen, als er endlich vor der Wohnung der Madame Bremer hielt, den Habersack in ihre Wohnung trug, und er hatte keinen Zeugen, als Madame Bremer, seine Bundesgenossin zur Ausbeutung der menschlichen Gesellschaft, ihn in ihrer Stube empfing und die Beutel in einer mit einem eigenthümlich construirten Schlosse versehenen Kiste stellte. Schnahse schloß hierauf die Kiste und steckte den Schlüssel zu sich.

Heute Abend zählen wir, sagte er dann, und Sie bekommen Ihre Provision, wie es verabredet. Vorläufig aber behalten Sie das Geld hier. Vor einem Jahre darf nichts in Umlauf kommen. Wir müssen

unsere Gelegenheit abwarten. Uebrigens können wir ganz ruhig sein. Die Sache ist ungemein schlau ausgeführt.

Und Schnahse ging wieder und bestieg seinen Wagen, er hatte keinen Zeugen, als er die Bremer wieder verließ und triumphirend lächelte. Er hatte keinen Zeugen? — Gedachte er nicht jener Worte, welche das Herz erbeben machen, so oft man sie auch lesen mag: Sieh da, sieh da, Timotheus, die Kraniche des Ibycus! — —

An den Händen des niederträchtigen Frömmlers klebte Blut. Er hatte nicht nur geraubt! — Er war ein Mörder! — Weder Kraniche, noch Raben hatte der Gemordete in Todesangst zur Rache aufgerufen, aber es hatte ein Stern über der entsetzlichen That geleuchtet, es hatte das göttliche Auge darauf hingesehen. Wie — Schnahse hatte keinen Zeugen? — Und wann ist je eine Unthat verübt worden, und es leuchtete kein Stern darüber, und Gottes Auge blickte nicht darauf hin? — Wie vermag sich das Verbrechen zu verheimlichen, wo es sich dem Volksgewissen, wo es sich durch alle Geschichte hin offenbart: es ist Nichts so fein gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen! Ja, Schnahse, frömmelnder Schurke, Du hast keinen Zeugen, wähnst Du, schlau, sehr schlau hast Du Deine Sache gemacht — aber die Zeit kommt näher, wo es in Deinen Ohren erdonnern wird:

Sieh da! sieh da, Timotheus, die Kraniche des Ibycus! —

Es kann dem Leser kein Räthsel mehr sein, auf welche Weise der Diebstahl bei dem arglosen Meyer vollbracht worden war. Er hat die schleichende Tritte in jener Nacht gehört, er hat das dämonische Gesicht sich über den ruhigen Schläfer beugen sehen — und er hat den Heuchler Schnahse erkannt. Der für ihn glückliche Umstand, daß Jakob seinen Herrn verlassen mußte und Meyer ganz allein mit dem Moralischen war, hatte seinen Plan schneller als ursprünglich bestimmt war, zur Reife gebracht.

Als Wirth des Hauses konnte Schnahse sich zu sämmtlichen Thüren der Wohnung, welche Meyer inne hatte, sehr leicht Eingang verschaffen. Er wußte, wo Meyer sein Geld und seine Papiere hatte, und rechnete nach so großen Strapazen, welche Meyer, wie er wußte, den Tag über mit dem Moralischen ausgestanden hatte, auf dessen festen Schlaf. Weniger fest wünschte er den Moralischen schlafen zu finden. So öffnete er sich das Haus, welches noch vor Kurzem sein Eigenthum war und trat zuerst in die Stube des Moralischen. Dieser schlief und Schnahse weckte ihn, indem er ihm kaltes Wasser mit einer kleinen Spritze in's Gesicht und in die Ohren spritzte. Der Moralische erwachte, und Schnahse

befahl ihm ruhig zu bleiben, setzte ihm ein Fläschchen Branntwein hin und verhieß ihm, ihn zu sich zu führen, und ihm ein ganzes Faß Rum zu schenken. Nun machte sich Schnahse an die Arbeit. Er war so gut vorbereitet, daß er in funfzehn Minuten den beabsichtigten Raub ausgeführt hatte. Er versprach dem Pseudo-Werner die Hälfte, und reichte ihm ein paar Goldstücke, welche er mit dem Ausrufe: sehr moralisch! in die Tasche steckte. Uebrigens begriff der arme Teufel nicht recht, was Schnahse eigentlich vor hatte, denn nüchtern war er natürlich nicht.

Doch stand er noch fest genug auf den Beinen, um seinem entsetzlichen Führer folgen zu können. Sie gelangten unbemerkt auf die Straße, und Schnahse den taumelnden Trunkenbold unter den Arm fassend, und wohlweislich nur auf dem Straßendamme gehend, gelangte mit seiner schweren Last, die ihm übrigens nicht so schwer wurde, unangefochten und unverdächtig in seine Wohnung. Die Straße war öde und todt, der Nachtwächter weit entfernt — wer sollte ihn mit seinem dem Tode geweiheten Gefährten eintreten und bald darauf das Haus wieder verlassen gesehen haben? —

Ja, wer hatte ihn gesehen, den Bösewicht mit seinem Opfer durch die stillen Gassen taumeln? Wer hatte ihn gesehen mit dem Moralischen bei der Stralauer Brücke? — Wer hatte den schweren Fall in's Wasser, wer den Hülferuf vernommen? — Auch die kleine, so unschuldig aussehende Spree, als könnten ihre Wellen nur kleine muntere Fischchen beherbergen, als habe sie nimmer ein Menschenopfer gefordert, die kleine, unschuldige Spree schlug mit ihren flachen silbernen Wellen wiederum über ein warmes Leben zusammen und ernst und schweigsam spiegelten sich die Sterne darin, als wollten sie herniederschauen bis auf ihren innersten Grund und sehen, wo das unglückliche Opfer verblieb.

Es war ein Mord geschehen. Bedeckt vom Schatten der Nacht war ein Menschendasein gewaltsam aus dem Buche der Lebenden gestrichen worden, und der Mörder ging von dannen, ängstlich, zitternd, fröstelnd und mit unheimlich schleichenden Tritten. Er wagte nicht zum gestirnten Himmel aufzublicken, die flimmernden Verräther fürchtend, der Mond folgte ihm Schritt vor Schritt, wie sein böses Gewissen. Und als er in seine Kammer trat, da stand er seinem Fenster gegenüber und blickte still und ernst hinein — Schnahse schloß die Laden.

Es war geschehen. Der Raub war geborgen. Die Spur desselben vertilgt. Wer hatte es gesehen? —

Nur der Himmel. Nur die Sterne. Nur der Mond! —

Sieh da! Sieh da, Timotheus, die Kraniche des Ibykus! — — —

Neuntes Kapitel.

Jakob wird von seinem ehemaligen Herrn wieder in Gnaden aufgenommen.

Meyer saß erschöpft in seinem Lehnstuhl. Es war ihm so weh um's Herz, daß er hätte weinen können, den ganzen Nachmittag war er mit dem theilnehmenden Menschenfreund Schnahse, der ihn in einem eigends gemietheten Wagen abgeholt, durch die Stadt gefahren, sie hatten in jeder Tabagie, die ihnen auf der Fahrt aufstieß, nach dem Moralischen gefragt. Er war nirgends anzutreffen und nirgends gesehen worden. Schnahse hatte nun dem unglücklichen Meyer auf's dringlichste anempfohlen, nicht länger zu zögern und am andern Morgen der Polizei von dem Vorfalle Anzeige zu machen. Nur solle er nicht erwähnen, er hoffe diese Rücksicht verdient zu haben, daß der Elende einige Zeit bei ihm gewohnt, Meyer sah die Nothwendigkeit ein, die Hülfe der Polizei anzurufen, denn sein Verlust war zu bedeutend, um auf den Ersatz zu resigniren. So wehe es ihm auch that, den Vater seines lieben Mädchens auf so bittere Weise zu verfolgen, er hielt es für seine Pflicht. Im Uebrigen hielt er fest daran, es gegen keinen Menschen über seine Lippen zu bringen, daß dieser Werner mit Rosas Vater identisch sei.

Dennoch standen ihm Thränen in die Augen. Dies Schicksal war zu herbe, selbst für seine Lang- und seinen Duldermuth.

In diesem Augenblick wurde geklingelt. Meyers Herz pochte. Es war ein bekanntes Klingeln und er hatte sich nicht geirrt, denn als er öffnete, hallte ihm ein lauter, freundlicher guten Abend, Herr Meyer! entgegen und sein ehemaliger Diener Jakob stand vor ihm.

Meyers Gesicht erheiterte sich. So ungehalten er auch auf den

vorlauten Jakob gewesen war, so hatte er dennoch in diesem Augenblick Alles vergessen. Jakob, an dessen Ehrlichkeit und Treue er fest glaubte, erschien ihm jetzt wie ein von Gott gesandter Tröster, wie ein guter Engel. Sein Herz wurde mit einem Male erleichtert und fast unbewußt reichte er ihm freundlich und herzlich die Hand.

Wir kommen sehr spät, kann ich wohl sagen, begann Jakob, als er im Zimmer seines alten Herrn war, aber wir waren den Nachmittag schon öfter hier, Herr Grunow und ich. Der Herr Grunow wollte nämlich für mich ein gutes Wort bei Ihnen einlegen und ich rechnete auf einen guten Erfolg. Denn was Herr Grunow sich vornimmt, setzt er durch, kann ich wohl sagen.

Zur Sache Jakob, ermahnte Grunow, sonst meint Herr Meyer, wir handeln unschicklich genug, um ihn in Ihrer persönlichen Angelegenheit, noch so spät zu behelligen. Herr Meyer, wir kommen Ihretwegen. Wir haben nämlich im Hause gehört, daß Sie in der vergangenen Nacht bedeutend bestohlen worden sind. Vielleicht können wir einiges Licht über den Thäter verbreiten.

Meyer nahm eine feierliche Miene an, und erzählte kurz und klar den Vorfall der Nacht. Während seiner Erzählung winkte Jakob dem Studenten mehrere Mal bedeutsam zu.

Sie glauben also, daß jener Mann, den Sie aus Gründen der Wohlthätigkeit und in Folge Ihrer seltenen Menschenfreundlichkeit bei sich aufgenommen, der Dieb wäre?

Ganz gewiß, versetzte Meyer, es ist nicht möglich, gegen irgend einen andern Menschen nur den kleinsten Verdacht zu hegen.

Das ist allerdings möglich, kann ich wohl sagen, fiel Jakob mit großer Ungeduld ein — wie wäre es dann — —

Stille, Jakob, rief Grunow — ich werde an Herrn Meyer erst noch einige Fragen richten.

I, versetzte Jakob, Fragen steht Jedem frei, aber ich denke, um die Sache kurz zu machen, mit einer Frage alle übrigen überflüssig zu machen. Wie wäre es denn mit dem braven Schnahse, Herr Meyer?

Meyer sah seinen Diener mit einer sehr befremdeten Miene an, und sagte fast entsetzt:

Was willst Du damit sagen, Jakob? —

O, ich habe scharfe Augen, rief Jakob, und wenn Sie, wie Sie sagen, schon um ein Uhr fest geschlafen haben, dann wundert es mich, daß er um drei Uhr mit dem Saufbolde Ihr Haus verlassen hat.

Jakob! Jakob! Du irrst! — rief Meyer aufspringend.

Irren ist menschlich, versetzte Jakob, aber ich habe scharfe Augen, kann ich wohl sagen. Ich war nämlich gestern noch sehr spät in dieser Straße, denn Herr Grunow war in Gesellschaft und er ließ mich ganz nach meiner Air leben. Denn Herr Grunow ist sehr generös, kann ich wohl sagen. Na, alte Sympathien führten mich hier her, und ich war bis nach zwölf Uhr in der Bierhalle auf der Ecke. Von dort aus sah ich Herrn Schnahse mehrere Male die Straße auf- und abgehen und jedesmal zu Ihren Fenstern hinaufgucken. Um ein Uhr mußte ich zu Hause sein, um diese Zeit wollte ich Herrn Grunow abholen, das hatte ich ihm versprochen, ich mußte also fort. Ich mußte aber noch etwas warten, bis Herr Grunow aus seiner Gesellschaft kam, und da erzählte ich ihm, wie ich den guten Mann in Ihrer Straße patroulliren gesehen. Jakob, sagte Herr Grunow, ich traue diesem Menschen nichts Gutes zu, wir wollen doch einmal Herrn Meyers Wohnung vorübergehen. Es ging mir durch und durch, kann ich wohl sagen, denn ich traute dem Mann auch nie etwas Gutes zu, obschon Sie nie schlecht auf ihn sprechen hören konnten. — Aber was kein Verstand der Verständigen sieht, das sieht in Unschuld ein kindlich Gemüth. Na, und ich habe scharfe Augen. Als wir nur noch wenige Schritte von Ihrem Hause entfernt sind, hören wir, daß die Thüre geöffnet wird, wir verstecken uns. Zwei Leute verlassen das Haus und entfernen sich nach unserm Verstecke hin.

Jakob, sagte Herr Grunow, erkennst Du die beiden Menschen? Wenn mir nur der Mond den Gefallen thun möchte, sagte ich, ihnen ein bischen in die Physiognomie zu leuchten, denn ich habe scharfe Augen und müßte sie auf hundert Schritte erkennen, wenn sie nämlich für mich erkenntlich sind. Und richtig ist der Mond so generös, kann ich wohl sagen, und guckt dem einen Menschen so gerade in's Angesicht, daß ich ihn und den Andern zugleich erkenne. Es waren also, um kurz und erbaulich zu sein, Herr Schnahse und Gevatter Saufbold mit den großen Vatermördern und den langen Manchetten. Wir konnten uns nun aber nichts anderes denken, als daß sie so lange bei Ihnen in Gesellschaft waren, ließen sie vorübergehen, wobei sich die Vatermörder sehr fidel bezeigten und gingen unseres Weges nach Hause.

Meyer sah während dieser Erzählung Jakobs bald diesen, bald den Studenten an. Entsetzen, Ueberraschung und Bestürzung mahlten sich in seinen Zügen, und es währte einige Zeit, lange nachdem Jakob seine Rede geschlossen hatte, ehe er Worte finden konnte.

Herr Grunow, hub er endlich an, Sie sagten vorhin, oder Jakob sagte, daß Sie sich geäußert hätten, Sie trauten dem Herrn Schnahse nichts Gutes zu. Ich möchte mir zu fragen erlauben, weshalb? Ich habe eine Menge Beweise in Händen, daß dieser Mann den edelsten, menschenfreundlichsten Charakter hat. Sie thun ihm wirklich ein großes Unrecht.

Ich kenne ihn als den gemeinsten Wucherer, versetzte Grunow.

Als Wucherer? — Herr Grunow — ich bitte —

Plötzlich durchzuckte Meyer ein Gedanke und er sagte: Herr Grunow, erlauben Sie mir auf eine Sache zurückzukommen, die ich — ich versichere es — ganz gewiß vergessen habe. Jedoch ich habe Gründe, die hierher gehören, Sie darnach zu fragen. Erinnern Sie sich, daß Sie meinem Diener einmal gesagt haben, daß Sie der Verfasser einer Annonce seien, die mich — ich kann es nicht leugnen, wiewohl ich sie unter allen Umständen dem Verfasser längst verziehen habe, — mich sehr gekränkt hat.

Ich habe mein Bedauern bereits darüber ausgesprochen, versetzte Grunow, ich bereuete es, sobald ich Sie persönlich kennen gelernt hatte.

Wußte Herr Schnahse damals, daß Sie der Verfasser waren?

Er wußte es, ich habe es ihm erzählt, ohne zu ahnen, daß er mit Ihnen bekannt wäre.

Haben Sie damals von ihm hundert Thaler empfangen? —

Hundert Thaler? — Wofür? —

Für Ihr Eingeständniß.

Keinen Pfennig, mein Gott, auf welche Weise auch? Ich war damals reich, oder glaubte es wenigstens zu sein. Ich weiß, Sie haben damals eine Belohnung ausgesetzt. Ach — nun merke ich. — Hat Schnahse etwa diese Belohnung in meinem Namen einkassirt? —

So scheint es mir, versetzte Meyer und erzählte nun den Hergang der Sache.

Erkennen Sie nun, wessen man sich zu diesem Menschen zu versehen hat? sagte Grunow. Er hat das Geld für sich eingesteckt.

Und ich habe scharfe Augen, fügte Jakob hinzu, ich konnte ihn auf den ersten Augenblick nicht leiden.

So sehr sich Meyer auch streubte, selbst auf solche Verdachtsgründe hin, den Menschen, dem er so viel Zutrauen geschenkt, zu verdammen, so begann er doch endlich an ihm irre zu werden. Grunow aber fragte, ob Meyer besondere Gründe gehabt habe, diesen Menschen bei sich auf-

zunehmen, und ob solche etwa durch den heuchlerischen Schnahse veranlaßt worden seien.

Allerdings, versetzte Meyer, Schnahse machte mich zuerst mit ihm bekannt, aber er konnte unmöglich wissen, daß es so kommen würde, er kann mir seinen Namen wenigstens nicht in dem Glauben mitgetheilt haben, daß ich mich für den Menschen so interessiren würde.

Das ist aber Alles Lari fari, kann ich wohl sagen, wenn Sie mir das zu bemerken erlauben wollen, sagte Jakob. Nach meiner Meinung rücken wir dem Spitzbuben sofort zu Leibe, überrumpeln ihn in seiner Wohnung, finden natürlich dort den Raub, nehmen ihm den wieder ab und quittiren mit einer guten Tracht Prügel. Was wir denn noch an ihm ganz und ungebläut übrig lassen, daran mag sich die Polizei halten, die wir ihm sofort auf den Pelz schicken.

Jakob, sagte Meyer, das geht nicht. Wir müssen bedächtig handeln, denn wenn Schnahse, woran ich übrigens noch immer ganz bedeutend zweifele, wirklich der Thäter ist, dann haben wir es mit einem überausschlauen Menschen zu thun. —

Ach — was schlau, fiel Jakob ein, wer Unrecht thut, ist immer dumm, da hört alle Klugheit auf.

Ich dächte auch, Freund Jakob, sagte Grunow, Sie begnügten sich mit dem wichtigen Dienst, den Sie Herrn Meyer bereits geleistet haben, und wofür Sie dieser ganz gewiß gern wieder zu Gnaden aufnehmen wird. Die weitere Verfolgung der Sache überlassen Sie uns. Wir werden Ihnen, wo möglich, eine Rolle dabei zu ertheilen, aber nur unter der Bedingung, sich genau nach unseren Anweisungen zu richten, vor Allem aber, gegen keinen Menschen nur eine Sylbe von dieser ganzen schlimmen Geschichte zu erwähnen. Wenn Sie dieses Versprechen feierlich geleistet haben werden, dann würden Sie bei Ihrem gütigen Herrn in Ihre vorigen Ehren und Würden wieder eingesetzt werden.

Ich danke Ihnen, mein lieber Herr Grunow, sagte Meyer, Sie haben mir aus der Seele gesprochen, ich bin mit dem, was Sie so eben ausgesprochen haben, vollkommen einverstanden.

Nun, und ich auch, sagte Jakob vergnügt, aber ich bitte ja nicht zu vergessen, daß ich scharfe Augen haben und in der Sache sehr viel leisten kann. Soll ich sofort in meine alte Funktionen wieder eintreten, Herr Meyer, und ein Täßchen Thee machen?

Wein, Jakob, bringe uns ein paar Flaschen Tokaier, nimm Dir die Kellerschlüssel, Du weißt ja wo sie sind.

Wenn der Schnahse nur den Wein nicht auch stibitzt hat, bemerkte Jakob, indem er ging, um seines Herrn Befehle auszuführen.

Er ist wirklich kein schlechter Mensch, sagte Meyer, als sein Bedienter das Zimmer verlassen hatte, aber sein vorlautes Wesen läßt sich gar nicht zähmen.

Sie hatten stets zu viel Nachsicht mit ihm, entgegnete Grunow, Menschen wie Jakob, ist schwer aber nothwendig zu imponiren. Daß er nicht viel anders bei Ihnen werden wird, das kann ich Ihnen voraussagen, aber er ist in seinem Dienste, wie es mir scheint, pünktlich, im Ganzen anhänglich, ehrlich, treu und theilnehmend, und das gleicht manchen Fehler wieder aus. Uebrigens, um mit Ihrem Bedienten zu sprechen, kann ich wohl sagen, daß Ihr Beispiel auf seinen Charakter einen guten und tiefen moralischen Eindruck gemacht hat. Sie haben ihm eine Abneigung gegen Niederträchtigkeit und Liebe für das Gute eingeflößt, und obwohl ein gewisser Leichtsinn ein nicht unbedeutender Zug seines Charakters ist, so wird er doch niemals, selbst in der traurigsten Lage, Ihrer und Ihre guten Lehren vergessen können. Ich habe Beweise davon, und ich glaube, Sie thun sehr wohl, ihn wieder aufzunehmen.

Meyer hatte diese Worte mit höchster Befriedigung angehört, man verließ jetzt dieses Thema und berieth die nächsten Schritte, die man thun wollte, um die Fährte, auf der man war, mit Vorsicht zu verfolgen. Meyer dachte wohl daran, mit Assessor Brandon zu sprechen, aber er hätte diesem die ganze Sache entdecken müssen, und schon stieg jetzt der Gedanke in ihm auf, daß die ganze Sache mit dem angeblichen Werner eine Mystifikation sein konnte. Er begriff zwar nicht recht, wie Schnahse zur Wissenschaft seines Geheimnisses gekommen sein sollte, da Jakob betheuerte, niemals mit ihm von seinem Pathen gesprochen zu haben. Aber da sein Mißtrauen einmals erweckt worden war, hielt er Alles für möglich, und er fürchtete den beißenden Spott des Assessors, falls sich die Mystifikation bewähren sollte. Gegen seine beiden Freunde das unverbrüchlichste Stillschweigen zu bewahren, war er also fest entschlossen, und so kam er mit dem Studenten überein, daß am andern Morgen in aller Frühe bei der Polizei Anzeige von dem Diebstahle gemacht, und mit Angabe aller Verdachtsgründe gegen dem muthmaßlichen Thäter, ihre Mitwirkung zu seiner Entdeckung und Ueberführung angerufen werden sollte.

Grunow blieb auf Meyers Bitten die wenigen Stunden bis zum

Anbruche des Tages bei ihm, und dann gingen sie auf's Polizei-Präsidium, wo ihre Anzeige keine geringe Sensation hervorrief, denn Schnahse war ein völlig unbescholtener und geachteter Bürger.

Aber noch während sie im Büreau des Präsidenten anwesend waren, wurde die Anzeige gemacht, daß man einen Leichnahm aus der Spree gezogen habe. Es waren einige Goldstücke und verschiedene seltene Geldsorten bei ihm gefunden. Meyer warf zufällig einen Blick darauf, und erkannte sofort mit großer Bestimmtheit sein Eigenthum.

Nun fuhren sie in Begleitung eines höheren und einiger Subaltern-Beamten sofort nach dem Orte, wo die aufgefundene Leiche lag, um diese zu recognosziren. Sie war bedeckt, ein Beamte hob das Tuch auf — es war der Moralische. Seine großen Vatermörder hafteten fest an seinen Wangen, aber niemals konnte der Tod einen scheußlichern Anblick gewähren, als bei dieser noch völlig angekleideten Leiche, welche die Wellen so eben ausgespült.

Zehntes Kapitel.

Verlorenes Spiel.

Es war am Nachmittage desselben Tages, als Schnahse eine Pfeife rauchend ruhig in seinem Zimmer saß und in seinen Büchern blätterte. Er mochte wohl den Stand seiner Finanzen überschlagen und berechnen, wie reich ihn seine Schurkereien und Verbrechen gemacht. Er addirte ein erkleckliches Sümmchen zusammen, und seine Gedanken waren jetzt darauf gerichtet, sein Geld in Sicherheit zu genießen. Sein Plan nach Amerika überzusiedeln stand bei ihm fest, bei der ersten günstigen Gelegenheit sollte er ausgeführt werden. Eine große Sorge war es noch die gestohlenen Geldpapiere umzusetzen und Schnahse überdachte und überlegte so eben, wie sich dies am ungefährlichsten thun ließe. Es war ihm nicht wohl dabei zu Muthe, daß der Raub in den Händen der Bremer war, aber seine Sicherheit erheischte gebieterisch diese Vorsicht. Indeß wollte er doch sobald wie möglich seinen Antheil an der Beute in

seiner eigenen Wohnung unter Schloß und Riegel haben. Im Uebrigen hielt sich Schnahse für vollkommen sicher und unantastbar. Daß man den Moralischen finden würde, daran zweifelte er nicht und er hatte ihm eben deshalb einige von den gestohlenen Goldstücken gegeben. Man konnte dann nicht zweifeln, daß er der Dieb war und man mußte annehmen, daß er in seiner Trunkenheit entweder verunglückt oder von Jemanden, der ihm seinen Raub wieder abnehmen wollte, in die Spree hineingestoßen worden sei. Wirklich nahm auch die Polizei diese Alternative an, freilich ahnete Schnahse nicht, daß er dabei in erster Reihe eine Rolle spielen sollte.

Zähle, zähle, rechne nur dein so schmählich erworbenes Vermögen zusammen! Schon pocht der Rächer an der Thüre, schon tritt Dir die Nemesis auf die Fersen, schon streckt sich der furchtbare Arm des Gesetzes drohend nach Dir aus! — In Amerika wähnst Du sicher im Genusse Deines Raubes Dein Leben beschließen zu können, aber hast Du den Ocean vergessen, der Dich von dem gehofften Asyle trennt? den Ocean, den kein Mensch ohne Schiffbruch zu durchsteuern, aus dem kein Sterblicher mehr als den göttlichen Kern zu retten vermag, den Du schon längst hinweggeworfen hast — die Seele. Schaue in die Wellen dieses furchtbaren Oceans, der Welten und Generation verschlingt wie Sandkörner — schon schlägt er die brausenden Wellen über Dich zusammen — der Tod — die Nacht! — — —

Es wurde gepocht und Schnahse schrak zusammen, wie immer nach jener letzten Unthat, seitdem Blut an seinen Händen klebte. Schnell schlug er die Bibel auf — ähnlich den Abergläubigen, welche bei einem Gewitter das heilige Buch auf den Tisch legen, den Zorn Gottes zu beschwören und den Blitz vom häuslichen Dache fern zu halten. Aber der Zorn Gottes war nicht mehr zu beschwören. Der Blitz schlug ein.

Es war Grunow, welcher vor ihm stand, und in seiner Begleitung befand sich ein fremder, unbekannter Mann in Civil.

Was wollen Sie? fragte Schnahse barsch. Sie kommen mir jetzt ungelegen. Ich habe Besuch.

Es ist nicht wahr, versetzte Grunow kurz und bestimmt.

Es ist nicht wahr, wiederholte Schnahse und sah den Studenten böse an. Gehen Sie, ich habe kein Geld für Sie. Ich bin solcher jungen Vergeuder überdrüssig.

Lassen Sie sich nur immer etwas Zeit, sagte Grunow, ich will Ihnen

meinen Wechsel bezahlen. Ich war deshalb schon einmal hier, habe Sie aber nicht getroffen.

Vor der Verfallzeit? fragte Schnahse.

Ich will die Sache los sein, ich komme heute das letzte Mal zu Ihnen.

Das würde mich sehr freuen, versetzte Schnahse und ließ den Studenten und seinen Begleiter in seine Vorderstube treten.

Er trat an seinen Sekretär und kramte zwischen seinen Papieren. Inzwischen sahen sich Grunow und sein Begleiter prüfend im Zimmer umher.

Sie wohnen hier wie ein Maulwurf, Herr Schnahse, als wüßten Sie wirklich nicht, wie tief Sie sich verkriechen sollten. Und doch heißt es, daß Sie in der letzten Zeit brillante Geschäfte gemacht haben sollen.

Ich? — Wer hat Ihnen das gesagt?

Ein gewisser Mensch mit langen Manchetten und noch längeren Vatermördern.

Schnahse erbleichte, seine unter den Papieren wühlende Hand zitterte, aber mit heiserem Lächeln sagte er:

Eine vortreffliche Bezeichnung. Ein Mensch mit Manchetten und Vatermördern.

Nun, ich denke, Sie werden sich seiner Bekanntschaft entsinnen. Er hat bei Ihnen gewohnt. Hieß er nicht Werner?

Ach, der Trunkenbold, dieser Narr! rief Schnahse. Wenn Sie das Alles glauben wollen, was der sagt! — Ist der jemals nüchtern? Und wenn er nüchtern ist, hat er seine fünf Sinne beisammen? — Ich habe mir viele Mühe gegeben, den Unglücklichen auf den rechten Weg zu bringen, ich habe ganze Tage lang mit ihm gepredigt, ich habe ihn in die Kirchen, in's Missionshaus und die Versammlungen des evangelischen Vereins geführt, ich habe die Bibel mit ihm durchgelesen, ich habe ihn beherbergt, beköstigt und bekleidet, ich habe ihm Freunde und Gönner verschafft — aber Alles umsonst, und ich gab ihn endlich auf, denn ich habe für andere und bessere Menschen zu sorgen.

Freilich, er ist ein Taugenichts. Ich möchte ihn indeß gern sprechen. Können Sie mir nicht sagen, wo ich ihn treffe?

Ich? entgegnete Schnahse, glauben Sie etwa, daß ich die Spelunken kenne, in denen er sich herumzutreiben gewohnt ist?

Seit wann haben Sie ihn nicht gesehen? —

Ach, dessen entsinne ich mich nicht. Hier ist Ihr Wechsel. Ich habe diesen Augenblick keine Zeit. Der Mensch interessirt mich nicht mehr.

Vorvorige Nacht, fuhr Grunow fort, indem er den Heuchler fest ansah, habe ich Sie noch mit ihm gehen gesehen.

Schnahse wankte. Offenbar kostete es ihm die größte Anstrengung, sich aufrecht zu erhalten und unbefangen zu erscheinen. Er wühlte fort in seinen Papieren und stellte sich, als habe er Grunows letzte Worte gar nicht gehört.

Es war zwischen zwei und drei Uhr in der Nacht, fuhr Grunow mit erhöhter Stimme fort, sie verließen mit jenem Menschen, den Sie Werner nennen, die Wohnung des Herrn Meyer.

Sie lügen! Das sind scheußliche, infame Lügen! schrie Schnahse jetzt mit einer wahren Wuth. Er hatte sich vollständig entlarvt. Grunows Begleiter warf ihm einen durchdringenden Blick zu, schritt hinaus, und gleich darauf kehrte er in Meyers und Jakobs Begleitung in's Zimmer zurück.

Schnahse hätte ein vollkommen reines Gewissen haben müssen, um jetzt nicht den letzten Rest seiner Besonnenheit zu verlieren. Umsonst versuchte er dem so schändlich betrogenen Meyer die Hand freundlich entgegenzustrecken, umsonst ihm harmlos einen guten Tag zu wünschen, die Zunge war ihm wie gelähmt und was er mit Mühe endlich hervorstieß, war confus. Er starrte in die aufgeschlagene Bibel und wie mit flammenden Buchstaben geschrieben, leuchteten ihm die Worte des Propheten Habakuk entgegen:

Wehe dem, der sein Gut mehret mit fremdem Gut! —

Und wie er so dastand niedergedonnert von so vielen Feinden und von Fallstricken, die er sich selbst gelegt, umgeben, da vermochte ihn nicht einmal die Gewißheit, daß man den Raub nicht bei ihm und überhaupt nicht finden würde, aufzuraffen. Er sah den Feind anrücken, ohne zu wissen, wie und wo er ihn packen wollte, aber es pochte ihm das Gewissen. Es war genug, daß er wußte, daß ein Sturm gegen ihn im Anzuge sei.

Jetzt trat Meyer mit einer ungemein ernsten Miene an ihn heran und sagte:

Mann, was haben Sie mit den hundert Thalern gemacht, die Sie mir für den angeblichen Urheber der verfälschten Verlobungsanzeige abgeschwindelt? — Was haben Sie mit dem unglücklichen Werner gemacht,

den Sie Nachts aus meiner Wohnung entführt? — Was haben Sie endlich mit dem Gelde gemacht, das Sie mir gestohlen? —

Es trat eine Pause ein. Schnahse schwieg, und Jedermann hatte mit Spannung auf ihn sein Auge gerichtet. Erwarteten sie eine merkwürdige psychologische Erscheinung? — Eine solche kam wirklich zu Tage. Schnahse hatte so eben die Beschuldigungen klar und deutlich vernommen, er wußte jetzt was es galt. Er konnte nicht mehr zweifeln, man kam seinen Verbrechen auf die Spur. Aber welche Beweise konnte man gegen ihn führen? — Die Todten reden nicht. Und die Bremer hatte keinen Grund, zu plaudern, und wer war Zeuge seiner That außer dem Monde und den Sternen? —

Ja, Schnahse schüttelte das Entsetzen von sich ab, er versuchte es, dem zürnenden Meyer fest in's Angesicht zu schauen, er blickte jeden der Anwesenden nach der Reihe an und sagte dann ruhig und mit leiser Stimme, langsam, als wolle er jedes Wort auf der Zunge umkehren:

Ich werde solchen entsetzlichen Beschuldigungen gegenüber mit den Worten unsers Herrn antworten:

Seid aber allezeit bereit zur Verantwortung Jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in euch ist. Und das mit Sanftmüthigkeit und Furcht, und habt ein gutes Gewissen, auf, daß die, so von euch afterreden, als von Uebelthätern, zu Schanden werden, daß sie geschmähet haben euren guten Wandel in Christo.

Aber während Schnahse diese salbungsvollen Worte aussprach, pochte ein neuer ungeahnter Zeuge seiner Schurkereien an seine Thüre. Jakob rief herein und eine, allen Anwesenden, außer dem Verbrecher bekannte Person trat in's Zimmer. Ein Bursche mit einem Packet unter dem Arme und ein Polizeibeamter folgte ihn, denn das Haus wurde von draußen bewacht, und man ließ Niemanden fortgehen, der hinein wollte.

Meister Brese! riefen Grunow und Jakob zugleich.

Meister Brese sah sich Einen nach dem Andern an und sagte:

Ich wette meine Herren, ich bin in eine falsche Nummer gerathen. Aber ich habe sie mir ganz genau aufgeschrieben: Herr Gottlieb, wohnhaft bei Herrn Schnahse, und draußen wurde mir versichert, daß Herr Schnahse hier wohne. Ich wette also, er wohnt hier.

Was wollen Sie von mir? fragte Schnahse.

Der Herr Gottlieb hat sich einen neuen Anzug bei mir bestellt, er ist fertig und ich bringe ihn.

Ich kenne keinen Gottlieb, sagte Schnahse kurz.

Hier hat allerdings ein Mann gewohnt, rief jetzt Grunow, dessen Name war aber Werner.

Nur in seiner geheimnißvollen Beflissenheit, mein lieber Herr, hieß er so. Er sagte mir auch: Er sei als Gottlieb gestorben und als Werner wieder auferstanden. Ich wette, daß es hier doch richtig ist. Nicht Wilhelm, ich wette? — Und Meister Brese hat immer Recht.

Immer Recht, bestätigte Wilhelm, etwas überrascht, da er noch eine halbe Birne im Munde hatte, die er unterwegs heimlich zu sich gesteckt.

Und Wilhelm legte ohne Weiteres sein Packet auf einen Stuhl, begann es zu öffnen, um einen Anzug herauszunehmen.

Wollen Sie uns nicht die Personalbeschreibung des Mannes geben, für den Sie diesen Anzug gemacht haben? fragte Grunow.

Ich wette, daß ich sie sehr gut und genau wiederzugeben im Stande sein werde, versetzte der Meister. Nicht Wilhelm, ich kenne den Gottlieb wie mich selbst. Er steht schon mehr als zwanzig Jahre in meinem Buche. Nicht Wilhelm, steht er nicht in meinem Buche?

Ja, er steht darin, stimmte Wilhelm bei, der jetzt wieder einen leeren Mund hatte, Meister kennt den Herrn Gottlieb sehr genau.

Sehr genau, Wilhelm, sagte Brese, mit dem Zeugnisse seines Lehrlings ungemein zufrieden. Ich wette, daß ihn Niemand besser beschreiben kann als ich. Er maß fünf und vierzig und einen halben Zoll im Umfange. Nicht Wilhelm, maß er nicht —

Darauf kömmt es gar nicht an, lieber Meister, fiel Grunow ein. Wie trug er sich, als Sie ihn das letzte Mal sahen? Wir würden Ihnen für eine kurze, aber bündige und genaue Beschreibung sehr dankbar sein.

Kurz und bündig; entgegnete Brese, ich wette, daß ich das sehr gut fertig bringe. Er trug lange Manchetten, Wilhelm, und lange Vatermörder, Wilhelm —

Und eine große Tuchnadel, supplirte der so oft angeredete Lehrling.

Sehr recht, Wilhelm. Der Junge hat eine feine Beobachtungsgabe, meine Herren, Sie dürfen sich darüber nicht verwundern. Und ich wette, Wilhelm, er trug auch einen weißen Hut —

Ja, einen weißen Hut — bestätigte Wilhelm, und einen großen Siegelring.

Und Sie kannten diesen Mann, welchen Sie so eben beschrieben

haben, schon früher? fragte jetzt Grunows Begleiter, welcher bisher ein stummer Zeuge dieser Scene gewesen war.

Ob ich ihn kenne, Wilhelm! — Er steht in meinem Buch, und das will viel besagen. Wilhelm, will das nicht viel besagen?

Das will sehr viel besagen, rief Wilhelm.

Der Polizeibeamte, in dessen Begleitung Grunow gekommen war, ließ den mehr und mehr entlarvten Verbrecher jetzt in eine andere Stube treten, und diese bewachen. Man schritt zu einer Durchsuchung des Hauses, fand indessen nichts, was ihn compromittiren konnte. Man versiegelte indessen seine Bücher und nun mußte Schnahse dem Beamten nach der Stadtvogtei folgen. Auch Brese und sein Lehrling folgten in einer Droschke. Sowohl diese Beiden als auch Schnahse mußten die Leiche des Moralischen recognosziren. Dieser erkannte sie als den angeblichen Werner, jene als den Vagabunden Gottlieb.

Man entließ nun alle Zeugen, außer dem Verbrecher. Die Polizei entwickelte die größte Thätigkeit, und bald stand es außer allem Zweifel, daß Schnahse in der Nacht, als der Diebstahl verübt worden war, wirklich in Gesellschaft des Moralischen zwischen zwei und drei Uhr Mitternacht Meyers Wohnung verlassen hatte. Uebrigens lag noch ein mysteriöser Schleier über dem Verbrechen. Schnahse bekannte nichts. Er pochte auf seine bisherige Unbescholtenheit, rief eine Menge Entlastungszeugen auf. Aber wie das gewöhnlich geht. Gerade durch den allzugroßen Eifer, Zeugen seines moralischen, tadellosen Lebenswandels aufzustellen, bereitete er sich selbst die Schlinge. Seine Schliche, Kniffe und Ränke, seine ganze ungeheure Heuchelei kam vollkommen an den Tag, und man gewann die Ueberzeugung, daß man es mit einem der schlauesten, aber gemeinsten Verbrecher zu thun habe.

Uebrigens zeigte sich auch bei diesem Prozesse, wie die schlauesten Bösewichter, indem sie alle Umstände, die sie vor Entdeckung schützen sollen, genau überdenken, oft die nächste Vorsicht, welche ihnen die Selbsterhaltung gebietet, vergessen. So hatte Schnahse sich wohlweislich seines Raubes entäußert, aber man fand zu sämmtlichen Zimmern, welche Meyer bewohnte, die Schlüssel bei ihm vor. Dies war allerdings ein sehr gravirender Umstand, obwohl Schnahse behauptete, daß er ganz zufällig diese Schlüssel doppelt habe, weil er als ehemaliger Eigenthümer des Hauses, die Wohnung beziehen wollte, welche Meyer jetzt inne hatte, und er es liebe, doppelte Schlüssel von seiner Wohnung zu haben. Ferner berief sich Schnahse unter Anderen auch auf die Bremer, als auf eine

achtbare Dame, die das beste Zeugniß von seinem Charakter geben könne. Madame Bremer wurde auch vorgeladen, aber sie war klüger als Schnahse und verdächtigte sich nicht durch ein unbedingtes Lob des Inhaftirten. Sie sprach sich sehr vorsichtig über ihn aus. So vergingen denn mehrere Wochen mit der Voruntersuchung. — Juristisch fest stand nur, daß Schnahse Wucher getrieben, und verschiedene kleinere und bedeutendere Betrügereien verübt hatte. Aber weder den Diebstahl, noch den Mord an dem Moralischen konnte man ihm beweisen. Und Schnahse beharrte entschieden beim Leugnen. Da aber warf sich eine Person in's Mittel, welche der Untersuchung mit ihrem durchdringenden Verstande zu Hülfe kam, und sie in das erwünschte Stadium brachte — diese Person war der Assessor.

Sechstes Buch.

Erstes Kapitel.

Die Entscheidung naht.

Das Jahr war alt geworden. Der feurige, glühende und blendende Glanz seines Auges hatte sich zu einem milden und sanften Strahle verklärt. Es schien als wäre auch die Sonne alt geworden mit den vergelbten Blättern, und bereite sich wie die Erde zum Winterschlafe vor, während sie in ewiger Jugend den unermeßlichen Luft-Ocean durchmaß. Doch was kümmerte die Stadt die Sonne, welche sich der andern Hemisphäre zuwendete! Was kümmerte sie die Blumen, die verwelkten, die Bäume, die ihr Laub fröstelnd abschüttelten! Was kümmerte sie das nächtige Schwarz der noch jüngst im lebensvollen Grün prangenden Felder! Mußte sie nicht nach wie vor arbeiten, leben und genießen! — Ihre Winterernte, Holz, Torf und Steinkohle, lagerten behäbig in Kellern und auf Böden, Pelze und Mäntel waren der trägen Sommerruhe entrissen, und die Stadt schickte sich an im Taumel der Winterfreuden zu vergessen, daß es das Jahr nicht allein ist, welches altert, und daß es die Blätter nicht allein sind, welche der herbstliche Sturm über die nächtige Erde streut.

Das Jahr war gealtert und mit ihm manche Hoffnung, manche Freude am Baume des Lebens. Manches stolze Herz war gebrochen, mancher stolze Gedanke in Nichts zerflossen, manches stolze Bewußtsein gedemüthigt, mancher stolze Wunsch kleinmüthig geworden. Aber auch Mancher war aufgerichtet, der mit verzweiflungsvollem Herzen den goldenen Lenz nahen gesehen. Und die Wogen des stürmisch bewegten Lebens

schlugen wieder über Alt und Jung, über Reich und Arm, über Thorheit und Weisheit zusammen. Nichtiges Streben verlorener Eitelkeit und dornenvolles Ringen leidender Verschämtheit und bitterer Verkennung; der Geiz, welcher Schätze für den Tod ausbrütet, der Neid, welchem jedes fremde Glück ein Verbrechen an ihm begangen däucht; die Habsucht, an deren Erwerb Schweiß und Blut betrogener Dürftigkeit haftet; die Heuchelei, welche die Menschen schmarotzerartig umstrickt und vom Raube an der Tugend lebt; Recht und Unrecht, Sorgen und Freuden, Laster und Tugend, Traum, Wunsch, Furcht, Besorgniß und Hoffnung — es war Alles mit dem Jahre alt geworden, und der Herbst fand eine andere Welt als der Frühling — eine andere Welt und doch immer die alte, die ewig junge, die ewig unveränderliche, trotz Alter und trotz Tod. Denn was altert und stirbt — währt ewig! —

Das Jahr war gealtert! — Und unsere Pickwickier, diese Wesen, deren Leben und Ringen wir vom Lenze bis zum Herbste mit Spannung verfolgt, welche wir aus der großen, vollen Menschenwelt herausgerissen haben, um Zeit, Welt und Leben an den Einzelnen zuerkennen — waren nicht auch sie gealtert, und hatte nicht auch ihre Hoffnungen der herbstliche Sturm als welke, dürre Blätter auf die nächtige Erde geschüttet? —

Es war noch nichts entschieden. Und doch hatte Meyer seinen freudigen Muth verloren, doch hatte der Hauptmann mit dem Gedanken zu resigniren, sich allmählig vertrauter gemacht, und doch lebte der Assessor in beständiger Angst, und seine Siegesgewißheit begann wankend zu werden. Seit jenem Tage, an welchem sie zum letzten Male vereint bei ihrer Rosa gewesen, seit Ottiliens Begräbnißtage, hatten sich die drei Freunde nicht wiedergesehen. Jeder war seinen eigenen Weg gegangen, Jeder hatte seinen Siegerplan leise und geheimnißvoll verfolgt und das Geschick hatte sie alle drei noch vor dem entscheidenden Wettkampfe geschlagen, indem es sie in seiner seltsamen Laune, in die Gewalt einer ränkevollen Frau fallen ließ.

Der Hauptmann hatte sich seit der letzten Unterredung mit Stawinski so zu sagen in sich selbst zurückgezogen. So sehr er sich bemühte mit philosophischem Gleichmuth den großen Verlust zu verschmerzen, der ihm so plötzlich so viele Entbehrungen auferlegte, ihn von Gewohnheiten abzog, die ihm zur andern Natur geworden, er erkannte immer mehr, daß er in diesen Gewohnheiten zu alt geworden, um ihrer ohne den äußersten Zwang entsagen zu können. Das großherzige Beispiel des edlen Stawinski konnte ihn wohl einen Augenblick hinreißen, und der Hauptmann

meinte es wirklich ernst. Aber welch einen Reiz konnte ihm das Leben nach seiner Meinung noch gewähren, wenn er Allem entsagen mußte, was ihm so lieb und werth gewesen? — Er war ein armer Mann — durfte er noch daran denken das theure Mädchen an sein Geschick zu fesseln? — Und ohne sie — was war ihm das Leben in seiner nackten, glanzvollen Dürftigkeit! — Er hatte einen Augenblick gewähnt mit einem Einkommen von drei hundert Thalern noch glücklich sein zu können. Ja, gewiß, die Summe als gewisses Einkommen würde vielleicht Hunderten von Familien als das höchste Maß gehofften und gewünschten irdischen Glückes erscheinen — aber der Hauptmann fand dies Auskommen für ungenügend zum Leben und zum Sterben.

Bereits schon Wochen lang hatte er darüber zugebracht, nachzurechnen, wie er sich einrichten müsse, um keine Schulden zu machen und doch möglich wenig entbehren zu müssen. Eine schwierige Rechnung, mit der ein größerer Rechenmeister als der Hauptmann war, nicht zu Stande gekommen wäre. Er mußte gar viele Dinge von seinem bisherigen Etat streichen. Seine Wohnung einschränken, seinen noblen Mittagstisch aufgeben, eine schlechte oder gar keine Cigarre rauchen und noch hundert andere Dinge mehr. Da wurde der Anfang sauer, und angefangen mußte doch einmal werden. Heute, Morgen, Uebermorgen endlich, und dann noch nicht, die nächsten Tage, die nächste Woche wollte er mit der gänzlichen Veränderung seiner Lebensweise beginnen — und immer fiel er in seine alte Lebensweise zurück. — O, was waren das für Kämpfe, welche dieser stolze Mann, ohne daß vielleicht irgend noch ein menschliches Wesen davon eine Ahnung hatte, bestehen mußte. Noch immer sah man ihn Mittags, den Nacken etwas gebeugter, den Gang etwas weniger drall, den Blick etwas matter und das Haar etwas grauer, aber immer noch stolz und fest die Linden hinabschreiten, und zur Victoria aufblicken und sie chevaleresk begrüßen, und dann zurück bis zur Ecke der Friedrichsstraße gehen — aber von hier an beugte sich sein Nacken noch mehr, seine Gestalt verlor ihre stolze Haltung und schrumpfte zusammen, sein Blick verdüsterte sich, seine Schritte wurden unsicherer, er ging zögernd um die Ecke herum, und kam nach einem Weilchen wieder zurück, und so kam und ging er öfterer und wer ihn sah, merkte den schmerzlichen Seelenkampf, welchen dieser Mann kämpfte? Und wiederum siegte dennoch die Gewohnheit, er ging abermals an den alten, noblen Mittagstisch, aber jeder Bissen, den er aß, schien ihm einen Vorwurf über seinen Klein-

muth zu machen, jede Schüssel, die ihm gereicht wurde, schien ihm zu sagen:

O, Du wortbrüchiger Verschwender! —

Ja, rief der Hauptmann dann in seinem Innern, welch ein Sünder bin ich geworden, seitdem ich arm bin, wie viele Sünden begehe ich täglich, die es sonst nicht waren. Es ist Alles eine Sünde, was ich thue, und dennoch bin ich nicht schlechter als andere Menschen, bin nicht schlechter geworden, als ich je gewesen — aber es ist eine Sünde, daß ich lebe — eine Sünde, daß ich Bedürfnisse habe. Mein ganzes Dasein ist eine Sünde, weil ich arm bin. Warum habe ich meinen Entschluß nicht ausgeführt? — Warum habe ich mich von diesem Stawinski bethören lassen? —

Dieser Kampf, diese Gedanken verließen den Hauptmann nicht mehr. Wenn er an seinem Cigarrenladen wohl zehnmal vorüberging und doch zum elften Male nicht widerstehen konnte und sich seine gewohnte Havannah kaufte, wenn er ein paar Mal an der Conditorei, wo er Nachmittags seine Eisbaisees, oder seine Tasse Chocolade, oder seine Limonade einzunehmen pflegte, siegreich vorüberglitt, und dennoch dem Triebe der Gewohnheit zum Opfer wurde, wenn er sechsmal an einem Tage bis zur Reitbahn, wo er sein Pferd zu entnehmen pflegte, hinschlich, umkehrte und zurückging, und dennoch endlich hoch zu Roß herausritt, dann war es ihm jedesmal, als beginge er das schnödeste Verbrechen, und es müsse ihm Jedermann ansehen, daß er gegen sich selbst ein Schurke sei.

Er konnte Nichts harmlos mehr genießen, und dennoch vermochte er nicht zu entsagen.

Endlich war er es müde von seinem Eigenthum wie ein Dieb zu leben. Er warf seine ganze bisherige Philosophie wie einen unnützen Ballast über Bord. Er wollte wieder flott auf dem Meere des Lebens steuern. Entschlossen kam er eines Abends nach Hause, schloß sich ein, holte seine Papiere hervor, zählte sein Geld, begann ein Weilchen zu rechnen — und heute nach so vielem vergebenen Rechnen wurde er mit dem Facit fertig.

Von den Trümmern seines ehemaligen bedeutenden Vermögens konnte er ungefähr noch drei Jahre in seiner ehemaligen Weise fortleben, dann aber war sein Kapital bis auf den letzten Groschen verzehrt. Also wohlan, sagte er, ich will mir vorstellen, daß in diesen drei Jahren mein Leben sein Ziel finden wird. Vielleicht sterbe ich während dieser Zeit

eines natürlichen Todes. Wo nicht — wenn es bis zum letzten Thaler kommt — dann kaufe ich dafür — Pulver und Blei! — —

Ja, Pulver und Blei, fuhr er in seinem Selbstgespräche fort, ist keine so trübe, bittere Aussicht, als ein Leben voll Entbehrung, als ein Dasein, daß mir zur Schaam gereicht, als diese nutzlosen Versuche, meine Lebensweise gänzlich umzustoßen, und ein neuer Mensch in der alten Umgebung zu werden. Ich bin es müde ewig vor mir selbst ein Sünder zu sein, während mich kein menschliches und göttliches Gesetz zu verdammen vermag. Ich will aber, wie bisher, frank und frei, wo ich bin ganz sein, was ich thue ganz thun. So sei es — so will ich leben und sterben! —

Und als der Hauptmann so sprechend einen großen dicken Strich unter seiner Rechnung machte und sich dann erhob, da war es in der That wieder die stolze, imponirende Gestalt von ehemals. Er hatte den Druck, das Gefühl einer peinigenden Armuth, die ihn bisher wie ein böser Schatten auf allen Tritten und Schritten begleitete, abgeschüttelt. Ja, in diesem Momente kam ihm einen Augenblick der Gedanke, warum er denn auf sein liebes Mädchen resigniren solle, und warum er nicht auch noch dieses Glück ihres Besitzes, wenn es ihm beschieden wäre, wie kurz auch, genießen solle. Doch aber nur einen Augenblick hing er dem Gedanken nach, er verwarf ihn, wie den höchsten Frevel an einem Wesen, das ihm erhaben über jede irdische Erscheinung stand. Und mit einem tiefen, tiefen Seufzer besiegelte er diese gänzliche Resignation auf ein Glück, die er sicher nicht überdauert haben würde, hätte er eine Gewißheit opfern müssen, wo er nur höchstens einem „Vielleicht" entsagte.

Also lebte der Hauptmann von Neuem wieder auf. Wohin er schritt, schritt er sicher und bestimmt. Was er that, that er mit jener Nonchalance, welche die Gewohnheit der guten Welt giebt, aber dennoch war, ohne daß er sich dessen recht bewußt war, eine große Veränderung in ihm vorgegangen. Den Kampf, den er mehrere Wochen mit sich selbst gestritten, hatte ihn seinem ehemaligen gedankenlosen „Sich gehen lassen," das den reichen Leuten, welche die Natur nicht mit tieferen, sinnigen Ideen begabt hat, so gewöhnlich ist, entrissen, und ohne es zu wollen und zu wissen, war er ein Denker und ein wenig Philosoph geworden. Jetzt, da er den lästigen Zwang, den er sich eine Zeit lang selbst aufzulegen strebte, abgeworfen, versuchte er es sich diesem mit weniger innern Widerstreben zu unterwerfen. Er brachte es mehreremal dahin, eine bedeutend billigere Cigarre zu rauchen. Er ließ dann und wann einen Tag

vorübergehen, ohne seinen Ritt zu machen, er besuchte zuweilen einen billigeren Mittagstisch. Es ging. Dem reichen Manne, denn einige Jahre war er es jetzt noch seiner Berechnung nach, wurde keine Entbehrung schwer, denn der Gedanke: ich könnte es besser haben, wenn ich wollte, hob ihn über den Kampf hinweg. Und es war in der That merkwürdig, wie weit es der Hauptmann jetzt hierin brachte. Er machte gleichsam alle Stadien durch und legte sich mit Eifer auf das Studium billiger Quellen, denen er seine Bedürfnisse für ein minimum entlehnen konnte.

Allerdings ekelten ihn oft Gestalten und Dinge an, deren Nähe und Gebrauch ihm sonst unerträglich gewesen wäre. Aber er begann zu reflectiren, und wenn ein Mensch denkend und beschaulich durch's Leben geht, dann flößt ihm Alles Interesse ein und er findet sich in Alles.

So kam es denn, daß der Hauptmann einst in eine Restauration gerieth, die sich äußerlich als eine nicht ganz gemeine präsentirte. Als er aber drinnen war, wollte er umkehren. Die grauen, angedampften Wände, die schmutzigen Tische, die zinnernen Löffel, das Aussehen der Küche, in welche er zufällig einen Blick warf, und die knöcherne, schmutzige, angeräucherte Gestalt der Köchin. Alles dieses zu ertragen, war seine Philosophie noch zu jung. Am Tische saßen auch Leute, an deren Seite er nicht sitzen mochte, und er wollte wirklich schon gehen, da hörte er einen Namen und auf eine Weise nennen, der ihn sehr interessirte. Der Hauptmann warf auf den Sprecher einen Blick und sah einen alten beschnurrbarten und decorirten Invaliden, welcher, den Finger an der Nase, mit einer gewissen Bedächtigkeit sprach. Der Hauptmann nahm ohne Weiteres an seiner Seite Platz. Der Invalide machte respectvoll einen militärischen Gruß, und rückte mit seinem Stuhle fort, um dem neuen Gaste, der sich hierher verirrt zu haben schien, so viel als möglich Platz zu machen.

Laßt Euch nicht stören, sagte der Hauptmann, während ihm, ohne daß er es forderte, ein Teller Suppe hingestellt wurde, zu der er nicht den geringsten Appetit verspürte.

Der Invalide legte wieder den Finger bedächtig an die Nase und sagte dann zu dem Hauptmann gewendet:

Ist Ihnen der Herr Schnahse vielleicht auch bekannt?

Das weniger, versetzte der Hauptmann, aber ich habe von ihm gehört.

Nun, sehen Sie mal, das ist ein sehr frommer Mann, kennt die

Bibel so genau, fuhr der alte Haudegen fort, indem er seine große tellerrunde Schnupftabacksdose dem Hauptmann präsentirte. Er hat mir jeden ersten des Monats ein Kapitel daraus erklärt. War sehr erbaulich, glauben Sie? —

Was ist denn mit dem Manne? fragte der Hauptmann weiter.

Ganz unglaublich, bester Herr. — Ein Mann, der so gut die Bibel kennt! — Ich bleibe dabei, das ist ganz unglaublich! —

Aber zum Teufel, rief der Hauptmann ungeduldig, so kommt doch einmal der Sache auf den Grund, was giebts denn?

Sehen Sie mal, das ist so eine Sache. Die Leute sagen, er soll der Dieb gewesen sein. Aber das müssen sie doch beweisen. Glauben Sie, daß sie es ihm beweisen können? —

Und der Invalide sah dem Hauptmanne sehr gespannt und mit einer gewissen Herausforderung in's Gesicht und nahm seine Priese, von der er die Hälfte in die Suppe fallen ließ, ohne sich im Geringsten daran zu stoßen.

Ich weiß aber immer die Hauptsache noch nicht, sagte der Hauptmann, indem er sich erhob, denn er hatte so eben einen Nachbarn bekommen, dem er zu ausweichen alle Ursache zu haben schien.

Na, sehen Sie mal, die Sache ist einfach, fuhr der Invalide fort, denn wenn man den Diebstahl nicht bei ihm findet, glauben Sie's? —

Nein, ich glaub's nicht, platzte der Hauptmann heraus, um endlich über diesen verfänglichen Glaubenspunkt hinweg zu kommen. Wen soll dieser Schnahse denn bestohlen haben?

Ich habe auch gesagt, daß ich's niemals glauben werde, entgegnete der Alte, aber diese Herren hier schütteln die Köpfe. Aber die Bibel ist die Bibel, noch dazu, wenn der Ankläger einen Buckel hat. Das ist mein Glauben!

Einen Buckel? — Sein Name ist doch nicht Meyer? —

Meyer, ganz recht. Aber wie gesagt, ich glaub's nicht. —

Der Hauptmann warf, ohne ein Wort zu sagen, einen Thaler auf den Tisch und ging. Er verließ die Tabagie mit solcher Hast, wie ein Kind einen dunklen, unheimlichen Ort, der ihm Furcht einflößt. Er glaubte alle Leute müßten es ihm ansehen können, woher er komme, und noch immer konnte er den innern Ekel nicht überwinden, welchen ihm die Restauration eingeflößt hatte.

Da hörte er plötzlich eilende Schritte hinter sich, der Hauptmann blickte sich um, er fürchtete schon, einer der confiszirten Gäste des Lokals,

welches er so eben verlassen, wolle die Bekanntschaft mit ihm fortsetzen. Sein Gesicht heiterte sich auf, als er eine wohlbekannte Gestalt sah, die sich ihm mit den Worten präsentirte: Habe ich scharfe Augen! Ich habe Sie schon ganz unten an der Ecke erkannt.

Ist es wahr, daß Herr Meyer von einem gewissen Schnahse bestohlen worden ist? — fragte der Hauptmann.

Leider sehr wahr, kann ich wohl sagen, versetzte Jakob mit einer Miene, als bestätige er einen Todesfall.

Gehen Sie jetzt nach Hause? —

Nein, ich gehe essen.

Wo?

Beim Studenten-Lutze, wo die armen Studenten essen. Für drei gute Groschen, sehr schönes Essen, kann ich wohl sagen — Herr Grunow hat's mir empfohlen.

Mit Entsetzen dachte der Hauptmann daran, wie leicht es ihm hätte begegnen können, mit dem Bedienten seines Freundes an einem Tische zu essen. Er sah diesen grimmig an, als wollte er es ihm übel nehmen, daß er überhaupt esse und forderte ihn barsch auf, eine Strecke mit ihm zu gehen, und ihm die Geschichte zu erzählen.

Jakob machte gegen diesen Befehl natürlich keine Einwendung, er hatte vor dem Hauptmanne einen zu großen Respekt und erzählte, obwohl er sich bemühte kurz zu sein, genau und auf's Ausführlichste den traurigen Vorfall. Aber in welche Spannung den Hauptmann die Geschichte auch versetzte, so gewann sie doch erst durch das, was ihm Jakob nicht mittheilen konnte, ihr hauptsächlichstes Interesse. Wenn er auch das Geheimniß nicht ganz durchdringen konnte, so begann er doch zu ahnen, welche Bewandniß es mit dem angeblichen Werner, dessen Personalien, jetzt völlig sicher festgestellt waren, gehabt haben müsse. Er konnte sich Meyers so große Zuneigung, über welche Jakob sich noch immer nicht genug wundern konnte, nun erklären, indem er das Richtige vermuthete, daß ihn Meyer für den Vater ihres Mädchens gehalten haben müsse. Zur Gewißheit aber wurde es ihm jetzt plötzlich, daß dieser Schnahse ein abscheuliches Spiel auch mit ihm getrieben, und daß er das ihm geschenkte Vertrauen dazu benutzt habe, einen colossalen Betrug in's Werk zu setzen und ihn und seinen Freund Meyer zugleich an den Bettelstab zu bringen.

Diese Erkenntniß trat mit einer solchen Gewißheit bei dem Hauptmann hervor, daß er seine Wuth kaum auf offener Straße bemeistern

konnte. Er ballte die Fäuste und machte ein so fürchterliches Gesicht, daß die Vorübergehenden auf ihn aufmerksam wurden. Jakob hielt sich aus einer heilsamen Scheu in einer gemessenen Entfernung von ihm. So viel ist gewiß, daß wenn Schnahse jetzt frei gewesen wäre, er ihn sicher sofort aufgesucht und massacrirt haben würde. Am nächsten Haltepunkt nahm er eine Droschke, und ohne auf Jakobs Mittagsbedürfniß irgend eine Rücksicht zu nehmen, befahl er diesem mit ihm einzusteigen, und ihm noch diese und jene Aufklärung über den Vorfall zu geben. Jakob war übrigens sehr bereitwillig dazu, denn er sprach sehr gern von dieser trübseligen Geschichte, in welcher er sich die Rolle des Helden gab, der die Entdeckung des Verbrechens und seine Entlarvung herbeigeführt.

Erst vor Meyers Wohnung entließ ihn der Hauptmann. Meyer war noch zu Hause und empfing den Hauptmann auf seine gewöhnliche biedere Weise. Der Hauptmann faßte seine Hand, und sah ihn eine lange Weile ohne sie wieder loszulassen mit einem höchst seltenen Ausdrucke an:

Mein lieber Hauptmann, wir haben uns allerdings recht lange nicht gesehen, sagte Meyer, der nicht recht wußte, wie er das sonderbare Benehmen seines Freundes deuten sollte.

Der Hauptmann sprach noch immer kein Wort, und hielt noch immer Meyers Hand, und sah ihn noch immer mit seinem eigenthümlichen, sonderbaren Kopfschütteln an.

Es ist Ihnen doch nichts Schlimmes passirt? fragte Meyer wieder, dem vor dem Benehmen des Hauptmanns fast zu bangen begann.

Freund, sagte endlich der Hauptmann mit einem Tone, der ganz neu an ihm war, Freund, wir sind Beide das Opfer eines abscheulichen und niederträchtigen Spitzbuben geworden.

Wir Beide? rief Meyer, ich will doch nicht hoffen, mein lieber Hauptmann, daß es auch Ihnen schlimm ergangen ist —

Schlimmer als Ihnen. Ich bin ein ruinirter, verarmter Mensch, ich bin ein Bettler, und der Schurke, welcher mich um das Meinige gebracht, heißt — Schnahse.

Der Hauptmann hatte diese Worte ohne jeden Anflug von Zorn und Heftigkeit ausgesprochen, es lag in seinen Worten eine Resignation, die mit seinem Charakter unverträglich schien, aber um so heftiger wurde Meyer von diesen Worten bewegt und mit einem von Zorn glühenden Gesichte rief er:

Schnahse! —

Ja, Schnahse, sagte der Hauptmann, dieser Heuchler, dieser Frömmler hat mit uns gespielt, wie mit Narren oder Kindern. Und wir sind in seine Falle gegangen. Doch ich bedaure mich nicht. Warum habe ich mich diesem Schmarotzer anvertraut? Ich bin aber auch Schuld, daß Sie sein Opfer geworden, und ich bin deshalb so wüthend auf mich, daß ich mich würgen könnte.

Sie? — Was reden Sie da, guter Freund. Sie Schuld an meinem Unglück? — Das glaube ich Ihnen nimmer.

Ich sage Ihnen, daß es so ist. Setzen Sie sich. Ihre Geschichte kenne ich, Jakob hat mir Alles erzählt, jetzt sollen Sie meine Geschichte erfahren. Und wenn Sie Alles wissen, dann passen Sie auf, Sie werden einige Worte von mir hören, und aus jedem drehe ich dem infamen Schurken einen Strick.

O, wir haben ihn gut gepackt, sagte Meyer.

Sie haben ihn gepackt, den? — Sie sollen erst von mir lernen, was man packen nennt.

Und nun begann der Hauptmann zu erzählen, wie er der Bremer sein Geheimniß entdeckt, um sich Ihres Rathes zu bedienen, und wie diese ihm den „Schurken", anders wurde Schnahse von dem Hauptmanne nicht genannt, anempfohlen, wie er ihm sein ganzes Vertrauen geschenkt, wie er durch ihn verleitet, Meyern die Verwaltung seines Vermögens entzogen und sich in ein gewagtes Börsenspiel eingelassen hatte. Kurz er erzählte getreu und ausführlich, wie er, in brennender Begier bei dem bevorstehenden Kampfe der Liebe zu obsiegen, die dümmsten Streiche begangen, und wie er, als er fast Alles verloren, entschlossen den Tod suchen wollte, wie Stawinski dazwischen gekommen, und ihn am Selbstmorde behindert habe. Und er erzählte weiter, welche Kämpfe er bestanden, als er sich die nutzlose Mühe gegeben, dem braven Burschen Stawinski nachzuahmen, und daß er nun fest entschlossen sei, von der Bewerbung gänzlich zurückzutreten — daß heißt, nur in dem Falle, daß man einen andern Dritten an seiner Statt zulassen wolle, und dieser sollte kein Anderer sein, als — Stawinski.

Unbeschreiblich ist, mit welch wechselndem Mienenspiel, mit welchen wechselnden Gefühlen, Meyer des Hauptmanns Bekenntnisse anhörte. Er athmete kaum, immer näher und näher rückte er an ihn heran, immer mehr beugte sich sein Gesicht dem Antlitze des Hauptmanns zu, in seinem ganzen Wesen lag eine Spannung, als lese er einen interessanten Roman, dessen Knoten sich auflöste. Und als der Hauptmann davon sprach, wie

er mit den Pistolen seine Wohnung verließ und den Brief an das geliebte Mädchen absandte, wie umflorte sich da Meyers Blick und mit welchem Entsetzen sah er auf den Hauptmann, und wie klärte sich der Stern seiner tiefen, sinnigen Augen auf, als er von Stawinski sprach. Stumm, regungslos, wie eine Bildsäule saß er da, und doch schien es, als dringe ein unermeßlicher Jubel, ein feierliches Hallelujah aus seinem tief ergriffenen Herzen zum Himmel empor.

Und dann — als der Hauptmann endlich schwieg — erhob er sich, erfaßte seine Hand und mit tiefbewegter Stimme sagte er:

Sie hatten einen Freund, Sie wußten es und kamen nicht zu mir! —

Kam nicht zu Ihnen, versetzte der Hauptmann, weil ich ein Narr war. Hätte ich's gethan, Sie wären nicht auch noch das Opfer dieses Elenden geworden. Aber es ist ganz gut so, mein lieber Meyer. Ich habe die Schlechtigkeit oder doch wenigstens die Thorheit, ein Mädchen, das mir lieb und werth ist, zum Opfer ihres Versprechens, das sie als Kind und unbewußt gegeben, machen zu wollen, mit meinem Wohlstande gebüßt. Wird das Glück unsers geliebten Mädchens dadurch gefördert, dann will ich die Stunde segnen, in welcher meine Armuth mich zur Vernunft zurückgebracht hat. Das ist der Gedanke, der mich tröstet. Sie, mein lieber Freund, haben von Anfang an die Sache in ihrem rechten Lichte betrachtet, daß Sie uns das Feld nicht räumten, da wir nicht ebenfalls von unserm thörichten Beginnen ablassen wollten, kann ich Ihnen nicht verdenken. Jedenfalls haben Sie es am wenigsten verdient zu Schaden zu kommen — und das soll auch nicht geschehen. Der Dieb ist gefangen, das Gut muß noch da sein, und ich schaffe es herbei — ich, mein lieber Meyer, ich will nicht rasten und ruhen, bis Sie wieder in ihren vorigen Stand eingesetzt sind, und sollt ich mein Leben selbst um die paar Jahre verkürzen, die ich noch zu genießen hoffte. —

Mein lieber Hauptmann, entgegnete Meyer, machen Sie sich meinetwegen keine Sorgen, lassen Sie uns überhaupt jetzt nur von unserer Tochter sprechen, für die ich ja gern Alles geduldet habe und noch dulden würde, und die sicher für uns nicht weniger gelitten hat. Hören Sie mich an. Nicht für mich, das versichere ich Ihnen, bestand ich auf meinem Antheil an ihrem Herzen, als ich Sie und den Assessor nicht bewegen konnte, unser braves Kind gänzlich frei zu machen. Ich hoffte vielleicht der Glückliche zu werden — und dann hätte ich das Mädchen sofort ihrer Freiheit zurückgegeben, ich würde sie um keinen Preis geheirathet, ich

würde vielmehr Alles aufgeboten haben, daß sie ihre Liebe einem jungen Mann zugewendet hätte, die ich für sie und vielleicht auch durch sie zu finden hoffte. Und er ist, glaub' ich, gefunden, mein Freund, — ich glaube — und ich hoffe mich nicht zu täuschen, daß Rosa den biedern Stawinski, wenn auch vielleicht nicht früher, so doch jetzt, wo sie seinen edlen Charakter hat kennen gelernt, tief und innig liebt, und daß sie diese Liebe in sich verschlossen hält, ausdauernd in ihrem kindlichen Märtyrerthum für uns. Jetzt, mein lieber, guter Hauptmann, darf ich es Ihnen bekennen, daß ich allerdings auch einmal mit mir einen heißen Kampf bestanden habe. Ich habe mir eingeredet, ich würde unser Mädchen vollkommen glücklich machen können, ich — nicht Sie, nicht der Assessor, so dachte ich in meiner Eigenliebe. Aber mein edleres, mein besseres Selbst hat in diesem kurzen Kampfe doch die Oberhand erlangt und der Entschluß stand unerschütterlich bei mir fest, meinen Platz — wenn ich den Preis erringen würde — einem Jüngeren und Glücklicheren zu überlassen. Nun wohlan, Sie stehen jetzt zu mir, es ist nur noch der Assessor, den wir auf unsere Seite ziehen müssen. Ich hoffe, er wird nicht schlimmer sein als wir, sein Herz ist brav — wir wollen im Verein den letzten tapfern Sturm versuchen. Und dann, Freund, findet sich alles Andere. Lassen Sie alle Sorgen hinter sich. Wissen Sie nicht, daß ich ein Mensch mit dem festen Glauben bin, daß es für Egoisten keinen Himmel giebt? — Mir werden Opfer nicht schwer. Sie sind nicht arm — so lange ich noch wohlhabend bin.

Wie Sie sind, mein lieber Meyer, das weiß ich sehr gut, erwiderte der Hauptmann, seine Bewegung gewaltsam niederkämpfend. Es giebt nicht viele Menschen Ihres Gleichen. Sie sind in unserer Zeit ein lebendiger Roman. Aber ich danke Ihnen für Ihr edles Anerbieten. Der Hauptmann Jachmann kann sich noch selbst ernähren, wenn er Lust hat, und sollte ich meinen Säbel wieder vom Nagel nehmen und ihn den Türken bringen. Aber was das Andere betrifft, den Sturm auf den Assessor — dabei bin ich ganz Ihr Mann und mit diesem Sturm will ich meine militärische Carriere wieder von Neuem beginnen. Kommen Sie! Wir speisen zusammen zu Mittag, zum ersten Mal wieder, nach so langer Zeit. Hoffen wir, daß wir bald alle Drei wieder fröhlich wie ehemals beisammen sitzen, da wir den — jetzt weiß ich es — vermessenen Schwur thaten, uns nie zu verlieben. Und wir haben noch gespottet, sagte der Hauptmann, als wir Mein-

holds Leid und Seelenpein sahen, weil er in die Vergangenheit zurück liebte.

Ja, Sie haben gespottet, entgegnete Meyer, — aber ich verstand ihn wohl. Nun, Frieden seiner Asche, allzulange wird er nicht mehr da oben auf uns warten müssen, denn wir beginnen alt zu werden, mein lieber Freund. Wenigstens fühle ich bei mir, daß ich in diesem einen Jahre um zehn älter geworden.

Das macht mir keine Sorgen, entgegnete der Hauptmann, wir sind immer noch jung genug, um Thorheiten zu begehen.

Damit werden wir Menschen wohl niemals fertig werden, meinte Meyer, doch wohl uns, daß uns wenigstens, über die größte, die wir je begonnen haben, die Augen geöffnet sind.

Einige Minuten nach diesem Gespräche gingen Beide Arm in Arm durch die Straßen, den Linden zu. Alle Welt sah sie an, lächelnd über den Contrast. Die große imposante militärische Figur neben dem kleinen Buckligen — aber die Leute hatten keine Ahnung davon, daß der große, stolze Mann, der an seiner Seite schritt, sich auf des kleinen Mannes Arm, wie auf einem Felsen stützte.

Zweites Kapitel.

Der Dritte.

Der Assessor saß wie immer in seinen Acten vertieft, als die beiden Freunde zu ihm eintraten. Sie hatten eine so feierliche Miene angenommen und schienen mit einander auf einem so guten Fuß zu stehen, daß er ein wenig in Verlegenheit gerieth. Sie kamen ihm wie ein paar Verschworene vor, welche ihn angreifen wollten.

Aber der Assessor war gepanzert.

Nehmen Sie Platz, meine Herren, was führt Sie zu mir? fragte er lächelnd.

Eine sehr, sehr wichtige Angelegenheit, versetzte Meyer, wir wünschen Ihren Rath zu hören. —

Ei, was Rath! unterbrach der heftige Hauptmann seinen milden Freund, That wollen wir von Ihnen, Herr Assessor. Unser Meyer will die Rosa nicht, ich will sie auch nicht — hören Sie, Assessor, ich will sie nicht, und Sie — sollen sie auch nicht wollen.

Das muß ich wirklich Sturm laufen nennen! rief Meyer, den Hauptmann beifällig ansehend.

Wir haben nicht viel Zeit mehr, um lange zu fackeln, fuhr der Hauptmann fort, so lange wie ich mich besonnen habe, darf sich der Assessor nicht besinnen, dafür ist er auch ein Studierter. Also kurz und gut, mein lieber Freund, wir Beide sind entschlossen, zu Gunsten des jungen Stawinski, oder auch eines Andern, den Rosa etwa schon liebt oder noch lieben wird, ihrer zu entsagen, sobald Sie ein Gleiches thun, und wir hoffen und erwarten das von Ihnen.

Sie können es weder hoffen noch erwarten, versetzte Brandon ziemlich frostig. Thun Sie in Gottes Namen, was Ihnen gefällt, modifiziren Sie immerzu an Ihren Entschlüssen und Vorsätzen, ich bin, wie Sie genugsam wissen, ein Mann der Consequenz, es wird Ihnen niemals gelingen, mich von der einmal eingeschlagenen Bahn abzubringen.

Aber zum Teufel, platzte der Hauptmann heraus, rechnen Sie denn mit solcher Bestimmtheit auf Ihren Triumpf? — Wird's Ihnen so schwer, den Fall zu denken, daß Sie zurücktreten müssen? — Und was Sie denn über sich vermögen, warum wollen Sie das nicht heute können? —

In vierzehn Tagen wird es sich entscheiden, entgegnete der Assessor mit einem Gesichte wie von Stein. Reden wir von etwas Anderem, denn ich schwöre Ihnen bei Gott, daß Nichts im Stande sein wird, meinen Entschluß wankend zu machen.

Wahrhaftig, rief der Hauptmann wüthend, ich wollte Sie wären statt meiner in die Hände des schurkischen Schnahse gefallen, dann müßten Sie Ihre Hartnäckigkeit wohl aufgeben. —

Und ob Sie denn wohl auch die Ihre aufgegeben haben würden, lieber Hauptmann? — fiel Meyer ein, der während der ganzen bisherigen Scene mit gesenktem Haupte, sinnig, vertieft, dagestanden.

O, ich bin kein solcher Unmensch, versetzte Jachmann, Sie Beide hätten mich dann gewiß herum bekommen. Aber dieser Assessor bildete sich ein, ein Mensch von Herz zu sein, er will uns glauben machen, daß er Edelmuth besitzt — pah — nicht einen Pifferling gebe ich für sein

Herz! Ich wollte das Mädchen stürbe lieber, als daß es in seine Hände fallen sollte.

Hauptmann! rief Meyer vorwurfsvoll.

Des Assessor's Lippen zuckten, er sah den Hauptmann ruhig, aber durchdringend an — und sprach kein Wort.

Ja, so ist es, fuhr der jähzornige Hauptmann fort, er will uns einreden, daß er das Mädchen liebt. Liebt? — Er haßt das arme Kind! Er will es ruiniren, sein Lebensglück für immer untergraben! — Er ist der Urheber unserer Thorheit. Er gab die Veranlassung, daß wir Narren — Narren alle Drei in's Gesammt sage ich — dem Mädchen, als es noch weniger als Kind war, die Versicherung gaben, daß wir ihre Väter sein wollten, und uns zu gleicher Zeit zu ihren Verlobten machten. Drei Väter, das ginge am Ende noch — aber drei Verlobte! — Verfluchte Dummheit, sage ich, durch welche wir und das arme Mädchen zugleich unglücklich geworden sind. Unglücklich! und ich wiederhole zehnmal unglücklich, denn für das bischen Erziehung, das sie durch uns erlangt, knicken wir sie im Erblühen. Rosa ist eine Natur, die sich auch ohne uns, gewiß mit Ehren und vielleicht auch mit Glanz durch's Leben gefunden hätte. Sie hat uns wenig zu verdanken. Schon im zwölften Jahre machte sie sich in der Pension so nützlich, daß man sie um keinen Preis hätte verlieren mögen. Was ist es, was wir ihr gegeben, daß wir darauf mit solcher Arroganz pochen, und ihr Herz begehren, wie etwas, das sich ganz von selbst versteht? — Sie hat gar keine besondere Ursache uns zu lieben. Sie braucht uns nicht zu lieben, und sie soll uns auch nicht lieben. Nein, Assessor; ich werde Himmel und Hölle in Bewegung setzen, wenn Sie ferner so — unverschämt — da haben Sie's, das Wort ist heraus — sein sollten, allein auf der Erfüllung eines Versprechens zu bestehen, das Ihnen ein Kind gegeben.

Der Hauptmann war so heftig geworden, daß Meyer das Aeußerste befürchtete. Mehrere Male hatte er seine Hand erfaßt und ihn zu besänftigen versucht, aber der Hauptmann stieß ihn zurück, und Meyer erkannte mit großer Besorgniß, daß sein Freund mit eben so glühender Ausdauer Sturm lief, als der Assessor mit kalter Beharrlichkeit ihn abschlug, denn als Jachmann endlich athemlos inne hielt, fragte dieser mit der trockensten und gleichgültigsten Miene von der Welt:

Führt Sie sonst noch irgend etwas zu mir? —

Noch etwas? rief der Hauptmann mit seinem rothen Gesichte. Glauben Sie, daß wir die Taschen voll Acten haben? — Doch ich vergesse

ganz, daß Sie der Mann des Grundsatzes sind — was nicht in den Acten steht, existirt nicht für Sie. — Und es steht in den Acten — wie unser guter Meinhold zu sagen pflegte — ja, es steht leider darin, daß das Mädchen sich unserm thörichten unmenschlichen, egoistischen Andrängen gefügt hat, aber es steht nicht darin, daß Assessor Brandon edelmüthig sein und ihre hochherzige Aufopferung verhindern müßte.

Sie haben mir also nichts mehr zu sagen? wiederholte der Assessor, indem er sich gegen Meyer wandte. Meine Zeit ist mir heute sehr knapp zugemessen.

Allerdings haben wir Ihnen noch etwas mehr zu sagen, versetzte Meyer, und ich wollte den Hauptmann bitten, jetzt den Sturm einzustellen und sich ruhig niederzulassen, damit ich Ihnen alle die Dinge erzählen kann, die sich inzwischen, seitdem wir uns zum letzten Male gesehen, mit uns ereignet haben.

Der Hauptmann trat brummend an's Fenster und verließ während Meyers Mittheilung diesen Platz nicht, nur dann und wann blickte er sich nach dem Assessor um, um den Eindruck auf seinem Gesichte zu lesen, den Meyers Erzählung auf ihn hervorbrachte. Aber des Assessors Gesicht behauptete eine eiserne Unbeweglichkeit, nicht ein einziger Zug veränderte sich, so rührend Meyer in seiner ruhigen, edlen Darstellungsweise auch war, dann stampfte der Hauptmann wüthend mit dem Fuße, und trommelte ein ganzes Weilchen so laut an den Fensterscheiben, daß Meyer inne haltend, ein über das andere Mal rief:

Aber mein lieber Hauptmann! —

Hol ihn der Henker! brummte dann dieser auf eine solche Erinnerung und starrte mit grimmigem Gesichte auf die Straße hinaus.

Endlich war Meyer fertig und mit der größten Spannung, als erwarte er die Antwort eines Orakels, blickte er auf den Assessor. Dieser hatte Meyers Erzählung, die länger als eine Viertelstunde gedauert, ohne sie mit einer einzigen Sylbe zu unterbrechen, ruhig zugehört, und als Meyer endlich schwieg, sagte er so unbewegt, als habe er mit einem seiner Clienten eine ihm durchaus gleichgültige Sache behandelt:

Kommen Sie Uebermorgen, Nachmittag um zwei Uhr wieder.

Meyer sah den Assessor an, als erwarte er, noch sehr viele und sehr große Zusätze, zu diesem einzigen Satz. Aber es kam kein Laut mehr über des Assessors Lippen, und er schien zu erwarten, daß ihn die beiden Freunde jetzt verlassen würden.

Meyer schüttelte sehr gedankenvoll den Kopf. Er sah den Assessor

mit einem Blicke an, in welchem mehr Wehmuth und Mitleid, als Vorwurf lag. Meyers Blick in Erkennung von Herzensregungen war in der That bewundernswerth. Er drückte dem Assessor mit der größten Innigkeit die Rechte und sagte mit sanfter Stimme:

Also Uebermorgen. Leben Sie bis dahin wohl, mein lieber Assessor.

Der Hauptmann folgte seinem Freunde Meyer, ohne irgend einen Abschied von dem Assessor zu nehmen.

Drittes Kapitel.

Ein goldenes Netz.

Es war um die achte Stunde am Abende. Im Bremer'schen Lokale war es sehr ruhig. Es hatte dieses Lokal überhaupt in der letzten Zeit, ohne irgend eine äußere Veranlassung, sehr verloren, die meisten der früheren Stammgäste hatten sich zerstreut, und ohne daß Bedienung oder die Qualität der verabreichten Speisen und Getränke schlechter geworden wären, sah Madame Bremer einen guten Kunden nach dem andern fortbleiben. Unter solchen Umständen konnte es Niemanden überraschen, daß Madame Bremer davon sprach, sich gänzlich vom Geschäfte zurückzuziehen, und ihr Lokal ihrem bisherigen Kellner Theodor zu übergeben.

Es war aber wohl weniger die Verschlechterung ihres Geschäfts der Grund, welcher diese Frau zu einem solchen Entschlusse bewog. Sie hatte vielleicht jetzt Geld genug zusammengescharrt, um ruhiger leben zu können und sie bedurfte in der That ihrer Wirthschaft nicht mehr, wenn sie die bedeutenden Kapitalien, welche sie in ihrer Kiste barg, wie ihr Eigenthum betrachten konnte. Und das that sie wirklich. Seitdem sie von ihrem schurkischen Bundesgenossen zur Zeugenaussage aufgerufen worden war, stand der Entschluß bei ihr fest, auch nicht den allerkleinsten Theil vom Raube wieder herauszugeben. Sie freute sich der Verhaftung des Elenden, denn mochte er frei kommen oder verurtheilt werden, sie hatte keine Furcht vor Verrath. Sie glaubte Schnahsen zu gut zu kennen,

um ihn eines Geständnisses seiner Verbrechen und Sünden je für fähig zu halten. Und wie anders hätte sich wohl irgend ein Verdacht auf sie lenken können? — Wie anders? — Der schlaueste Verbrecher vermag die Möglichkeiten, welche zu seiner Entdeckung führen können, nicht zu übersehen. Es irrt und betrügt sich in der Welt nichts leichter, als die Sünde.

Aber Madame Bremer war nie ruhiger, nie sicherer, nie liebenswürdiger und nobler als jetzt gewesen. Sie war nun wirklich eine reiche Frau. Jetzt konnte sie nöthigenfalls ganz anständig von ihren Zinsen leben, die Sicherheit in ihrem ganzen Wesen und Benehmen wurde durch diese unabhängige Lage nicht unwesentlich gefördert.

Madame Bremer hatte viele und sogar einflußreiche Freunde, aber so viel sie wußte, keinen Feind, der ihr besonders schädlich werden konnte. Der Assessor war böse auf sie — aber sie fürchtete ihn nicht, sie glaubte sogar, seiner dennoch wieder mächtig zu werden. Sie hatte ihn noch in ihren Händen, sie kannte sein Geheimniß, sie konnte ihn so lächerlich machen — und damit, das wußte sie, hätte sie den stolzen Menschen zur Verzweiflung gebracht. Freilich, es war eben ihr Ziel, ihn zur Verzweiflung zu bringen.

Er sollte den Preis nicht erhalten, das hatte sie sich selbst angelobt. Der Hauptmann war ruinirt, Meyer beinahe ebenfalls, sie hatte das schöne, funkelnde, lachende Geld von Beiden in ihrem Kasten, und dieser Mensch war ihr entgangen, war mit einem so unbedeutenden Opfer davon gekommen, daß sie ihm schon deshalb hätte gram sein können. Aber dieser Mann hatte es zugleich gewagt, sie verächtlich zu behandeln, sie zu durchschauen und sie haßte ihn so bitter für diese Behandlung, daß sie um den Preis der Rache, selbst ihre Sicherheit gefährdet haben würde.

Sie hatte lange Zeit nachgegrübelt, wie sie den Assessor packen sollte, und sie konnte mit ihren Plänen nicht einig werden. Endlich beschloß sie, ihre Aufmerksamkeit zuerst dem Nächsten zuzuwenden, dem Assessor in's Herz zu schneiden. Und ihr Messer war haarscharf, sie schrieb an Rosa:

Mein Fräulein, Sie werden an Ihrem achtzehnten Geburtstage von einem Ihrer Pathen ein Medaillon mit einem Bilde erhalten. Es stellt die Sterbestunde Ihrer unglücklichen Mutter dar. Der gute, verschollene Meinhold hat es gezeichnet, der Assessor hat es unter seinen Papieren gefunden, und rechnet nun mit Sicherheit darauf, durch dieses allerdings überraschende Geschenk eine mächtige Wirkung auf Ihr Gemüth hervorzubringen und Sie so zu

gewinnen. Und dennoch liebt der Assessor eine Andere! — Eine unbekannte, jedoch theilnehmende Freundin warnt Sie also, hüten Sie sich vor diesem arglistigen Geschenk. O, Sie kennen diesen Narren, diesen Halb-Verrückten, diesen Assessor nicht! — Fliehen Sie ihn — es würde Sie sonst aufrichtig betrauern

Ihre unbekannte Freundin.

Die Bremer zweifelte nicht, daß dieser Brief seinen Eindruck nicht verfehlen würde, sie glaubte mit Bestimmtheit, daß Rosa das Geschenk des Assessors nicht annehmen würde, denn sie war davon sehr gut unterrichtet, daß Beide seit jener letzten Ueberraschung nicht wieder zusammengekommen waren. Ueberhaupt stimmte des Assessors damaliges Benehmen so ungemein gut mit der Lüge überein, die sie dem Mädchen vorgetragen und mit der Rolle, welche sie dem Assessor zugetheilt hatte, daß Rosa wohl kaum an der Wahrheit ihrer seltsamen Mittheitung über die Verliebtheit des Assessors zweifeln konnte.

Den Brief siegelte sie jetzt zierlich zu und legte ihn zufrieden lächelnd auf ihren Arbeitstisch. Morgen sollte er abgesendet werden. Sie hatte ihn mit verstellter Hand geschrieben.

Darauf trat die Bremer an die schwere, kleine, eiserne Kiste. Sie stand so fest und mit ehernen Beinen da, wie ein Fluch, wie ein Unglück, das nicht weichen will. Und die Bremer lächelte und lächelte immer, wenn sie diese Kiste ansah. Ja, sie enthielt Gold und Geld, aber ein Fluch ruhete darauf für jeden unrechtmäßigen Besitzer.

Man hatte in Schnahses Wohnung bei einer nochmaligen sehr strengen Haussuchung eine Menge Schlüssel gefunden, die zu keinem Schlosse paßten. Man hatte ihn über diese Schlüssel auszuforschen versucht, aber von ihm nichts erfahren können. Auch den Schlüssel zu der Geldkiste, in welcher Meyers Geld aufbewahrt war, hatte man gefunden, und Niemand hatte eine Ahnung davon.

Die Bremer hatte hieran wohl gedacht, und sie hatte daher die Kiste sprengen lassen. In dieser Nacht wollte sie das Geld herausnehmen, und das Schloß der Kiste vernichten. Wo sie das Geld selbst unterbringen sollte, damit war sie mit sich selbst noch nicht einig. Aber sie hegte sich vorläufig an seinem Glanze.

Es wurde spät. Die Flammen waren schon ausgelöscht, im Lokale war es ganz stille geworden, Mamsell Gumpels Nachfolgerin hatte ihr Büffet, und Theodor das Billard verlassen — die Bremer saß noch immer und zählte.

Es ist merkwürdig! — Diese Frau hatte mit dem Bösewichte Schnahse sonst eben keine Aehnlichkeit — in diesem Momente aber, trat ein seltsamer Zug nach dem andern in ihrem Antlitze hervor, welcher ihr Portrait dem seinigen auf das Frappanteste ähneln ließ. Die Schminke ihrer Wange verblich, die Runzeln machten sich auf die unverschämteste Weise bemerkbar, sie verkniff die Lippen, das Gesicht wurde lang und schmal, es lag eine häßliche, dämonische Habgier in ihrem ganzen Wesen. Und als nun gar die falschen Locken sich lösten und das graue Haar über die Stirn fiel, als ihre Züge die künstlerische Frische einer raffinirten Toilette verloren, und das gekünstelte, affectirte Lächeln verschwunden war, da zeigte sie sich in ihrer wahren, nackten Wirklichkeit, eine alte, abgelebte, häßliche Matrone.

Madame Bremer warf in einem solchen Zustande der Ermattung und Abspannung nicht gern einen Blick in den Spiegel. Aber sie saß ihm fast gegenüber und that es von ungefähr. Und wie erschrak sie über ihr eigenes Bild. Sie schauderte zusammen. Sie kam sich vor, als habe sie so eben Toilette gemacht, nicht für den jungen Tag — nicht für die süße Nacht — für den Tod. Sie glaubte nichts als ihren eigenen Schatten zu sehen, und doch war sie mit allen ihren Mängeln so sehr vertraut, daß sie solche durch eine äußerst geschickte und sorgfältige Toilette zu verdecken strebte! Aber so wie heute, wie jetzt, hatte sie sich noch niemals gesehen und sie hatte Muth genug, ihrem Bilde einen drohenden Blick zuzuwerfen und zu rufen: Hinweg Scheusal! —

Wie viele hübsche und junge Männer kann ich mir von diesem Gelde kaufen, sagte sie dann, und wühlte wieder in der Kiste, welche Schmeicheleien werde ich dafür hören können! Wie viel Erbärmlichkeit, Lüge und Gemeinheit der Männer, welche stolz thun, und Weibern, die sie nicht kennen, gegenüber Helden- und Tugendrollen spielen, werde ich sehen! Wie werden sie sich zu meinen Füßen krümmen, mich anbeten als die holdeste der Frauen. Und wie würde ich mich über sie lustig machen! — Und das Alles mit diesem Gelde! — Armer, närrischer Schnahse, Du hattest eigentlich Recht, eine Verbindung zwischen uns war so unnatürlich nicht, wenn Du nur nicht immer so äußerst altmodisch gekleidet gewesen wärest! Du verdientest wahrlich mehr Beachtung, als die jungen Süßlinge, welche mich auf den leisesten Klang meines Goldes umflattern und umlagern werden.

In diesem Momente wurde geklingelt, die Bremer sprang auf. Noch

so spät rief sie, ich kann jetzt unmöglich Jemanden empfangen, wer es auch sei.

Mit diesen Worten öffnete sie die Thüre ihres Zimmers und horchte, es wurde noch einige Mal und sehr heftig geklingelt. Die Bremer warf abermals einen prüfenden Blick in ihre Stube zurück und in den Spiegel. In ihrem jetzigen Zustande konnte sie sich von Niemanden sehen lassen. Leise wollte sie so eben wieder in ihr Schlafkabinet zurücktreten, da vernahm sie ganz dicht hinter sich ein Geräusch und eine jugendliche Stimme rief:

Na, machen Sie nur uff, schöne Frau, es ist der Herr Assessor.

Und mit diesen Worten huschte ein junger Bursche an ihr vorüber und öffnete blitzschnell die Thür, eine Minute später sah die Ueberraschte den verhaßten Assessor vor sich stehen.

Dort liegt das Geld, rief jetzt der Bursche, auf die Kiste deutend, und ich wette, daß mein Meister darauf wetten wird, daß Herr Schnahse es hier hineingelegt. Sie hat sich viele Mühe gegeben, das Schloß zu vernichten, und ich habe sie auch den Namen Schnahse mehrere Male leise beten hören. Wilhelm, ist das nicht sehr eklig? — würde mein Meister sagen. Ja, das ist sehr eklig, Herr Assessor.

Und mit einem höchst schlauen Lächeln setzte sich der Bursche auf die Schwelle der Thüre und sah so behäbig bald auf die entsetzte Frau, bald auf den Assessor, als habe er das Wünschenswertheste im Leben erreicht. Die Bremer hatte auch den letzten Rest ihrer Besonnenheit verloren. Vor einem Manne und zumal vor dem Assessor in einem solchen Aufzuge zu stehen, so baar aller Gleißnerei, ein altes, häßliches, runzliches Weib, aller Toiletten-Künstelei entkleidet, das war zu viel! Jeder andere Gedanke wich vor diesem einen zurück. Was dieser Ueberfall bedeuten sollte, darüber entsetzte sie sich nicht. Ihr galt es nur, ihre verletzte Eitelkeit zu retten. Sie löschte das Licht aus. Grabesdunkel umgab sie — und so — ungesehen von dem Assessor, konnte sie sich wieder sammeln.

Aber der Bursche schien Alles überlegt und vorgesehen zu haben, ehe sie sich dessen versah hatte er einen Wachsstock angezündet und beleuchtete wie ein Kobold die entlarvte Frau. Sehen Sie, Liebste, sagte er, Einer lernt vom Andern, Mamsell Gumpel hat's von Schnahsen gelernt, und ich von ihr, daß man horchen muß, wenn man was Gutes sehen und hören will. Na, einen Gruß von Mamsell Gumpel, meiner zukünftigen Frau Meisterin.

Und greinend setzte sich der Bursche abermals auf die Schwelle, während der Assessor mit dem Wachsstock an die Kiste herangetreten war. Ein Blick, ein Griff genügte ihm. Er schlug die Kiste zu, und sagte weiter nichts als: geh', Wilhelm!

Wilhelm rieb sich so vergnügt die Hände, als wenn ihm der Assessor den goldenen Inhalt der Kiste geschenkt und verschwand mit Blitzesschnelle.

Jetzt befand sich die Bremer dem verhaßten Assessor allein gegenüber.

Madame, sagte der Assessor nach einer Pause tödtlichen Schweigens, setzen Sie sich, wir wollen ein wenig mit einander plaudern.

Es ist allerliebst von Ihnen, versetzte die Bremer, welche ihre Fassung wieder errang, Sie wollen, wie billig Revange üben. Nachdem ich mich mühsam in Ihrer Wohnung wie die Herrin benommen habe, spielen Sie jetzt in der meinigen den Haustyrannen. Plaudern Sie immer hin, ich werde indessen wieder Toilette machen, da ich wohl auf's Zubettegehen, aber nicht auf einen Besuch vorbereitet bin.

Und die Bremer setzte sich, den Rücken dem Assessor zugewendet, an ihren Toilettentisch, um ihre Wangen von Neuem zu übertünchen, das falsche Haar, den falschen Busen wieder anzulegen. Sie hatte das Licht so geschickt hingestellt, und ihren Kopf dergestalt mit einem Tuche bedeckt, daß sie trotz der Gegenwart des Assessors ziemlich ungenirt ihre Toilette hätte machen können.

Aber der Assessor störte sie.

Er setzte sich ihr gerade gegenüber, stellte das Licht so, daß ihm auch keiner ihrer Züge entging und sah sie starr und unverwandt an.

Sie sind abscheulich, sagte die Bremer, und affectirte den Unwillen einer jungen Dame, die etwa von ihrem Bräutigam geneckt wird.

Lassen Sie das; entgegnete der Assessor — für wen wollen Sie Toilette machen? — In der Stadtvogtei würden alle Ihre Reize keinen Eindruck ausüben. Sparen Sie Ihre Zeit und erklären Sie sich rasch: wollen Sie den Raub dort im Kasten mir sofort übergeben? —

Den Raub! rief die Bremer mit erkünstelter Entrüstung. Mein Herr, es ist zu Ende, ich habe ihre Seltsamkeiten, weil ich Sie als einen Sonderling kenne, mit guter Laune aufgenommen, wollen Sie mir aber Sottisen sagen, dann, mein Herr — sehen Sie, dort ist die Thüre.

Und die Bremer erhob sich und schien in ein anderes Zimmer flüchten zu wollen, aber der Assessor hielt sie fest.

Hier bleiben, sagte er kurz, spielen Sie keine Komödie mehr mit mir,

ich applaudire wirklich nicht, und Niemand mehr. Daß Sie es wissen, seit acht Tagen werden Sie auf allen Ihren Tritten und Schritten durch mich und meine Helfershelfer genau beobachtet. Sie sind entlarvt. Sie haben mit dem elenden Schnahse ein Complott gegen drei Männer gestiftet, welche sich leider haben verleiten lassen, Sie in ihr Vertrauen zu ziehen. — Die Leidenschaft hat den Hauptmann und mich geblendet. Sie haben wie eine kluge Frau Ihren Calcül gemacht. Es läßt sich nichts dagegen sagen. Sie haben ein Werkzeug haben müssen, und es macht Ihrem Scharfsinne Ehre, daß Sie einen solchen Lump wie Schnahse für sich gewonnen. Ihre Wahl war glücklich. Es ist Alles vortrefflich gelungen — und ich gratulire Ihnen dazu.

Der Assessor hatte so ruhig mit einem solchen Schein von Gleichmuth und Aufrichtigkeit gesprochen, daß die Bremer einen Augenblick an ihm irre wurde, sie entschloß sich aber keineswegs, die Komödie aufzugeben, sondern entgegnete:

Sie kommen gewiß aus irgend einer fröhlichen Gesellschaft, mein Herr Assessor, und werden wahrscheinlich Morgen nicht mehr wissen, was Sie mir so eben gesagt; sollten Sie sich aber dessen erinnern, dann werde ich — verlassen Sie sich darauf — Revange von Ihnen fordern, obgleich ich ein Weib bin.

Und abermals versuchte sie ihre Toilette zu ordnen.

Der Assessor aber hinderte sie wiederum.

Bitte, lassen Sie doch das, entgegnete er, Sie gefallen mir so besser, in dieser Gestalt sind Sie mir neu, und der Anblick ist mir wahrhaft wohlthuend. Sie glauben das wirklich nicht? — Nun, ich will Ihnen auch sagen warum. In dieser Gestalt, in welcher Sie sich jetzt zeigen, erkenne ich Sie erst. Ich schäme mich nicht mehr, daß ich mich habe betrügen lassen, Ihre Larve ist zu geschickt, zu undurchdringlich selbst für ein geübtes Auge. Sie sind ohne Zweifel eine talentvolle Frau, Sie werden sich ewig dessen rühmen können, daß Sie den Assessor Brandon getäuscht, daß Sie ihn am Narrenseil geführt, wie ein Kind. Ja, wahrhaftig, ich gratulire Ihnen nochmals sehr aufrichtig dazu.

Aber Sie werden mich doch hier nicht hindern wollen, rief die Bremer jetzt und versuchte sich gewaltsam zu erheben, von meinem Eigenthum Gebrauch zu machen?

St! Ruhig! versetzte der Assessor. Was ist hier Ihr Eigenthum, Madame? — Es ist Alles erborgt, erlogen, erschwindelt und gestohlen. Ihr Eigenthum? — Wohl, diese Runzeln hier sind Ihr Eigenthum.

Voila tout! — Bleiben Sie ganz ruhig sitzen. Wir sind unter uns, und wir werden uns sehr bald verständigen. Sie sind zu klug, um guten Rath auszuschlagen. Der Meinige ist der, machen Sie keine Façon, geben Sie den Raub heraus, den Schnahse bei Ihnen wahrscheinlich deponirt hat. Nur deponirt, hören Sie? Sie sind keine Diebin, nicht einmal eine Hehlerin. Freilich wußten Sie, daß Schnahse wegen Diebstahl und Einbruch in Untersuchung sitzt. Freilich wußten Sie, daß er Ihnen eine bedeutende Summe übergeben hat. Freilich haben Sie mit ihm Vertrag über die Theilung gemacht, nachdem sie ihm die Opfer zur Ausbeutung überwiesen. Gratulire! Es ging Alles erwünscht, nur ich wollte mich nicht so leicht in ihr goldenes Netz fangen lassen. Aber beinahe doch. Freilich, freilich — das ist Alles wahr. Aber glauben Sie mir, ich bin mit dem jus vertraut, ich bringe Sie durch, unbeschädigt, unberührt an Ihrem guten Rufe — aber nur ich — und sonst kein Gott selbst. Wählen Sie rasch. Unbedingte Herausgabe des Raubes, und zwar sofortige — oder ein Laut und jener kleine Bursche, der unten meines Rufes gewärtig ist, und der Ihnen Todfeindschaft geschworen, weil Sie die Gumpel fortgejagt, macht einen kurzen Gang — und wer dann hier eintritt, wird Sie in's Zuchthaus führen. Jetzt gebe ich Ihnen funfzehn Minuten Bedenkzeit — aber, ich bitte nochmals — legen Sie keine Hand an Ihre Toilette, denn ich dulde es nicht.

Und der Assessor sah auf seine Uhr und rückte dann von der Bremer fort, ohne ein Wort zu sprechen.

Diese hatte bisjetzt, so heftig die Gefühle auch waren, die in ihr tobten, keine Miene verzogen. Jedes Wort des Assessors schnitt tief in ihr Inneres ein, aber sie blieb regungslos und gleichgültig wie der Assessor sitzen. Die funfzehn Minuten verstrichen.

Der Assessor sah sie an.

Sie saß wie eine Leiche.

Besonnen? fragte er.

Es erfolgte keine Antwort.

Der Assessor schritt bis an die Thüre. Aber bevor er öffnete, blickte er sich noch einmal um, und wiederholte seine Frage:

Besonnen? —

Ein entsetzliches Lachen antwortete ihm. Entsetzlicher war die Scene, die darauf folgte. Die Bremer erhob sich wie eine Furie, aber sie drückte ihre Wuth im Lachen aus. Sie fiel dem Assessor um den Hals, und grub ihre Nägel in sein Fleisch. Ein heftiger Krampf schüttelte sie. —

Der Assessor ächzte und keuchte, so mühsam wurde es ihm, sich von ihren würgenden Händen zu befreien. Endlich schüttelte er sie ab und schleuderte sie zur Erde nieder. Aber sie lachte noch immer fort, der Schaum trat ihr vor den Mund, dann verdrehte sie entsetzlich die Augen und stierte den Assessor Grausen erregend an.

Der Assessor wandte sich schaudernd von ihr ab. Er verließ ihr Zimmer und wartete in einem Nebenkabinette länger als eine halbe Stunde, dann kehrte er zurück. Die Bremer kam ihm in voller Toilette, galant, höflich, unbefangen wie immer, und als wäre nicht das Geringste vorgefallen, entgegen, und sich auf ihre gewöhnliche graziöse Weise verbeugend, sagte sie lächelnd:

Mein lieber Herr Assessor, Sie haben mich in einem goldenen Netze gefangen, nehmen Sie das Netz, daß ich wieder frei werde. Es ist in der That entsetzlich, wie blind die Leidenschaft machen kann.

Und mit diesen Worten setzte sie sich, auf die Geldkiste deutend, auf's Kanape, nahm ein Buch zur Hand und las.

Der Assessor aber rief Wilhelm, flüsterte diesem einige Worte zu, und bald darauf erschienen ein paar Männer, welche die Kiste in aller Stille auf einen Wagen brachten.

Am Morgen stand sie, ein fürchterliches corpus delicti gegen den Bösewicht Schnahse, auf der Stadtvogtei.

Viertes Kapitel.

Schnahse im Gefängnisse.

Es war Mitternacht. In der Stadtvogtei, in diesem großen Käfige, in welchem so viele Hunderte, mitten im Gewühle der Stadt, begraben sind, ja, in dem großen Kirchhofe Lebendig-Todter, wo das menschliche Leben bis zur thierischen Willenlosigkeit herabgesunken ist, wo Schloß und Riegel und die Gewalt der Büttel — die Selbstbestimmung des freien Mannes vertritt, wo das Gesetz siegreich und strenge mit eisernem Tritte einherschreitet, und das Verbrechen sich beugt wie Rohr unter seiner

Allmacht — auch in diesen großen friedelosen Friedhof hatte sich die Nacht mit unheimlichem Dunkel eingeschlichen, die Gefangenen auf's Stroh gescheucht, die letzten Seufzer unterdrückt, die letzten Flüche verstummen gemacht, und das Todte dem Lebendigen oder jenes diesem gleichgemacht.

Ihr habt nicht immer Recht, ihr Moralisten, auch das schlechteste Gewissen vermag sich im süßen Schlummer zu betäuben. Die Sonne scheint den Guten, wie den Bösen, die Nacht ist der Lethe für Unschuld und Verbrechen, eine allliebende Mutter pflegt, wärmt, nährt und erquickt die Natur an ihrem Busen die mißrathenen und die guten Kinder.

Tretet an das Lager, an welches wir so eben getreten, um einen alten Bekannten aufzusuchen. Wir vermutheten ihn wachend, schlaflos, verstört zu finden — aber er schläft so ruhig und fromm wie der Gerechten Einer.

Und unter seinem Kopfkissen liegt eine Bibel. Und in seinem rechten Arme hält er ein Kreuz, und in seiner Linken liegt ein Gesangbuch. So schläft Schnahse in seinem Gefängnisse.

Es ist unsere Aufgabe, nicht den Empfindungen unserer Leser zu schmeicheln oder den schwachen menschlichen Gefühlen, welche Genugthuung, Sühne für jedes Verbrechen erheischen. Wir müssen es sagen, daß der Heuchler, der Bösewicht Schnahse in diesem Augenblicke allen menschlichen Gesetzen unerreichbar war. Er hatte sich Wahrheit angelogen dieser Mensch, er hatte sich in einen pietistischen Wahnsinn eingeschneckt, er, auf dessen Gewissen ein Mord lastete, der die Armuth unzählige Mal um ihr Almosen betrogen, der hielt sich jetzt für ein Opfer von Kabalen und Intriguen und suchte sich für die Niederträchtigkeit der Welt beim Evangelium und beim Kreuze Trost.

Wie? hatte Schnahse wirklich Alles vergessen, was er begangen? Oder trieb er die so gut einstudierte Heuchelei bis zur letzten äußersten Consequenz? — Schnahse hatte nichts vergessen und er war — kein Heuchler mehr. Warum sollte er heucheln? — Er hatte sich aufgegeben. Sein Spiel war verloren, er wußte es, daß das Geld gefunden worden war, die Bremer hatte es freiwillig ausgeliefert, der Schlüssel zeugte gegen ihn. Er vermochte nichts mehr zu leugnen. Nur den Mord konnte man ihm nicht beweisen. Schnahse gestand aber selbst dieses Factum zu, er legte ein Bekenntniß ab, so ausführlich, so klar, wie man es nur wünschen konnte — aber er fand in allem seinen Thun nichts Unrechtes, es gab keine Missethat, deren Berechtigung er nicht aus der Bibel deduzirte.

Er hatte Alles, was er verübt, im heiligen Zorn gethan. Er hatte den Moralischen getödtet, weil er sich nicht bessern wollte, er hatte den großherzigen Meyer beraubt, weil er sein Gut nach seiner Meinung so wenig für die Kirche verwandte, weil er schlechte Individuen unterstützte. Und wo er einen Betrug begangen hatte, da hatte ihn ein heiliger Spruch geleitet und war sein sicherer Leitstern gewesen. Wie die Juristen die Pandecten, so glossirte Schnahse die Bibel auf die rabulistischste Weise! — Welch' ein Gregor der VII. wäre Schnahse vielleicht unter ähnlichen Verhältnissen geworden! —

Auf diese Weise schuf sich der Elende seinen Kerker gewissermaßen zu einer Klause um. Er betrachtete sich wie einen Einsiedler, welcher von der sündigen Welt Abschied genommen und in Zurückgezogenheit frommen Betrachtungen lebte. Ja, das System, die Welt, in welche sich dieser Mann hineinlog, war in der That erstaunenswerth. Ein Bösewicht, ein Mörder, hielt er dennoch starr und unerschütterlich an dem Glauben fest, daß er ein tadelloser und gerechter Mensch sei. Wahrlich ein beneidenswerther Wahnsinn, sich am Eingange der Hölle den Himmel vorzulügen! —

Den Aerzten der Gefangenanstalt war Schnahse ein psychologisches Wunder, dem Leser, welcher diesen Mann in so vielen Verhältnissen kennen gelernt, ist er es nicht. Er würde nicht im Geringsten erstaunen, diesen Mann ruhig schlafen zu sehen, er würde sich nicht wundern, träte er in sein Gefängniß und betrachtete ihn einen ganzen Tag. Wie er Morgens aufsteht und mit Inbrunst betet, wie er seine Mitgefangenen um sich versammelt, ihnen aus der heiligen Schrift vorliest. Wie er ihnen die göttliche Offenbarung deutet, ihnen Moral vorpredigt und sie wirklich ungemein erbaut. So zu Herzen konnte kein Geistlicher sprechen, so vermochte der gewandteste Kanzelredner seine Zuhörer nicht zu rühren, und wem hätte es einfallen sollen, ihn für einen Verbrecher zu halten, wenn er fast mit Begeisterung die heilige Schrift erklärte.

Und war es nicht eine Blasphemie, welcher nur die bis zum Wahnsinn gesteigerte Heuchelei fähig war, wenn dieser Mensch die erschütternden Worte des großen, heiligen Dulders auf sich anzuwenden vermochte:

Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme.

Welche Strafe hätte ein menschliches Gesetzbuch für einen solchen Sünder auszusinnen vermocht? — Er war unantastbar. Selbst das

Schwert des Nachrichters wäre ein Triumpf für ihn gewesen. Aber es kam nicht dazu. Er wurde wirklich und mit Recht für wahnsinnig erklärt. Seine Geständnisse selbst fanden keinen Glauben, denn er war in eine Manie, sich alle möglichen Verbrechen anzudichten, verfallen. Er wollte durchaus ein vollkommener Teufel gewesen und nur durch Gottes Gnade wieder zum Engel erhoben sein. Konnte der Teufel in eine schlauere Heuchelei verfallen?

Wie das Leben dieses Menschen, so war auch sein Tod höchst eigenthümlich. Das Erkenntniß lautete nämlich auf eine langwierige Gefängnißhaft, und Schnahse setzte sein Benehmen, wie er es in der letzten Zeit seiner Untersuchungshaft gezeigt hatte, auch dann noch fort. Da ihm alle Gelegenheit zum Verbrechen fehlte, raffinirte er in Vervollkommnung seines Systems der Heuchelei und Frömmelei. So gelang es ihm einmal zu entfliehen. Er begab sich nach dem Thiergarten in ein öffentliches Lokal — bettelte und kehrte mit der empfangenen Gabe in sein Gefängniß zurück. Er habe auch einmal wieder etwas für die Nothleidenden thun wollen, sagte er. Dann nahm er Geißelungen an sich vor. Er war hierin so sinnreich, daß ihm alle Wachsamkeit der Gefängnißbeamten nicht der Mittel, sich zu zerfleischen, berauben konnte.

Zuweilen fastete er halbe Wochen lang. Ein solches Leben hielt er natürlich nicht lange aus, eines Morgens fand ihn der Gefangenwärter todt auf harter Erde, das Kreuz im Arm, die Bibel neben sich, bluttriefend aus tiefen Wunden, und auf seinen convulsivisch verzerrten Lippen schienen die Worte jenes großen historischen Heuchlers zu schweben:

Ich habe meine Rolle gut gespielt. — **Klatscht Beifall!**

Fünftes Kapitel.

Der achtzehnte October.

Der verhängnißvolle Tag war aufgegangen. Er hatte eine so herbstlich feierliche Miene angenommen, als müßte er ein heiliger Tag für

Jedermann sein. Mit welchen Empfindungen begrüßten ihn die Millionen Menschen, die er zum Leben wachrief? Welche Erinnerungen, welche Hoffnungen, welche Befürchtungen, banges Ahnen und freudiges Erwarten brachte er ihnen? — Ach — wäre dieser Tag nicht gekommen für viele, viele in dem wogenden Menschensee, und wäre er nicht gegangen für Andere, denn gar wunderbar brachte er diesem Freude und Glück, jenem Kummer und Sorge. — Welch' sonderbare Geschicke ging mit der milden Sonne dieses achtzehnten October für diese Millionen wache Herzen auf! —

Aber von einem Herzen wissen wir ganz gewiß, daß es wehmuths- und betrübt dem jungen Tag in's goldene Antlitz schaute, daß es mit bangem Zagen zum Himmel aufblickte, den das Geschick des Tages für jeglichen geheimnißvoll umhüllte. So war noch niemals eine Braut erwacht — liebend den Verlobten, bangend vor seiner Liebe. Mit ganzer Seele hängend an dem Bräutigam — fürchtend ihm jemals ganz anzugehören. Von ihrer Stube aus konnte sie die Kirche sehen, in welcher sie dereinst getraut werden sollte. Und sie blickte auf des Thurmes gen Himmel strebende Spitze, und ihr frommes Herz folgte diesem ehernen Fingerzeige eines unerschütterlichen Glaubens:

Vertraue auf Gott! —

Es war eine ernste Prüfung, welcher sich Rosa am Abende zuvor, unter dem flimmernden Stern, welchen sie Ottiliens Gestirn nannte, unterworfen hatte. Noch war es Zeit. Noch konnte sie ihren Pathen sagen: Gebt mir mein Wort zurück. Sie hätten es gethan, daran zweifelte sie nicht einen Augenblick. Aber sie wußte es, was sie um sie in der letzten Zeit gelitten, obwohl sie keine Mittheilungen erhalten. Aber sie wußte fast Alles. Rosa hatte einen ahnungsvollen Geist, da sie so wenig für sich und immer für Andere lebte und sann, bedurfte sie nicht vieler Mittheilungen. Sie verstand zu gut das Leben derjenigen, die sie liebte.

Wäre sie vor einem Jahre so erfahren wie heute gewesen, sie hätte unbedingt ihr Wort zurückgenommen. Heute war es zu spät. Nach so vielen Leiden, nach so vielen Qualen, die sie ihren Pathen durch ihre kindliche Hingebung, wenn auch willenlos, zugezogen, glaubte sie um keinen Preis zurücktreten zu dürfen.

So sehr sie aber auch alles überdacht und durchdacht hatte, so blieb ihr doch ein Punkt ein dunkler, unaufklärbarer Gegenstand. Sie begriff und verstand den Hauptmann und den biedern Meyer sehr wohl, aber —

und das betrübte sie sehr, das Benehmen des Assessors vermochte sie sich nicht zu enträthseln. Er liebte eine Andere, liebte sie, so mußte sie doch glauben, innig und treu, und dennoch — freite er um sie? —

Aber Rosa war ein Mädchen, das unerschöpflich darin war, den Handlungen der Menschen lautere und edle Motive zu unterbreiten, und so beruhigte sie sich auch über diesen, für sie noch dunklen Punkt, und als sie sich angekleidet und gebetet hatte, da gewann ihr Antlitz wieder den Ausdruck der sinnigen, sanften und milden Ruhe, welche ihr Wesen charakterisirte.

So ging Rosa der Stunde der Entscheidung entgegen.

Und ihre Pathen? Mit welchen Empfindungen sahen sie den längst ersehnten und zugleich gefürchteten Tag anbrechen?

Meyer war so feierlich gestimmt, als habe er in einer Kirche betend übernachtet, er war still und nachdenklich. Jakob konnte an diesem Morgen die ärgsten Böcke begehen, und Meyer sah sie nicht. Und Jakob hatte diese Stimmung seines Herrn natürlich gleich weg, ja Jakob wußte sie sogar voraus, denn er war am Morgen mit dem Ausrufe erwacht:

Na, heute endlich sind wir am rothen Kalenderstrich. Das ist der beste Tag im Jahr für mich, kann ich wohl sagen. Denn heute kann ich meinem Herrn den Kaffee durch die Nachtmütze trichtern, ohne daß er etwas dagegen hat. Am achtzehnten October ist allemal mein freiester Tag im Jahre.

Aber trotz dieser Erfahrung war Jakob doch nicht wenig erstaunt und überrascht. So hatte er seinen Herrn noch nie, selbst an einem achtzehnten October nicht, gesehen. Das ging weit über seine Erwartungen hinaus. Jakob wurde so verwegen, wie ein experimentirender Arzt, der Gott weiß wie viele Dosen Gift einnimmt, um die Wirkung der Gegengifte zu erproben. Er machte es wirklich arg. Er schwatzte und raisonnirte immer zu, er sprach von der verstorbenen Baldrian und von der gegenwärtigen, rühmte ihren Charakter und das Lebensglück, in welches sie den „Dicken" versetzt und ließ es sogar nicht ganz undeutlich merken, daß es am Ende nicht so übel gewesen wäre, wenn sie statt Madame Baldrian, Madame Meyer geworden wäre. Ja, Jakob ging in seiner Verwegenheit noch weiter, er ließ sich sehr weitläufig über die Mitglieder des Frauenvereins zur Veredlung der Seele und des Herzens aus, und betonte namentlich das Fräulein Hammerbein sehr, wobei er dann nicht zu erwähnen vergaß, daß, wenn ihn irgend etwas in seinem Leben gereue, es die Abbitte sei, die er auf Meyers Geheiß, ihr geleistet,

und, daß, wenn ihn irgend etwas in seinem Leben noch ganz besonders erfreuen könnte, es nur die Gelegenheit sein würde, ihr nochmals eine Ohrfeige zu geben, die keine Abbitte, selbst nicht einmal eines baarfuß und auf Erbsen Knieenden, zuließe. Und auch dagegen sagte Meyer kein Wort. Er schien vielmehr dem plaudernden Jakob mit einer inneren Genugthuung zuzuhören, als thue es ihm wohl, auf diese Weise an die bittern Kämpfe des vergangenen Jahres und an Alles was er so muthig erduldet, erinnert zu werden. Auch von dem Moralischen sprach Jakob und zwar mit einer Ueberhebung, und einer Lobrede auf seine unvergeßlichen Dienste in dieser Sache, die wirklich classisch war. Namentlich konnte er nicht umhin zu sagen, daß seine scharfe Augen auf den ersten Blick den Moralischen an seinen langen Vatermördern, und den „Frommen“ — anders nannte er den bereits verstorbenen Schnahse nicht — an seinen blanken Stiefeln und dem fuchsrothen Hute erkannt hatten, und daß er sich doch wirklich, könne er wohl sagen, über eine Kurzsichtigkeit wundern müsse, die sonst ganz passabel gescheidte Leute in dieser Sache an den Tag gelegt.

Bei dieser Bemerkung blinzelte Jakob nach seinem Herrn hin, um die Wirkung wahrzunehmen, aber Meyer that, als habe er gar nichts gehört, und Jakob schüttelte höchst bedenklich den Kopf. Er konnte diese Widerspruchslosigkeit seines sonst so aufmerksamen Herrn nicht länger ertragen und sagte, indem er vor ihn hintrat:

Herr Meyer, ich hoffe, daß der Scorpion keine Tarantel ist.

Meyer sah seinen Diener mit seinen großen Augen sanft und gelassen an und schwieg.

Nein, keine Tarantel ist, fuhr Jakob fort, kann ich wohl sagen, sollt ich meinen. Und wenn ein solcher Scorpion auch ein wenig sticht, den Stich möcht ich haben, kann ich wohl sagen, auf welcher Stelle auch immer. Und ich würde wirklich nicht so melancholisch werden, wie Sie, und wenn meinetwegen jeder Tag, der achtzehnte dieses wäre, und Verfalltag aller Wechsel, die in der Welt jetzt herumlaufen, und Zahltag für alle Schulden, die in Meister Breses und in allen andern Schuldbüchern stehen, und wenn ich ganz allein das Alles bezahlen müßte, und ich hätte doch keinen rothen Dreier dazu, da würde ich mich doch nicht grämen über einen solchen Scorpionstich.

Du hast doch den Herrn Assessor recht verstanden, fragte Meyer jetzt, ohne jedoch aufzublicken, er hat Dir gesagt, daß er mich heute um 9 Uhr erwarten würde? —

Punkt 9 Uhr, und er sah bitterböse dabei aus.

Bringe mir mein Zeug, Jakob.

Jakob befolgte den Befehl seines Herrn und half ihm beim Ankleiden, ohne daß er schweigsamer oder Meyer gesprächiger geworden wäre. Jakob schien sich aber vorgenommen zu haben, seinen Herrn auf jede Gefahr hin seiner vermeintlichen Melancholie zu entreißen. Er überreichte seinem Herrn das Beinkleid umgewendet, und Meyer fuhr wirklich hinein, ohne es zu bemerken, bis ihn Jakob lachend auf die nach außen hängenden Taschen aufmerksam machte.

Sie stecken mich sehr an, kann ich wohl sagen, bemerkte er dazu, wir sind Beide heute sehr zerstreut.

Mit den übrigen Kleidungsstücken ging es nicht besser, aber sein Meisterstück von Geduldprobe legte Meyer beim Anziehen des Rockes ab. Es war, als wenn die Aermellöcher plötzlich zugefroren gewesen wären, denn sie blieben wohl zehn Minuten lang unauffindbar, aber nicht die kleinste Bemerkung über Jakobs Ungeschicklichkeit kam über seine Lippen.

Nun war Meyer zu Jakobs größtem Verdruß endlich fertig. Es war nun schon fast halb neun Uhr, und noch wußte er nicht, was sein Herr seiner Pathe zu ihrem Geburtstage schenken wollte. Er hatte sich schon seit acht Tagen überall ganz genau nach dem Gegenstande umgesehen, er hatte am gestrigen Abende die sorgfältigste Nachsuchung gehalten. Kein Paket, welches während dieser Zeit für seinen Herrn abgegeben wurde, hatte er ununtersucht gelassen, ja, selbst in die Taschen seines Herrn hatte er sich einen verstohlenen Blick erlaubt, aber vergebens. Und das eben war ihm so unerklärlich, diese geheimnißvolle Stimmung seines Herrn verursachte ihm Mißbehagen, und da er sah, daß sein Herr sein Schweigen durchaus nicht brechen wollte, platzte er endlich mit den Worten heraus:

Na, ich sehe wohl ein, heute werden Sie noch vergessen, dem Scorpion mit dem rothen Strich sein Präsent zu überreichen. Ich wollte Sie nur höflichst daran erinnert haben. Denn ich habe eigentlich noch nichts davon gesehen. Und ich bin sehr neugierig darauf, ob es mir gefallen wird, kann ich wohl sagen.

Es wird Dir gewiß gefallen; versetzte Meyer wehmüthig.

Das glaube ich auch, entgegnete Jakob, aber man müßte es doch sehen, bevor man sein Urtheil darüber abgeben soll.

Ich bin Deines Urtheils gewiß, sagte Meyer. Um drei Uhr Jakob, erwartest Du mich hier. Bestelle um diese Zeit die Kutsche.

Meyer ging und Jakob machte ein sehr unmuthiges Gesicht. Um sich für die erlittene Kränkung — denn dafür nahm er die Schweigsamkeit seines Herrn — einigermaßen zu revangiren, zog er seinen Hausrock aus, und den Schlafrock seines Herrn an, nahm aus dessen Cigarrenkiste eine feine Cigarre heraus, zündete sie an, ließ sich dann in den Lehnstuhl am Fenster nieder und begann mit der fensterputzenden Hanne gegenüber sehr bedeutsame Pantomimen zu unterhalten.

So trieb er es ein Viertelstündchen, als geklingelt wurde. Jakob hatte in seinem Unterhaltungseifer Niemanden ins Haus hineingehen sehen, und da er seinen Herrn sicher nicht vermuthete, trat er mit gemessenem, gravitätischem Schritte, die Cigarre im Munde hinaus und öffnete, prallte aber verdutzt zurück, als der Hauptmann vor ihm stand.

Aber wie groß war sein Erstaunen, als dieser, welcher für dergleichen respektwidrige Dinge sonst ein so scharfes Auge hatte, eben so wenig für Jakobs Cigarre als für den feinen türkischen Schlafrock ein Auge hatte, sondern mit zerstreuter Miene fragte, ob sein Herr drinnen sei.

So eben zum Assessor gegangen, versetzte Jakob, indem er den Schlafrock so viel wie möglich an sich unsichtbar zu machen suchte.

Der Hauptmann sagte kein Wort. Er ging wie er gekommen war.

Der ist sehr kleinmüthig geworden, seit ihn der Fromme so gründlich gerupft hat, brummte Jakob. Wenn er mich früher ansah, war es gerade so, als wollte er mich lebendig verschlingen.

Und Jakob eilte an's Fenster und winkte Hannen zu, daß sie sich den Hauptmann mal ansehen sollte, und er selbst blickte ihm kopfschüttelnd, aber nicht ganz ohne einige Schadenfreude nach.

Es kommt doch Alles auf die Verhältnisse an, philosophirte er, wie ist der Mann herunter. Sieht er doch gerade aus, als wäre ihm die Welt plötzlich mit Brettern vernagelt. Da steht doch unser eins viel höher. Wir behalten den Kopf immer oben auf und lassen uns die Courage nicht ausgehen, so lange noch ein Fünkchen von Menschenwürde in uns ist.

Und während Jakob also in der Wohnung seines Herrn schaltete, war dieser beim Assessor angelangt. Schon beim Eintritte konnte Meyer seine Verwunderung nicht unterdrücken. Er wäre heute nicht im Stande gewesen, die geringste geistige Arbeit zu verrichten. Aber der Assessor saß so ruhig an seinem Schreibtische und in den Acten vergraben, wie an jedem andern Tage, und seine Miene war eben so nüchtern und trocken, wie gewöhnlich, wenn er eine Verhandlung aufnahm. Der Assessor hatte

durchaus nichts Feierliches, nichts Außergewöhnliches an und um sich, — die Sonne des achtzehnten October schien für ihn aufgegangen zu sein, wie an allen Tagen, nichts an ihm verrieth, Bewegung, Aufregung oder Spannung.

Entschuldigen Sie mich, lieber Meyer, sagte er, fast ohne aufzublicken, ich bin augenblicklich sehr pressant — wollen Sie nicht Morgen wieder kommen? — Sollen mir dann sehr angenehm sein.

Morgen! entgegnete Meyer bedeutungsvoll, Morgen möchte es zu spät sein. Mein Anliegen erleidet keinen Aufschub.

Es ist doch Alles in Ordnung? warf der Assessor ein, indem er noch einige Züge machte, sie haben doch Ihr Geld richtig zurück erhalten? — Ich bin eben damit beschäftigt, zu versuchen, was für den Hauptmann zu retten ist, der Schurke hat allerdings Bekenntnisse gemacht, aber so vag, so verworren, daß es schwer halten wird, irgend einen Anhaltspunkt zu finden. Ist der Betrug einigermaßen festgestellt, dann muß der Hauptmann aus dem Vermögen des Elenden Ersatz erhalten.

Mein lieber Freund, sagte Meyer nicht ohne Bewegung, Sie sind ein so guter böser Mensch. Sie sehen immer aus, als wollten Sie jeder bessern Regung Ihr Herz verschließen, und dennoch beschäftigen Sie sich so warm mit dem Wohle Ihrer Freunde. Aber ich komme nicht meinetwegen, ich habe für mich jetzt keinen andern Wunsch, als Ihnen noch einmal an's Herz zu legen, ob es nicht ein hoher, herrlicher Tag für uns Alle wäre, wenn wir brüderlich vereint zu unserer guten Tochter gingen und ihr als gemeinsames Geburtstagsgeschenk — die Freiheit brächten — und vielleicht, einen braven, biedern, jungen und liebenswürdigen Gatten dazu, an unserer Statt, der sie liebt, und den sie wieder liebt, und wenn wir fortan nichts anderes sein wollten, als was wir gewesen, ihre lieben Pathen.

Meyer hielt inne. Seine Bewegung war so groß, daß er nicht weiter reden konnte, aber er sah den Assessor fast flehentlich an, als erwarte er von seiner Entgegnung die Entscheidung seines eigenen Schicksals.

Und deshalb, um mir dieses zu sagen, kommen Sie hierher? sagte der Assessor nach einer Pause. Leben Sie wohl. Diesen Nachmittag sehen wir uns wieder.

Und Brandon blätterte wieder in seinen Acten und verzog keine Miene.

Es gilt also den Kampf? sagte Meyer und er erschien in diesem

Pathos fast um einen Fuß größer. Wohlan — Gott sei unserm armen Kinde gnädig! —

Mit diesen Worten ging Meyer. Der Assessor sah sich nicht einmal nach ihm um. Draußen traf er den Hauptmann, dem er den Grund und die Erfolglosigkeit seines Besuches bei dem Assessor mittheilte.

Der Hauptmann hörte aufmerksam zu. Dann aber ballte er heftig die Faust und wollte den bewegten Meyer verlassen.

Wohin, Freund? fragte dieser.

Zu ihm hinein. Er braucht sich um meinen Prozeß nicht mehr zu bekümmern. Er soll die Hand davon lassen. Er ist mein Freund nicht mehr.

Ruhig, mein lieber Hauptmann, sagte Meyer, dessen Hand ergreifend, lassen Sie ihn. Er ist in seinem Rechte, und er ist nicht um ein Haar schlechter als wir, oder fühlt weniger innig. Er ist nur consequenter als wir. Weiß Gott, die Consequenz ist eine Eigenschaft, die nur einem Gotte gebührt, und die nur bei ihm kein Unrecht werden kann. Aber Menschen mit solcher unbeugsamen, eisernen Consequenz werden zu Tyrannen an den edelsten Gefühlen, die unser menschlich-göttliches Erbtheil sind. Kommen Sie. Lassen Sie uns die paar Stunden bis zur Entscheidung gemeinsam verleben. Gott wird walten; wie er bestimmt hat, so wird es geschehen.

Das war das Vorspiel am 18. October.

Sechstes Kapitel.

Kampf.

Am Nachmittage desselben Tages fuhren zwei Equipagen bei Madame Bertlin vor.

In der einen befanden sich der Hauptmann und Meyer, in Begleitung Jakobs, in der andern der Assessor.

Madame Bertlin empfing die Herren mit einer gemessenen Feierlichkeit.

Rosa war noch in ihrem Zimmer.

In einer der Stuben, welche festlich mit Blumen geschmückt war, stand ein gedeckter Tisch. In dieses Zimmer traten die drei Freunde zunächst, und jeder von ihnen legte ein versiegeltes Packetchen auf den Tisch nieder.

Dann traten sie wieder hinaus in das Gesellschaftszimmer. Die eigenthümliche Spannung, in welche sämmtliche Theilnehmer dieses seltsamen Dramas, versetzt waren, machte sie befangen. Jeder versuchte es, ruhig und gefaßt zu scheinen — keinem gelang es.

Meyer sah sehr melancholisch aus und warf dann und wann einen prüfenden Seitenblick auf den Assessor.

In des Assessors Antlitz machte sich ein gewisses, krampfhaftes Zucken bemerkbar. Sein Antlitz war ungewöhnlich blaß. Aber er sprach mit Madame Bertlin so ruhig und gleichmüthig wie immer.

Der Hauptmann war glühend roth und er ging heftig und leise brummend im Zimmer auf und ab. Dann und wann blieb er vor Meyer stehen, faßte einen seiner Rockknöpfe, als wollte er ihm recht viel sagen, sah ihn stier an — und wandte sich dann wieder von ihm ab und sagte Nichts.

Und welche Unterhaltung führten diese Männer jetzt?

Es wurde kein Wort von dem Mädchen gesprochen, das von ihnen mit bangem Sehnen erwartet wurde. Madame Bertlin sprach von ihrer dahingegangenen Tochter, denn sie fühlte, daß sie von ihrer andern zweiten Tochter jetzt nicht sprechen dürfe. Aber sie seufzte — um welches von ihren Kindern? — vielleicht um Beide zugleich? —

Endlich hörte man es leise rauschen. Rosa im schlichten, weißen Gewande schwebte in's Zimmer. Auch sie war blaß. Sie sah aus als habe sie geweint — und doch bemühte sie sich, heiter zu erscheinen. Sie reichten ihren Pathen, Einem nach dem Andern, die Hand, und Jeder küßte ihre Stirn — und als die Begrüßung vorüber war, da senkte Meyer das Auge, der Hauptmann blickte finster auf den Assessor, dieser allein sah dem Mädchen fest in's Auge, ergriff noch einmal ihre Hand und sprach:

Meine liebe Rosa, es ist heute ein bedeutsamer Tag für uns Alle, aber ich hoffe, es wird für Dich einer der glücklichsten Tage werden. Wir, die wir hier sind, kennen uns gegenseitig zu gut, um für Deine Zukunft auch nur einen Augenblick zu bangen, welche Wahl Du auch immer treffen mögest. Darüber bist Du gewißlich mit uns, und wir mit einander einig. Du wirst einen alten, bewährten Freund zum Gatten

erhalten. Wird er Dir auch an Jahren voraus sein, so wird doch seine bereits erprobte Liebe dieses Mißverhältniß vollkommen wieder ausgleichen, und wie bisher, so wirst Du ihn zu allen Zeiten finden. Keine Erkaltung, keine bittere Enttäuschung wird Dein Glück zu trüben vermögen. Nun, mein Kind, gehe dort hinein, mische die Loose und wähle, hier meine Hand darauf, wir werden nicht anders eine Stunde später, als jetzt, mit einander stehen. Wir drei bleiben Freunde, gegeneinander und mit Dir.

Rosas bleiches Antlitz wurde noch bleicher, als der Assessor diese Worte sprach, ihre Hand zitterte heftig. Sie sah ihn mit ihrem tiefen, seelenvollen Auge fast flehentlich an — dann ging sie. Sie stand schon an der Schwelle der verhängnißvollen Thüre, dann zauderte sie. O, was hätte Meyer für das Wort gegeben, das jetzt auf ihrer Zunge schwebt, hätte sie es über die Lippen zu bringen vermocht. Er erwartete es, schon trat er ihr einige Schritte nach, schon wollte er selbst sie ermuthigen, zu sprechen, wie ihr um's Herz war. Rosa blickte sich mit einem thränenvollen Auge um, ihr Blick begegnete seinem Blick, dann sah sie den Hauptmann, dann endlich noch einmal den Assessor an — wandte sich um und wankte in das andere Zimmer.

Und hier sank sie nieder und weinte. Aber es dauerte nur wenige kurze Momente, dann erhob sie sich vollkommen resignirt, trat an den Tisch und ihre Hand schwebte über den verhängnißvollen Packeten.

Aber wie schrak sie mit einem Male zusammen! — Welch eine Vision machte sie da plötzlich entsetzen. Es war ihr, als sie diese rothen Siegel, mit denen die Packetchen versichert waren, ansah, als wären es große Blutstropfen und jedes Packetchen ein Herz, ein gequältes, zernagtes Herz, dem sie entflossen.

Wenn ich nur ein klein wenig Allwissenheit hätte, sagte sie dann mit leiser Stimme zu sich selbst, wenn ich nur wüßte, welche von diesen drei rothen Hieroglyphen Brandon angehört? — Es würde dieses das Geschick meiner armen Freunde und meines minder traurig machen. Es würden dann wenigstens vielleicht zwei von uns glücklich werden. Der gute Brandon liebt eine Andere, das weiß ich ja, und Gott weiß, aus welchem aber gewiß edlem Grunde, er dennoch um meine Hand wirbt. Wenn ich wüßte, was von ihm kommt, ich würde es nicht wählen, und ihn dadurch ganz gewiß nicht unglücklich machen.

Mit diesen Worten hatte Rosa mit zitternder Hand ein Packet er-

brochen. Aber sie legte es dann wieder nieder und erbrach das zweite und dann das dritte.

Die Siegel waren somit gelöst.

Und wieder nahm sie das erste Packet in die Hand und öffnete es. Eine von Demanten umfaßte goldene Kapsel in Gestalt eines Herzens flammte ihr entgegen, sie öffnete die Kapsel — ein Stückchen farbiges Papier lag zusammengerollt darin. Mit pochendem Herzen entrollte sie es, es enthielt die gedruckten oder aufgestempelten Worte:

Ich entsage — möge es Dich ganz glücklich machen!

Das ist vom Assessor! rief Rosa freudig überrascht. O, ich wußte wohl, daß er was im Schilde führte. Er will mich wieder frei machen, der Gute.

Rosa zuckte zusammen.

Darf ich so egoistisch wählen? fuhr sie dann in ihrem Selbstgespräche fort. Wäre es dann nicht meiner, nicht ihrer würdiger gewesen, frank und frei zurückzutreten? — Vermag ich nicht alle drei zu beglücken, ist es dann nicht meine heiligste Pflicht, wenigstens so viel Dank als ich vermag, zurück zu erstatten?

Sie entfaltete ein zweites Packet.

Es enthielt eine goldene äußerst künstlich gearbeitete Blume, deren Stengel von einem Blatte umrankt war, auf welchem die Worte standen:

Wähle mich nicht, ich beschwöre Dich, mein Kind, wenn Dein Herz nicht frei ist.

Rosa stutzte. Wessen waren diese Worte? —

Vom Assessor nur konnten die ersten sein, daran zweifelte sie nicht. Und diese? — Sie rieth, daß sie von Meyer sein müßten. Sie sahen ihm so ähnlich. Auch das Geschenk.

Nun das Dritte.

Ihr Herz pochte laut und stürmisch. Sie glaubte, daß es Aehnliches enthalten würde, wie die ersten Beiden. Ach, mit welcher himmlischen Freude wäre sie dann zurück zu ihren Pathen geeilt, und hätte sie wieder mit jener unbefangenen Liebe, wie ehemals, umarmt und geküßt.

Aber welche Ueberraschung! — Ein großes Medaillon, mit dem Bilde ihrer theuren Mutter, wie sie in der Sterbestunde ausgesehen, das Bild ihrer Mutter, wie sie schmerzlich bewegt auf ihr verlassenes Kind blickte, das thränenvolle Auge flehend gen Himmel gehoben, die Hand segnend auf sein Lockenköpfchen gelegt. Mit der ganzen Kraft ihres tiefen,

innigen Gemüths erwachte in Rosa die Erinnerung ihrer damaligen Verlassenheit. — Wie viel verdankte sie ihren Pathen, sie hatten Mutter- und Vaterstelle fast zugleich bei ihr vertreten. Mit der größten Zartheit, mit der größten Liebe hatten sie für sie gesorgt und gewacht, und die einzige Hinterlassenschaft ihrer unglücklichen Mutter, ein unmündiges Kind, von dem ihre entfliehende Seele mit so unsäglicher Wehmuth schied, an ihre edlen Herzen emporgehoben.

Wohlan, sagte sie entschlossen, meiner Mutter Bild hat mich niemals irre geführt. Ich muß mich in das Unvermeidliche fügen, hier entsagen — dort Entsagung fordern. Dieser Moment mag über mich entscheiden. Die das eigene Glück im Leben nicht zu finden vermögen, sind oft die Auserwählten Gottes, damit sie kundig herber Schmerzen, Andere davon entheben. Die Glücklichen verstehen nicht das Evangelium, — und nur wer Leid trägt, liegt an des Schöpfers Busen! —

Und Rosa küßte mit Inbrunst das Bild ihrer Mutter und befestigte das Medaillon zierlich an ihre Brust, und so trat sie zu den drei Freunden zurück, gefaßt, unbefangen und entschieden.

Jetzt bin ich eine Braut, sagte sie lächelnd, aber wessen?

Die Freunde, welche, während Rosa in jenem Zimmer einen so erschütternden Kampf gekämpft, stillschweigend dagesessen — Madame Bertlin hatte sich für einige Zeit zurückgezogen — waren plötzlich wie elektrisirt, als die Thüre geöffnet wurde und Rosa eintrat. Meyer und der Hauptmann erblaßten, der Assessor erhob sich würdevoll und feierlich, kein Zug der Ueberraschung in seinem Antlitze, wie Jemand, dem längst Erwartetes begegnet. Er trat dem Mädchen näher, küßte sie mit Inbrunst, und sagte mit klarer und fester Stimme:

Du wirst mein Weib sein!

Du wirst mein Weib sein! Wie diese Worte den beiden anderen Freunden durch die Seele schnitten. Und wie sich Rosa so gänzlich entfärbte und die so mühsam errungene Fassung gänzlich wieder verlor. Umsonst suchte sie sich aufrecht zu erhalten, vergebens kämpfte sie gegen das entsetzliche Gefühl der Beengung an, welche ihre Brust zusammenschnürte. Sie sank in des Assessors Arme — er hielt seine Braut mit beiden Armen umfangen — aber er hielt eine Ohnmächtige.

Meyer und der Hauptmann sprangen ihm bei, auch die Bertlin trat wieder ein. Rosa wurde sehr bald in's Bewußtsein zurückgerufen. Aber sie fühlte sich schwach und bat, daß man sie sich selbst überlasse. Der Assessor und seine Freunde hielten dies ebenfalls für wünschenswerth.

Sie gingen gerne, denn es war ihnen peinlich zu Muthe. Acht Tage später, so bestimmte der Assessor, sollte die Verlobung sein — und er lud die Freunde dazu ein. Dann küßte er seine Braut innig und feierlich, drückte dem armen Meyer und dem Hauptmanne die Rechte und verließ zuerst das Haus. Die Andern folgten.

Eine Weile gingen sie stillschweigend neben einander, Meyer schüttelte unaufhörlich den Kopf und seufzte. Der Hauptmann stampfte mit den Füßen, und streckte die geballte Faust drohend gegen den Himmel empor. Meyer begleitete ihn in seine Wohnung. Hier packte der Hauptmann nicht unsanft den betrübten Meyer bei den Schultern und rief, ihn ingrimmig ansehend:

Was sagen Sie nun? —

Also doch der Assessor! — stieß Meyer schwer athmend hervor. Mehr vermochte er nicht zu sagen.

Nein, nicht also doch der Assessor, fuhr der Hauptmann fort, so wahr ich Jachmann heiße, und sollte ich einen Mord begehen, er bekommt das Mädchen nicht. Jetzt gleich geh' ich zu ihm hin und fordern ihn, und wer sich unterfangen will, mich daran zu hindern, ihm eine Kugel durch's Gehirn zu jagen, der kommt zuerst daran.

Sie sind immer gleich mit der Kugel da, lieber Hauptmann, versetzte Meyer, vergessen Sie nicht, daß Sie dieses Mal durch Beides ganz gewiß Ihre Ehre verletzen würden, denn wir haben uns gegenseitig das Ehrenwort gegeben, Rosas Wahl zu respektiren — und sie hat gewählt. —

Einen Teufel! platzte der Hauptmann heraus.

Und wenn er selbst das wäre, wir müßten uns dennoch fügen.

Wie ein Thier, das man zur Schlachtbank zerrt? — fuhr der Hauptmann auf. Ich will mich nicht zum Sklaven meines Wortes machen. Haben Sie nicht bemerkt, wie das Mädchen leichenbleich wurde, wie sie zusammenbrach, als der Assessor sie seine Braut nannte? Und geht daraus nicht unzweideutig hervor, daß sie sich unglücklich fühlt? — Halten Sie mich nicht ab, Meyer. Ich gehe jetzt zu ihm, wir schießen uns über ein Taschentuch.

Und der Hauptmann nahm eine Pistole, lud sie scharf, steckte sie ein und schien zu erwarten, daß ihm Meyer folge.

Der Versuch ist unnütz, der Assessor schießt sich nicht mit Ihnen, sagte Meyer.

Dann schieße ich.

Thorheit, lieber Hauptmann, Sie werden, Gott behüte, keinen Mord begehen.

Bleiben Sie in Gottes Namen hier, bis ich wieder komme, entgegnete der Hauptmann und verließ rasch das Zimmer.

Hauptmann! Hauptmann! rief Meyer und stürzte ihm nach, Sie werden unser Kind zehnmal unglücklicher machen, als es der Assessor vermag. Sie haben noch nicht einmal vollständige Gewißheit, ob Rosa sich wirklich so sehr unglücklich mit ihm fühlen wird. Nein, ich lasse Sie nicht fort, oder lassen Sie wenigstens die Pistole hier.

Und Meyer hatte des Hauptmanns Arm mit beiden Händen gepackt, dieser sah ihn finster und nachdenklich an.

Sie haben Recht, sagte er dann nach einer Weile, es würde sicher zum Aeußersten zwischen uns kommen, wenn ich es versuchen wollte, den Menschen jetzt, da ihm Rosa angehört, zur Entsagung zu bestimmen. Er hat es zuvor nicht gewollt und wird es heute gewiß nicht wollen. Sie haben Recht, sage ich, ich würde ihm ganz gewiß eine Kugel durch den Kopf jagen, denn daß er nicht schießen wird, steht fest. Gut. Ich werde mich also nicht mit ihm schlagen. Wollen Sie nun noch etwas von mir? —

Meyer sah den Hauptmann forschend an, seine Miene war noch immer äußerst finster und verkündete nichts Gutes.

Wollen Sie noch etwas von mir? fuhr der Hauptmann fort und reichte seinem Freunde die Rechte, welches so viel als — verlassen Sie mich nur getrost, zu bedeuten schien.

Sie wollen, daß ich gehe, sagte Meyer traurig. Sie haben etwas im Schilde, lieber Hauptmann —

Ich werde mich nicht mit ihm schlagen; sagte der Hauptmann, verlassen Sie sich darauf.

Und überhaupt nichts gegen den Assessor unternehmen? —

Gegen den Assessor? — Nein.

Sie sind ein Ehrenmann, lieber Hauptmann, entgegnete Meyer, ich scheide beruhigt von Ihnen. Sehen wir uns Morgen wieder?

Vielleicht.

Ich werde Sie Morgen Vormittag besuchen.

Ich mache vielleicht eine kleine Reise.

Eine Reise? — Wohin? —

Das will ich mir noch erst überlegen.

Wollen Sie mich mitnehmen? —

Nein.

Nein?

Ich will durch nichts an die unglückliche Geschichte erinnert werden, ich will sie mir ganz aus dem Kopfe schlagen. Ich will dem armen Stawinski nachreisen und mit ihm durch die Welt wandern.

Das wird doch keine kurze Reise.

Meinetwegen eine lange.

Wir müssen uns aber doch jedenfalls noch sehen, ehe Sie reisen. Ich hoffe doch, Sie werden nicht ohne Abschied von mir scheiden.

Ich komme zu Ihnen.

Gut. So leben Sie denn bis dahin wohl, mein lieber Hauptmaun.

Meyer fuhr jetzt nach Hause. Den ganzen Weg über dachte er über den Hauptmann nach. Er konnte den Gedanken nicht los werden, daß Jachmann über irgend einen Anschlag brütete, und doch war es ihm nicht möglich, daran zu glauben. Was sollte er beabsichtigen? — Mit dem Assessor sich nicht zu schlagen, hatte er ihm die bündigste Versicherung gegeben. Das war es also nicht. Wie? — sollte der Hauptmann den unglückseligen Entschluß eines Selbstmordes wieder aufgenommen haben? — Er beabsichtige eine Reise, sagte er, das klang sehr ominös. Meyer war wirklich sehr betrübt über diese ganze unglückliche Situation.

In seine Wohnung angelangt, warf sich Meyer abgespannt, verstimmt in seinen Lehnsessel. Er fühlte eine so betrübende Leere in und um sich, wie noch niemals in seinem Leben. Es war ihm zu Muthe, wie einem Manne, der so eben sein Theuerstes zu Grabe bestattet und nun zurückkehrt, vereinsamt, verzagt, in die verödete Wohnung, in welcher noch vor Kurzem ein geliebtes Wesen freundlich und zärtlich gewaltet hatte. Ja, es war so in der That. Seit vielen Jahren war Meyer daran gewöhnt, sich immer in der Umgebung seiner geliebten Rosa zu wähnen. Fast alle Gegenstände in seiner Wohnung standen in irgend einer Beziehung zu ihr, es war ihm stets so, als sehe er sie geistig um sich walten und schaffen, und jetzt! —

Und bin ich nicht immer noch ihr Vater? sagte eine Stimme in Meyers Brust. Aber diese Stimme selbst vermochte das Gefühl der Leere und der Traurigkeit nicht zu bannen.

Gegenüber am Fenster stand Madame Baldrian und begoß ihre Blumen, und dann gab sie ihrem buntgefiederten Vogel ein Stückchen Zucker und Bello stand neben ihr auf dem Fenstergesimse, verfolgte mit wacher Aufmerksamkeit alle ihre Bewegungen, und schien auf die Blumen

und auf den Vogel neidisch zu sein. Bello hatte wohl keine Ahnung davon, daß da drüben ein so viel höher stehendes Wesen mit eben so neidischen Blicken die sorgsame, treue, pflegende und zärtlich schaffende Hand verfolgte. Wie hatte sich die Zeit verändert! — Einst wohl dachte Meyer mit Abscheu und Entsetzen an Fräulein Hummel, und kein Gedanke konnte ihm fürchterlicher sein, als der Gedanke einer Verlobung mit ihr. Und jetzt beneidete er den Vogel, die Blumen, den Hund, den Mann, welche durch diese verabscheute Frau, durch diese so geringgeschätzte Liebe und Zärtlichkeit beglückt wurden! —

Das Herz wollte ihm zersprengen. Wie freundlich glänzte Baldrians Vollmondsgesicht, als er jetzt hinter sein Weib trat, und ihr verstohlen die Wangen kniff, und sich dann schnell duckte, was ihm bei seiner noch immer sehr respectablen Dicke gewiß nicht leicht wurde, um sie glauben zu machen, Bello habe sie geliebkost. So lebten sie und neckten sich wie ein blutjunges Pärchen. Sie war so glücklich, das ehemalige Fräulein Hummel, und er so herzensfroh, der ehemalige Gatte des seligen Pinchens, glücklich mit einer alten Jungfer, vor der er, der jetzt so Vereinsamte, wie vor dem größten Uebel geflohen war. Ja, so viele glückliche Wesen in dem einen engen Raume drüben zusammen, Mann und Weib, und Magd und Hund, Vogel und Blumen und all die spiegelblanken Möbel, welche die Baldrian mit eigener Hand täglich polirte, und Baldrians gestickter Lehnstuhl, dessen Polster sie eigenhändig abstäubte. Wie viele Wesen und Dinge da drüben so glücklich waren, wo früher Unfriede und Unbehaglichkeit geherrscht. Unfriede und Mißmuth war jetzt hinübergewandert in Meyers sonst so freundliche Räume. Das Herz wollte ihm brechen.

Er ging hinüber in sein Cabinet und setzte sich seinem Papagei gegenüber, der sich in das Gitter seines Gefängnisses verbiß und seinen Herrn trübselig ansah. Aber plötzlich schwang er sich in seinen Ring, schüttelte sein Gefieder und rief mit lauter und deutlicher Stimme:

Gott grüß Dich, Rosa! —

Aber selbst dieser Ruf vermochte den Trauernden nicht, wie sonst, zu elektrisiren. Er sah starr und betrübt den Vogel an und seufzte leise vor sich hin:

Armes Kind!

Na, das ist ein merkwürdiger Achtzehnter, brummte Jakob, welcher jetzt eben seinen Herrn durch's Schlüsselloch beobachtete. So ein rothes Kalenderkreuz ist noch nicht dagewesen. Mein Herr ist ganz Melancholie

und ich kann wohl sagen, daß mein Trost ihm sehr Bedürfniß sein wird. Trösten wir ihn also.

Mit diesen Worten öffnete Jakob die Thüre und trat leise vor seinen Herrn hin.

Was willst Du, Jakob? fragte Meyer.

Ich wollte eigentlich nur fragen, versetzte Jakob, ob Sie nichts von mir wollen.

Ich wüßte nicht, Jakob.

Nun, dann wollte ich Sie bloß bitten, Herr Meyer, ob Sie nicht eine Geschichte von mir hören wollen, welche meine selige Großmutter, die fast so alt wie Ihre geworden ist, und gewiß viele Enkel erlebt haben würde, wenn ihre Kinder nicht vor der Verheirathung gestorben wären, mit Ausnahme meiner Mutter selig, welche aber auch davon ging, nachdem sie die Welt mit meiner Wenigkeit geschmückt hatte. —

Du vergissest den Vordersatz, Jakob, Du vergissest den Vordersatz; erinnerte Meyer.

Behüte, versetzte Jakob, ich bin eben dabei, wieder daran anzuknüpfen, daß nämlich meine selige Großmutter eine Geschichte erzählt hat, wollt' ich sagen, als ich einmal aus Verzweiflung in's Wasser springen wollte, die wirklich ein Jeder, der nur einigermaßen verzweifelt ist, oder in der Lage ist, es werden zu können, anhören sollte.

Meyer sah seinen Bedienten an und sagte nichts.

Na, ich will schleunigst zur Sache schreiten, fuhr Jakob fort, aber die Geschichte ist gewichtig, kann ich wohl sagen. Meine Großmutter hatte sie von einem steinalten Prediger gehört. Der hatte nämlich einen Sohn gehabt, aber eine Frau hatte er nicht, denn sie hatte sich nämlich nach der Trauung besonnen, und war wieder davon gegangen. Wohin, weiß kein Mensch. Und darüber wurde der Prediger, der diese Frau — was sehr Unrecht von ihm war, kann ich wohl sagen — sehr liebte, bis auf's Herzinnerste betrübt und so tiefsinnig, daß die Lämmer — er hatte nämlich eine große Heerde, denn er war Landprediger — ihm über den Kopf hinwegspringen konnten, und er hätte es doch nicht gemerkt. Und so saß er auch eines Tages — er saß nämlich den ganzen Tag, gerade so wie Sie jetzt, in seinem Lehnsessel und grübelte — und als er von ungefähr aufblickte, stand ein kleines rothwangiges Mägdelein vor ihm, von vier Jahren ungefähr und in ihrem Händchen hatte sie ein Körbchen mit Blumen und die schüttete sie über den armen Mann aus und da fiel ihm ein Brieschen auf den Schooß, das er öffnete und mit ungeheurer

Neubegierde las. Ja, da standen gewiß schöne Sachen darin. Aber was darin stand, erfuhr kein Mensch, und es würde auch kein Mensch erfahren haben, wenn nicht — Na, das kommt aber zuletzt. Genug, das Mägdelein blieb bei dem tiefsinnigen Prediger, und von der Zeit ab wurde er wieder umgänglicher, freundlicher und lebenslustiger, wurde aber niemals anders gesehen, als mit dem kleinen Kinde, das blaue Auge und blonde Locken hatte und hübsch war wie eine kleine Prinzessin. Meine Großmutter selig — und die verstand sich darauf — war ganz entzückt von ihr, d. h. nach der Beschreibung, die der Prediger von ihr machte. Und dieser Prediger war ein Freund von jenem melancholischen Prediger. Na, also, so ging es viele Jahre. Aus dem Kinde wurde — wie es der Weltlauf mit sich bringt — eine Jungfrau und da hieß es eines schönen Morgens weit und breit mehr als drittehalb Meilen in der Runde, der Prediger würde sie heirathen. Na, da hätten Sie sehen sollen die zornigen, funkelnden Augen des jungen Robert Kilian. Das war nämlich der Sohn des steinreichen Amtmanns im nächsten Dorfe, eine Stunde vom Dorfe des Predigers entfernt. Der war nämlich schon längst verliebt in sie — und wie verliebt! — Der also sattelt sein Pferd und hin zum Prediger. Fragt den kurz und bündig: Herr Prediger, ist es wahr, daß Sie Ihr Töchterchen — so hieß das Mädchen nämlich weit und breit — heirathen wollen? Ja, sagte er. Und Sie, mein holdes Fräulein, ist es wahr, daß Sie Ihren Vater heirathen wollen? frägt er nun diese. Ja, sagte sie. Und da setzte sich der Amtmannssohn wieder auf's Pferd und reitet und reitet immer gerade aus und was ihm auch in den Weg kommen mochte, unbehindert immer gerade aus, über Hecken und Gräben, über Zäunen und Gott weiß über die Dächer hinweg bis in einen kleinen, aber tiefen See hinein. Und da ist er nimmer wieder hinausgekommen, weder Roß noch Reiter.

Und das Mädchen? fragte Meyer, den diese Geschichte mehr interessirte als Jakob ahnete.

Nun aber kommt die Nutzanwendung, fuhr Jakob fort, daß nämlich die Verzweiflung oft sehr voreilig ist, und daß, wenn sie oftmals sich ein wenig besinnen wollte, sie gerade Zeit genug gewinnen würde, um sehr irre an ihrem Dasein zu werden, kann ich wohl sagen. Ich bin meiner seligen Großmutter sehr dankbar für diese Geschichte, denn ich habe in meinem Leben noch niemals mich von der Verzweiflung mit ihren scharfen Zangenfingern packen lassen, und werde mich auch nie lassen. Das steht fest wie's Firmament, und sollte mir auch noch so tragisch zu Muthe sein.

Denn der Amtmannssohn nämlich hätte, wenn er nur gewollt hätte, noch heute leben können, denn der Prediger erhielt am selben Tage, kaum daß der Amtmannssohn fort war einen Brief, den mußte eine Dame geschrieben haben, denn es sah so kritzlich aus, und richtig, er war von seiner Frau, die ihm gleich nach der Trauung davon gelaufen war. Und die schrieb ihm, daß das Kind, welches vor so und so vielen Jahren mit einem Blumenkorbe zu ihm gekommen, ihr Tochter sei, welche sie ein Jahr vor ihrer Trauung mit ihm heimlich geboren, und daß sie — ihn sterbend um Verzeihung bitte, für alles Böse, das sie ihm zugefügt, und ihn herzlich danke, für alles Gute, das er dem Kinde bewiesen und gewiß noch fernerhin beweisen würde. O, weh! — Das war ein schlimmes Fernerhin. Denn am selben Tag starb der Prediger am Schlage, oder vielleicht auch am Kummer, so munkelte man. Was nämlich dunkel blieb. Und wenn der Amtmannssohn nun nicht an Verzweiflung umgekommen wäre, hätte er das hübsche Mädchen heirathen können. Denn sie liebte ihn wirklich ungeheuerlich, und blieb, als sie seinen Tod erfuhr, von dem Augenblick an unbeweglich wie Frau Loth, als sie sich nach Sodom und Gemorha umguckte. Es war alle mit ihr! —

Todt? fragte Meyer, welchen unwillkührlich ein Zittern befiel.

Wirklich todt. Sie hat niemals wieder das schöne herzbestrickende Auge geöffnet. Und die Erben fanden später auch den ersten Brief noch aufbewahrt im Sekretär des Predigers und darin stand:

Erbarmen Sie sich meines armen Kindes, und weiter gar nichts. Es war aber viel hineinzulegen und es lag auch wirklich viel darin, kann ich wohl sagen.

Jakob, sagte Meyer, von Allem übrigen abgesehen, hast Du mit Deiner Nutzanwendung so Unrecht nicht. Ich glaube auch, daß die Verzweiflung in hundert Fällen wenigstens neunzig Mal die Folge einer unzeitigen Entmuthigung ist, und daß ein unbedingtes Vertrauen auf Gottes Leitung aller Dinge sehr viel Unglück und sehr viel Trübsal verhindern würde. Es werden sehr viele Menschen unglücklich, welche vielleicht sonst alle Bedingungen zum Glücke in sich tragen.

Sehr wahr, kann ich wohl sagen, bestätigte Jakob, und diese Menschen würden vielleicht nicht untergehen, wenn sie nicht allen wohlgemeinten Tröstungen ihr Ohr verschlossen hätten. Und oft kann der geringste Mensch den höchsten aufrichten und vor Trübsal retten. Ich bin nur ein Bedienter, Herr Meyer, aber ich kann wohl sagen, daß ich in meinem Leben schon sehr viele Menschen getröstet habe, namentlich das schwache

Geschlecht, was mir immer sehr nahe geht, wenn ich es in Unglück und Verzweiflung sehe.

Ich muß Dir allerdings das Zeugniß geben, Jakob, daß Du ein theilnehmendes Herz hast, sagte Meyer.

Sehr theilnehmend, kann ich wohl sagen, entgegnete Jakob. Baldrians Hanne drüben hat mir das auch schon öfters gesagt, und sie scheint mich wirklich aufrichtig zu lieben. Denn sie hat mir geradezu erklärt, wenn ihre Tante, die alte Pottheimer sterben würde, — dann bekommt sie nämlich vierhundert Thaler auf einem Brett als Erbschaft ausbezahlt — keinen Anderen als mich heirathen zu wollen — und ich habe ihr auch gesagt, daß ich ihr diesen Willen herzlich gern lassen würde. Denn sie ist ein braves Mädchen, diese Hanne, kann ich wohl sagen. Ihres Gleichen ist hier in der ganzen Straße nicht. Keine Fensterscheiben sind blanker, keine Treppen reiner, bei keinem Hause funkeln und blitzen die Messingknöpfe an der Thüre so sehr, als bei den Baldrians. Ja, sie ist ein ausgezeichnetes Mädchen, und ich habe wirklich einsehen gelernt, wie sehr ich sie eine Zeit lang verkannt habe.

Da magst Du nicht Unrecht haben, versetzte Meyer mit einem sehr melancholischen Gesichte, so wie ich ihr Thun und Treiben beobachtet habe, ist sie in der That ein tüchtiges Mädchen und auch treu und anhänglich. —

Sehr, fiel Jakob ein, sie würde sich für ihre Herrin todtschlagen lassen, hat sie mir noch neulich erklärt, und das würde sie auch für mich thun, davon bin ich überzeugt, obwohl ich wünsche, daß sie lieber für mich *leben*, als *sterben* möge.

Meyer gab seinem Diener Beifall und es wurde noch manches über dieses Thema hin und her debattirt. Jakob rechnete genau aus, was sie Alles mit den vierhundert Thalern beginnen wollten. Er hatte es mit Hannen schon genau überlegt und Meyer war gutherzig genug, das lange Register der anzuschaffenden Gegenstände anzuhören. Uebrigens hatte Jakob sich allerdings das Verdienst zuzuschreiben, seinen Herrn für eine — wenn auch kurze Zeit, seinen trüben Gedanken entrissen zu haben. Es war schon spät am Abende, als Jakob seinen Herrn verließ, um sich zu Bette zu begeben, aber Meyer saß noch wach in seinem Lehnstuhle bis um Mitternacht.

Ja, sein Vertrauen auf Gottes Leitung aller Dinge stand bei ihm unerschütterlich fest und seine unglückliche Tochter nochmals dem Schutze des Himmels inbrünstig empfehlend, schloß er endlich das müde Auge.

Siebentes Kapitel.

Sie ist fort!

Am andern Morgen, in aller Frühe, schickte Meyer seinen Bedienten zur Madame Bertlin hin, um Erkundigungen über Rosas Befinden einzuziehen. Zugleich sollte er zum Hauptmanne gehen, um auch bei diesem eine Bestellung zu machen. Die Hauptsache war, daß Meyer wissen wollte, ob er sich einigermaßen wieder beruhigt hatte. Jakob brachte die tröstliche Nachricht heim, daß sich Fräulein Rosa von ihrer Unpäßlichkeit ganz und gar erholt habe, und daß der Hauptmann sehr fidel sei und somit war seinem Herrn ein Stein vom Herzen gefallen. Am Nachmittage machte Meyer persönlich seine Aufwartung bei dem Hauptmanne, und überzeugte sich nun selbst, daß der Hitzkopf wieder völlig abgekühlt war und den Assessor in dem unbestrittenen Besitz seines Siegespreises belassen zu wollen schien. Sonderbar schien es dem guten Meyer jedoch, daß der Hauptmann jedes Eingehen auf den gestrigen Tag und sein Ergebniß sorgfältig vermied. Er ist vorüber, sagte er, schweigen wir davon.

Sie reisen also noch nicht? fragte Meyer, als er gehen wollte.

Ich bin wenigstens noch nicht ganz entschlossen wann.

Sie werden also doch hier bleiben, bis — Rosa förmlich verlobt ist.

Hm — sagte der Hauptmann — das kann wohl sein.

Jedenfalls lassen Sie es mich wissen, ehe sie reisen.

Sie sollen es schon erfahren.

Nun denn, leben sie wohl, mein lieber Hauptmann.

Es vergingen sechs Tage, für Meyer — trotzdem, daß er sich männlich zusammen nahm — sehr düstere, trübe Tage. Er wünschte, nur erst über die Verlobungsceremonien, welche der Assessor sehr förmlich zu machen beabsichtigte, hinweg zu sein. Dann war auch er fest entschlossen nach Paris zu reisen und dort den Winter zu verleben. Die Vorbereitungen zur Reise hatten das Gute, den armen Dulder wenigstens auf Momente zu zerstreuen. Er litt mehr, als er sich selbst und dem Hauptmann eingestehen wollte.

Den Hauptmann hatte Meyer seit einigen Tagen nicht gesehen, und die Furcht vor irgend einem Attentate des Brausekopfes gänzlich abgelegt.

Am Morgen des Verlobungstages, da Meyer eben beschäftigt war, sich anzukleiden, trat der Assessor zu ihm in's Zimmer. Meyer erschrak als er ihn sah. So war ihm dieser Mann noch niemals vorgekommen. Er war bleich wie der Tod. Seine Lippen waren zusammengekniffen, als wollte er sie niemals wieder öffnen. Seine Augen blitzten Funken, und seine Stirn war in drohende Falten zusammengezogen. Ohne den erstaunten Meyer zu begrüßen, faßte er dessen Arm und ächzte mit heiserer Stimme, die Meyern bis in's innerste Mark erbeben machte:

Verschwörer, wohin habt Ihr sie gebracht? —

Mein Gott — wen? fragte Meyer.

Elender, weg mit der Maske! rief der Assessor, wie im Wahnsinne. Stellen Sie sich nicht unwissend, Sie sind mit ihm im Complott. — Wohin, wohin ist sie gebracht worden? —

Straf' mich Gott, mein lieber Assessor, rief Meyer entsetzt, wenn ich ein Wort von dem begreife, was Sie da sagen. Was ist passirt? Um Gotteswillen — reden Sie, ich verliere sonst mit Ihnen den Verstand.

Der Assessor sah seinen Freund noch einmal durchbohrend an, dann sagte er mit leiser, tonloser Stimme: er hat sie mir entführt! —

Mein Gott — Rosa — rief Meyer, und die Worte erstarben ihm auf der Lippe.

Der Hauptmann ist fort mit ihr! —

Der Hauptmann ist fort mit ihr! wiederholte Meyer dumpf, faltete die Hände und stand dann sprachlos mit gesenktem Haupte da.

Und Rosa ist ihm gefolgt, fuhr der Assessor fort, und seine Lippe zuckte, freiwillig gefolgt — sie hat mich verrathen! —

Entsetzlich! rief Meyer, unglaublich, lieber Assessor!

Diesen Morgen schickte Madame Bertlin zu mir, ich möchte sie schleunigst besuchen. Ich machte mich sofort auf. Madame Bertlin hatte gestern gegen Abend auf einige Stunden ihre Wohnung verlassen, als sie zurückkehrte, fand sie Rosa nicht. Im Hause wußte man nicht wohin sie gegangen. Der Hauptmann hatte sie abgeholt, sie war ihm ohne Widerspruch gefolgt. Nicht ein Briefchen hat sie zurückgelassen. Die Sache war längst abgekartet zwischen ihnen. Der Hauptmann hat sie entführt und sie hat sich willig entführen lassen!

Der Assessor sank auf's Sopha und bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen, Meyer stand noch immer da, wie erstarrt. Vergebens rang er nach Worten, er wußte nicht, was er zu diesem ungeahnten Ereignisse sagen sollte.

Und Sie wissen wirklich nichts von Allem? fragte der Assessor nach einer Weile. Sie haben keine Vermuthung, wohin sie geflüchtet?

So wahr mir Gott helfe, lieber Assessor, ich weiß von Allem nichts, Sie sehen wie ich erschüttert bin.

Wenn sie einen solchen Abscheu vor mir, eine solche Zuneigung zu dem Hauptmanne hatte, fuhr Brandon fort, warum hat sie es mir nicht offen gestanden? Warum hat sie sich mir nicht entdeckt, da es noch Zeit war? — Wäre ich der Mann gewesen, sie zur Verzweiflung zu bringen? — Hätte es ein Opfer kosten sollen, ich hätte mich selbst mit Freuden für sie geopfert. — Aber so schmählich an mir zu handeln! —

Mein lieber Assessor, sagte Meyer, wir dürfen die Hände nicht in den Schooß legen. Es muß etwas Außerordentliches geschehen sein. Ich kenne unser Kind, ja, ihr Herz, ihre Seele, ihr ganzes himmlisches, reines Gemüth liegt offen vor mir da. Rosa ist einer solchen That nicht fähig. Nein, ihr aufopferungsfähiges Herz hätte das Aeußerste über sich vermocht, nur nicht eine solche That. Verdammen Sie sie nicht, lieber guter Assessor, ich bitte Sie um Himmelswillen, urtheilen Sie nicht zu vorschnell, denn so wahr ich an einen Himmel, an eine Zukunft da oben glaube, Rosa ist keiner solchen That fähig, und es wird sich erweisen, ehe die Sonne wieder sinkt.

Es steht fest, unerschütterlich fest bei mir, entgegnete der Assessor dumpf, Rosa haßt mich, sie hat es dem Hauptmann entdeckt und ihn aufgefordert, sie vor mir zu verbergen.

Sie sind ungerecht in Ihrem Kummer, lieber Freund, versetzte Meyer, Sie sagen, was Sie selbst nicht glauben, niemals glauben dürfen. Es ist möglich, daß der Hauptmann sie entführt hat, ihm traue ich es zu, sein heftiger, aufbrausender, jähzorniger Charakter mag einer solchen Handlung fähig sein. Aber dann hat er dem Mädchen etwas vorgespiegelt, und sie hat ihm Glauben und Vertrauen geschenkt, wie sie Jedem von uns sich unbedingt anvertrauen würde.

Vorgespiegelt, sagte der Assessor — und sie ist von gestern bis heute fortgeblieben, und sie hat es vergessen, daß am heutigen Tage unsere Verlobung sein sollte! —

Sie hat es nicht vergessen, und sie wird heute wiederkehren, sagte Meyer.

Der Assessor schüttelte das Haupt, er erhob sich, sah seinen Freund eine lange, lange Weile fest und unverwandt an. Dann ergriff er seine Hand, drückte sie stumm und fest und ging.

Mein lieber Assessor, wohin wollen Sie? rief Meyer tiefbewegt, indem er dessen Hand wieder ergriff, nehmen Sie mich mit, ich bitte Sie darum. Was Sie zu thun gedenken, lassen Sie es uns vereint thun. Wollen Sie die Stadt durchforschen, ich gehe mit Ihnen. — Wollen Sie, wo nur irgend möglich, Erkundigungen über ihren Verbleib einziehen, ich folge Ihnen. Sei es wohin es wolle, ich werde vor Nichts zurückschrecken, ich werde bei Ihnen bleiben und mit Ihnen ausharren, wie Ihr treuer und aufrichtiger Freund.

Ich werde sie nicht suchen! sagte der Assessor mit eisiger Ruhe, die gegen seine frühere Bewegung entsetzlich abstach.

Und was wollen Sie sonst thun? fragte Meyer mit gepreßter Brust.

Die Welt vergessen! —

Und mit diesen Worten ging Brandon. Sein Wesen war so fest, so bestimmt und entschieden, daß Meyer ihm nicht zu folgen wagte.

Als aber der Assessor fort war, da brach Meyer zusammen, und seinen Augen entquollen heiße Zähren. So saß er eine halbe Stunde da. Dann endlich ermannte er sich, befahl seinem Diener sofort einen Wagen auf einige Tage zu miethen, und dafür zu sorgen, daß er ihm schleunigst zur Verfügung gestellt würde, dann fuhr er in einer Droschke bei Madame Bertlin vor.

Die Dame trat ihm mit verweinten Augen entgegen. Meyer zog die genauesten Erkundigungen ein. Der Hauptmann war am Abende zuvor um fünf Uhr erschienen und hat mit Rosa eine halbe Stunde später zu Fuß das Haus verlassen. Sie hatten nirgends eine Spur, auf der man ihnen hätte nachforschen können, zurückgelassen. —

Aber Meyer konnte dennoch unmöglich die Hände in den Schooß legen, er fuhr mit seinem Diener aus allen Thoren hinaus und fragte bei allen Thorbeamten nach dem Hauptmanne und seiner jugendlichen Begleiterin. Er fuhr in den nächsten Dörfern umher, forschte auf's Emsigste bei den Gastwirthen, aber der Tag verging, ohne daß seine Mühe nur durch einen Schein von Hoffnung, irgend eine Spur zu erhaschen, belohnt worden wäre.

So verging ein Tag nach dem andern, so verfloß eine ganze Woche, dem armen Meyer entsank der Muth. An den ersten drei Tagen war er jeden Abend nach der Stadt zurückgekehrt, hoffend, Rosa würde zurückgekehrt sein. Er fand sie nicht. An drei Abenden hatte er den Assessor besucht, ihm Trost und Hoffnung einzuflößen, aber Brandon sagte ihm jedesmal:

Ich habe die Welt vergessen! — Und er schien so ruhig und gefaßt, daß Meyer über diesen merkwürdigen, seltsamen Charakter nicht genug erstaunen konnte. —

Die letzten Tage der Woche kehrte Meyer nicht nach der Stadt zurück, sondern fuhr bedeutende Strecken mit der Eisenbahn in's Land hinein, aber Rosa war und blieb verschwunden.

Aber trotz Allem zweifelte Meyer an Rosas vollkommener Unschuld nicht einen Augenblick. Er glaubte unerschütterlich fest an ihre Tugend, ja, in diesem Vertrauen auf den Hauptmann erschien ihm das Mädchen in ihrer ganzen Erhabenheit und Reinheit.

Würde sie ihm nicht vertrauen, sagte Meyer, sie wäre schon längst wieder zurück.

Es war am nächsten Sonntage, als Meyer durch die Straßen Berlins fuhr, um abermals mit der Eisenbahn eine Reise zu machen. Er wollte diesmal nach Hamburg. — Da hörte er plötzlich ein lautes Halt hinter sich. Meyers Kutscher hielt die Pferde an, Meyer blickte sich um, und sein Auge erheiterte sich, der junge Stawinski stand an seinem Wagenschlage. In einem Nu saß er neben dem freudig überraschten Meyer.

Von woher? fragte Meyer mit pochendem Herzen.

Mich sendet Rosa! versetzte Stawinski.

Rosa? —

Mehr vermochte Meyer nicht zu sagen, er sank in den Wagen zurück und bedurfte einiger Minuten — um sich zu fassen.

Sie sendet mich zu Ihnen und dem Assessor, fuhr Stawinski nach einer Weile fort, indem er Meyers Hand in der seinen preßte.

Ja, zu dem Assessor! sagte Meyer, kurz athmend. Der arme Mann hat sehr gelitten.

O, gewiß; versetzte Stawinski.

Und wo ist der Hauptmann? fragte Meyer.

Bei ihr.

Weit von hier? —

In Wien.

Schon acht Tage lang reise und fahre ich herum, um sie aufzufinden.

Wir haben uns das Alles gedacht, ich bin Tag und Nacht gereist, um hierher zu kommen. —

Der Wagen hielt, denn des Assessors Wohnung war nicht weit von der Stelle entfernt, wo Meyer und Stawinski sich begegnet. Der Assessor

saß an seinem Schreibtische und schrieb. Er hatte sich in den wenigen Tagen ungemein verändert. Seine Gestalt war gebeugt, sein Auge hohl und glanzlos, er war wie ein Greis geworden.

Meyer trat allein zu ihm in's Zimmer.

Mein lieber Assessor, sagte Meyer, Gott sei gelobt, ich bringe gute Nachricht — von unserm Kinde.

Ich habe es verloren, versetzte der Assessor mit dumpfer Stimme.

Nein, nein, rief Meyer, sie haben sie nicht verloren, es ist Jemand da, der uns Zeugniß geben wird von ihrer Unschuld.

Und Meyer erhob sich, öffnete die Thür und Stawinski trat ein.

Brandon blickte auf.

Jetzt erzählen Sie uns, mein lieber Freund, sagte Meyer, ich habe Sie noch um nichts befragt, erklären Sie uns, was uns Beiden noch ein Räthsel ist, warum ist Rosa fortgegangen?

Ich will kurz sein, entgegnete der junge Mann. Unterwegs kann ich mich weiter auslassen. Als ich Berlin verließ, um in die weite Welt zu ziehen, da traf ich in einem österreichischen Dorfe mit zwei seltsamen Leuten zusammen. Sie waren auf der Wanderung nach Berlin begriffen, waren alt, und wie es schien, arm und entblößt von Allem. Ich schloß mich ihnen an und erfuhr dann eine merkwürdige Geschichte. In den Steppen Afrikas hatten sich diese beiden Leute getroffen oder vielmehr gefunden. Denn der Eine hatte den Andern gesucht, einen Gatten, der sein Weib verlassen, einen Vater, der sein Kind verlassen, hatte ihn in allen Ecken der Welt seit fast acht Jahren aufgesucht und gefunden. Er hatte sich vorgenommen, ihn zu strafen, aber als er den alten ergrauten leidenden Mann, tiefgebeugt und verkümmert sah, da wurde er von Mitleid bewegt, und hielt treu und fest zu ihm, pflegte ihn in seiner Krankheit und ging nicht mehr von seiner Seite. Viele Gefahren bestand er seinetwegen auf dem Wege in die alte Heimath, um ihn wieder in die Arme seines Kindes zu führen. Und das und noch mehr erfuhr ich und verließ die beiden Männer nicht, denn wir wurden bald vertraut und befreundet mit einander und machten unsern Weg zusammen, um am achtzehnten October mitsammen in Berlin zu sein. Aber in Wien erkrankte der Eine von den beiden Freunden und da seine Krankheit bedenklich wurde, schrieb ich an den Hauptmann, und bat ihn, Ihnen meinen Brief mitzutheilen, erwartend, daß Rosa und Sie alle drei zu uns nach Wien kommen würden.

Nach Wien? Rosa und wir alle drei? rief Meyer. — Ach, mein

lieber Stawinski, es ist eine seltsame, merkwürdige Geschichte und ich glaube das Richtige zu ahnen. — Sie hatten Rosas unglücklichen Vater gefunden, und sein Freund — ist Meinhold.

Meinhold und Werner; versetzte Stawinski bewegt — Sie haben es errathen.

Und der Hauptmann verschwieg es uns! rief Meyer.

Ja, er hatte Böses im Schilde, fuhr Stawinski fort, er hat es mir gebeichtet. Er wollte dem Assessor wirklich seine Braut entführen, und er hatte Alles zur Ausführung vorbereitet, als er meinen Brief empfing. Dies bewog ihn, seinen Plan aufzugeben, aber er faßte einen andern — und er entführte sie gewissermaßen Ihnen, indem er Ihnen keine Mittheilung hinterließ, während er Rosa'n sagte, daß er bereits an Sie und Madame Bertlin geschrieben und Briefe für Sie zurückgelassen habe. Es ging Alles so eilig, und ich hatte die Abreise allerdings dringlich gemacht, denn Eile that noth. Rosa fand ihren Vater auf dem Sterbebette, aber er war noch glücklich genug, in ihren Armen den letzten Athemzug aushauchen zu können.

Nun erst theilte mir der tiefergriffene Hauptmann mit, daß Sie von nichts wüßten, und ich beeilte mich, hierher zu kommen, und Sie zum Begräbnisse Werners abzuholen, damit Rosa niemals erfahre, welchen Verrath der Hauptmann an ihr und seinen Freunden begehen wollte.

Mit Grabesschweigen hatten Meyer und der Assessor Stawinskis Erzählung angehört und Meyer rief am Schlusse derselben triumphirend aus:

O, ich wußte es wohl, niemals hätte Rosa eine solche Handlung begehen können. —

Der Assessor sagte nichts. Er trat an seinen Schreibtisch und nahm ein Packet, welches er versiegelte. Dann sagte er, indem er es dem jungen Stawinski überreichte:

Ich kann nicht mitreisen, höchst wichtige Obliegenheiten halten mich zurück. Bringen Sie unserer theuren Rosa meinen besten Gruß — und diese Briefe hier. Und jetzt beeilen Sie sich — Sie haben nicht viel Zeit mehr zu verlieren, der zweite Zug geht in einer Stunde ab.

Mit diesen Worten geleitete er Beide aus seinem Zimmer. Meyer sah ihn bewegt und forschend an, dann drückte er ihm die Hand. Es war als wenn er von dem Assessor Abschied nehme auf immer. — Eine Stunde später befanden sich Meyer und Stawinski auf dem Wege nach Wien. —

Achtes Kapitel.

Entsagung.

Es war ein kalter, frostiger Herbstabend. Unbarmherzig schüttelte der Wind die letzten Blätter von den Bäumen und trieb sie im muthwilligen, höhnenden Spiele vor sich her. Unsichtbare Geister woben das riesige Leichentuch des Winters, der Himmel blickte durch Thränen, die Fluren mußten ihren letzten Schmuck hergeben, der eisige Hauch des annähernden Todes goß Düsterkeit und Trübsinn ringsum über die Natur aus.

In einem Dorfe, zwei Stunden unfern von Wien, wo eben die Eisenbahn feuersprühend heranschnaubte, saß ein Mädchen und ein Mann neben einem Sarge. Ein merkwürdiger Contrast. Ein Mädchen, hold und schön, wie eine eben aufgeblühete Rose, und ein Greis, mit silberhaarigem Haupte, tiefe Furchen der Sorgen, des Kummers und herber Seelenkämpfe im edel geformten Antlitze, hatten sich die Hände gereicht bei einem Sarge, in welchem eine Hand voll Staub, einst Mensch genannt, von allen Chimären, Täuschungen, Thorheiten und Leidenschaften des Lebens ausruhete.

Der Greis sah das Mädchen mit einem Ausdrucke voll Innigkeit und Zärtlichkeit an und seufzte, indem er ein über das andere Mal sagte: Wehe dem, der treue Liebe verschmäht! —

Väterchen, sagte Rosa dann, grämen Sie sich nicht.

Nein, versetzte der Greis, ich gräme mich nicht mehr, mein Kind, ich habe gefehlt, gelitten und gesühnt. Ich habe gefehlt aus Mißverstand und habe gebüßt mit dem vollen Bewußtsein dessen, was ich muthwillig von mir gestoßen. Ich habe mehr als ich gehofft erreicht. Mein Leid konnte größer sein. Ich verließ Dich, eine unmündige Waise, um eine thörichte Rache zu vollziehen. Viel fehlte nicht, Du wärest dem Elende, dem ich Dich kaum entrissen, wieder zur Beute geworden. Ein feindliches, und jetzt könnte ich fast sagen, ein freundliches Geschick trieb mich immer weiter, umsonst versuchte ich wieder heimzukehren, um meine Pflicht an Dir zu erfüllen, wie ich es Deiner unglücklichen Mutter verheißen.

Ich wurde durch die seltsamsten Begebnisse stets daran verhindert. Gott segne meine Freunde, sie haben mich besser und edler geehrt, als ich es verdiente.

Ja, Gott segne sie! sagte Rosa und blickte mit verklärtem Antlitze auf den seltsam bewegten Greis.

Wie sie an Dir gehandelt haben! fuhr dieser fort, indem er mit den Locken des Mädchens spielte. O, wie könnte ich je verlangen, Theil an Deinem Herzen, an Deiner Liebe zu haben! —

Sie lebten stets in meinem Angedenken, sagte Rosa, es war mir stets, als müßte ich Sie noch einmal wieder sehen, ich habe niemals aufgehört, Sie zu achten und zu lieben.

O, ich glaube Dir, mein Töchterchen, ich war in der Ferne stets bei meinen Freunden, ich wußte, daß sie mein Angedenken in Ehren halten würden, und daß ich zu ihnen gehörte im Tode wie im Leben. Aber ich habe dennoch Alles viel besser, viel schöner gefunden, als ich je hoffen durfte, und es wird noch schöner werden, nicht wahr Rosa? — Noch viel schöner wird es werden! —

Rosa sah den Alten fragend an. Sie verstand ihn nicht.

Nicht wahr, Rosa — Du liebst ihn? — O, erröthe nicht, mein Töchterchen, es ist ein so wunderschönes Ding die Liebe, nicht um Alles in der Welt, möcht' ich sie jemals wieder verachten. Nein, schlage nicht Dein Madonnenauge so schüchtern und traurig nieder. Denn Du wirst geliebt, mein Töchterchen, ich weiß es. Ich bin ungeheuer hell und scharfsehend in diesen Dingen geworden. Ja, ich weiß es, daß Du geliebt wirst — und es ist ein gutes, ein braves, ächtes, deutsches Herz — das Du Dir nicht entfremden wirst, mein Töchterchen. —

Rosa legte die Hand auf's Herz und schüttelte das Haupt.

Ach — bist auch ein kleiner Eigensinn, mein Töchterchen, fuhr der Greis fort, aber Du wirst Deinem alten, verwitterten Freunde hören, der Dich am Grabe Deines Vaters, seines Freundes, beschwört, weise treue Liebe nicht von Dir — wenn Dein Herz noch Dir gehört.

Rosa blickte durch Thränen wehmüthig zu dem Greise auf.

Was hast Du auf dem Herzen, mein Töchterchen, fuhr dieser fort. Ich sehe es Dir an, es drückt Dich etwas. Rosa wirst Du mir nicht vertrauen? O, ich weiß wohl, ich bin Dir noch ein neuer Freund, ich stehe Deinem Herzen fern, wenn Du es auch nicht eingestehen willst — aber Du bist mir weder neu und fremd, und Dein Kummer drückt mich, mein Kind.

Vater, sagte Rosa — ich bin verlobt, ich bin Braut. —

Du bist verlobt? Bist Braut? I, das habe ich allerdings nicht geglaubt. Und wer ist Dein Bräutigam, mein Kind?

Der Assessor.

Der Greis fuhr zusammen und sah das Mädchen mit einem Blicke der Ueberraschung an. Rosa, sagte er, ihr Kinn anfassend und ihr forschend in's Auge schauend, ich habe wohl nicht recht gehört — den Assessor Brandon meinst Du? —

Rosa nickte bejahend mit dem Haupte.

Und Du hast ihn freiwillig gewählt?

Ja, versetzte Rosa.

Kind, Kind, rief der alte Mann — dann bist Du blind gewesen, dann hast Du übereilt gehandelt, dann um Gotteswillen besinne Dich, da es noch Zeit ist.

Es ist zu spät, Väterchen, versetzte Rosa, und bedeckte ihr Antlitz mit ihren Händen.

Es ist nicht zu spät, rief da plötzlich eine tiefe Stimme, und der Hauptmann trat ins Zimmer. Komm Töchterchen, sagte er, setze Dich hier neben uns, neben zweien Deiner Pathen. Ich werde unserm lieben Freunde die Geschichte erzählen, die Geschichte von unserer Thorheit, und wie viel Leid wir Dir zugefügt, und wie heldenmüthig Du es ertragen hast, und welche Narren wir alle drei, Meyer, der Assessor und ich gewesen sind — und wie uns Beiden außer dem Assessor die Augen geöffnet worden sind, und wie der Letztere noch immer eigensinnig darauf beharrt, Dich unglücklich zu machen mit seiner Liebe. Aber tröste Dich, tröste Dich, meine Rosa, ich werde Dir alle meine Sünden und Thorheiten unverhohlen beichten, und Du wirst einsehen, daß es nimmer geschehen darf, daß Du einem Deiner Pathen ganz zu eigen werdest und Du wirst das letzte Wort auszusprechen vermögen, ja, Du wirst stark genug dazu sein, es offen zu bekennen: Du könnest den Assessor, so gut Du ihm als Deinem Pathen auch bist, nicht freien, ohne unglücklich zu werden.

Und nun begann der Hauptmann die Geschichte ihrer Kämpfe zu erzählen, er verschwieg nichts, nichts von sich, nichts von den Anderen. Er gab sich durchaus keine Mühe, irgend eine seiner Handlungen zu beschönigen, desto mehr aber lobte er den biederen und edelmüthigen Sinn Meyers und war großherzig genug zu gestehen, daß dieser der Einzige sei, der es verdient habe, den Preis des Kampfes zu erringen.

Mit dem gespanntesten Interesse hörte der Greis des Hauptmanns Erzählung an, den einzigen Commentar, den er dazu gab, bestand in

einem erstaunungsvollen Kopfschütteln. Rosa saß versunken in Gedanken da, ihre Augen füllten sich mit Thränen, es war ihr, als höre sie ein Märchen, in welchem eine ganz Andere als sie die Hauptrolle spielte, aus ihrer Seele stieg wirklich die sonderbare Frage auf, was sie thun würde, wenn sie an jenes Mädchens Stelle wäre, von dem der Hauptmann sprach.

Ja, was sie thun würde? —

Und in diesem Momente war es — wo Rosa mehr als je es inne wurde, das sich der Gott der Liebe in des Weibes reinem Herzen einen heiligen Altar errichtet habe, auf dem es größere Opfer darzubringen vermöge, als der edelste Mann. Sie hatte sich gefragt was sie thun würde und sie hatte die Antwort für sich selbst gefunden. Ihr Entschluß stand unerschütterlich fest. Ja, sie wollte den Assessor bitten, auf ihre Hand zu verzichten, und diese Hand wollte sie frei behalten, auf daß sie in Liebe frei und ungebunden walten könne, wie Gottes Herz frei und ungebunden waltet, wie Gottes Liebe waltet. Es war eine Vermessenheit für ein menschliches Herz dieser Gedanke. Aber nur eine erhabene Seele ist fähig ihm ihr Leben ganz zu weihen, und ihn lebendig zu machen, so weit ein Menschenherz reicht, so weit es die Welt zu umfassen vermag.

O, wie verklärt empfing Rosa jetzt den biedern Meyer und den wackern Stawinski, als sie jetzt leise und ruhig eintraten, so daß der Greis sie nicht bemerkte. Als dieser aber Küsse rauschen hörte, die Meyer seinem wiedergefundenen Kinde zärtlich und herzlich auf die jungfräuliche Wange drückte, und sich dann erhob und Freund Meyer erkannte und dieser tiefbewegt den wackern Greis an die Brust drückte und der Name Meinhold über seine Lippen zitterte, da wandte sich Rosa mit zitternder Stimme an Stawinski und fragte ihn, ob der Assessor nicht mitgekommen?

Er hat mir dieses für Sie gegeben, sagte Stawinski und überreichte dem Mädchen ein versiegeltes Couvert.

Rosa erbrach es. Das Erste was ihr in die Augen fiel war ein Briefchen. Es enthielt folgende Worte:

Du liebst mich nicht, Du konntest mich nicht lieben — wie ich Dich liebe. — Ich war ein großer Thor. Sei frei! — Du bist nicht mehr meine Braut. Wähle, wen Du willst. Du hast im Voraus meinen Seegen, dem ich beifolgendes Brautgeschenk hinzufüge. Noch einmal, sei frei und mögest Du stets so glücklich sein, wie es innig für Dich erfleht

Brandon.

Er wird also nicht kommen, sagte Rosa, als sie dieses Schreiben gelesen hat. Nun wohlan, wir gehen zu ihm.

Vom Assessor? fragte der Hauptmann, indem er an das Mädchen herantrat.

Rosa übergab ihm den Brief, den der Hauptmann schnell überflog.

Hallelujah! rief er, den Brief in die Höhe haltend und auf Rosas Stirn einen glühenden Kuß drückend. Sie hat überwunden, unser Töchterchen, auch der Assessor ist zurückgetreten. Nun aber wollen wir uns von einer ähnlichen Blamage gründlich schützen. Herr Stawinski, geben Sie mir mal Ihre Hand, und Du Rosa, ebenfalls Dein Pätschchen. —

Stawinski und Rosa sahen den Hauptmann verlegen an, Meinhold und Meyer aber nickten sehr zufrieden dem Hauptmanne ihre Beistimmung zu.

Na, wollt Ihr gleich! rief der Hauptmann. Hier an diesen Sarg tretet her. Da könnt ihr Eure Herzen innerlich für Euch ausschütten. Ihr habt Euch über einem Sarge ewige Freundschaft gelobt, gelobt Euch jetzt über einem Sarge ewige Liebe.

Ich gelobe sie! sagte Rosa, legte die Hand auf's Herz und erfaßte Stawinskis Hand — niemals werde ich einem Manne mehr angehören als Ihnen, Stawinski.

Stawinski führte bebend Rosas Hand an seine Lippen.

Und die Hochzeit ist? fragte Meinhold, indem er sich behäbig die Hände rieb.

Wird niemals sein, versetzte Rosa. — Unsere Liebe ist groß geworden in der Weihe der Entsagung, sie soll leben und sterben in ihr.

Und Rosa hob die Hande in die Höhe wie zum Schwur.

Die drei Freunde blickten sich überrascht einander an.

Meine lieben Pathen, fuhr Rosa fort, unser Freund Stawinski versteht mich und ist zufrieden mit mir. Wir werden gewiß so recht glücklich sein. Wir wollen mit einander leben in Freundschaft und Liebe. Sie sind was Sie immer waren, meine lieben Pathen, und Stawinski ist mein theurer Bruder. Und wenn wir alle unsere Herzen, als den besten Schatz, den wir besitzen, zusammenlegen und gemeinsam für das Wohl unserer Nächsten streben, wenn wir all den edlen Egoismus, den wir besitzen, der Menschheit und der Nächstenliebe zum Opfer bringen, da werden wir es bald finden: daß nur der wahrhaft fähig ist, Andere ganz zu beglücken, der für sich selbst zu leben aufgehört.

Amen! sagte Meyer, das war ein wahres, ein großes Wort.

Amen! sagte Stawinski und preßte die Hand auf sein stürmisch pochendes Herz.

Meinhold schüttelte ernst das Haupt.

Ich sage auch Amen, sagte er, aber nicht Sela, Kinderchen. Ich sehe nicht ein, warum sich Rosa einem fortgesetzten Märtyrerthum unterwerfen will? — Wenn sie unsern jungen Freund liebt — und sie liebt ihn, das weiß ich — warum nicht durch den Priester segnen lassen, warum nicht sein Weib werden? Wie — will Rosa ferner noch etwa auf uns alte Burschen Rücksicht nehmen? — Ist es nicht genug, wenn wir die Aussicht haben, zu Großvätern zu avanciren und Enkelchen auf dem Schooß zu wiegen? — Also Hochzeit gemacht, meine Kinder, werdet mir um Gotteswillen keine Idealisten und Träumer, wie ich dereinst einer war. Immer hübsch praktisch, und dabei gut und brav, und die wahre ächte Liebe nicht verschmäht, und die Narren nicht geschont, sondern ausgelacht und wären wir's selbst. Ein Küßchen, und was noch sonst für einen Vater oder Großvater sich schicken mag, wird uns unser junger Freund nicht mißgönnen, im Uebrigen wird er Rosas Gatte und wir behaupten wie bisher die Rechte von Pathen, Vätern, Großvätern. Ich denke, da ist Jedem seine Grenze angewiesen, innerhalb welcher reiche Liebe gewährt und empfangen werden darf. Was meinen Sie, lieber Hauptmann? —

Sie sprechen mir aus der Seele, Freund Meinhold. Es muß die Sache entschieden werden, die streitige Grenze muß endlich abgesteckt werden. sonst ist der Frieden nicht gesichert. Ich stimme für die Hochzeit.

Und ich ebenfalls von ganzem Herzen und von ganzer Seele, sagte Meyer, doch ich glaube, wir thun erst hier unsere Pflicht und lassen den jungen Leuten Zeit, sich über ihr gegenseitiges Ziel auszusprechen und zu verständigen.

Und mit diesen Worten trat Meyer an den Sarg und hob den Deckel in die Höhe. Ich habe ihn so oft gewünscht zu sehen, sagte er, und ich war einige Zeit so glücklich, in dem Glauben, ihn gefunden zu haben. —

Rosa weiß es, sagte der Hauptmann, ich habe ihr eine Generalbeichte abgelegt.

O, wie konnte ich mich so plump belügen und täuschen lassen, fuhr Meyer, in den Anblick der Leiche versenkt, fort. Er hat sehr gefehlt, er hat ein großes, entsetzliches Unrecht an Frau und Kind begangen, aber es liegt trotz dem Geist und Herz in diesen Zügen. Möge Gott,

der sicherlich kein Gott der Rache und finsteren Vergeltung ist, Ruhe und Frieden seiner heimgegangenen Seele schenken! —

Mit diesen Worten ließ Meyer den Deckel wieder sinken. Es kam gerade der Leichenwagen, welcher die Leiche auf den Begräbnißplatz bringen sollte. Ein einfacher Bauernwagen, den jedoch der Hauptmann mit schwarzen Decken, die er in der Stadt gekauft, hatte behängen lassen. Und so wurde er, von der kleinen Gesellschaft gefolgt, auf den Kirchhof gebracht. Dort lagen, wie zu alten Zeiten, und wie es auf den Dörfern noch gewöhnlich ist, die Todten um die Kirche geschaart — gewiß eine der schöneren Sitten, welche der Civilisation zum Opfer gefallen. Das Grab empfing seinen Todten — und wieder war ein Blatt am großen Baume des Lebens abgeschüttelt, eine Hand voll Staub dem Staube zugesellt.

Noch am selben Tage fuhren Rosa und ihre Freunde nach Berlin zurück.

Neuntes Kapitel.

Er will die Welt vergessen!

Assessor Brandon ging in seinem Zimmer tiefsinnig auf und ab. Dann und wann trat er an den Schreibtisch und schrieb eine Notiz in ein großes Buch, welches aufgeschlagen auf demselben lag. Die tiefste Ruhe herrschte rings um ihn her. Es war schon spät am Abende.

Drei Viertel auf zehn, sagte er, indem er auf die große Wanduhr sah, noch neun Viertel Stunden, — dann werde ich wieder sein, was ich dereinst gewesen — ungeboren, weniger als ein Kind, weniger als das Gewürm, das sich an mir sättigen wird.

Hamlet, thörichter Grübler über Sein und Nichtsein! — Kindischer Zweifler an des Grabes Leere, — vollkommen ist nur der Tod! —

Ich werde die Welt vergessen! — Süßes Nichtsempfinden, aufgelöst im All — schmerzlos — weheleos, das ist der Tod, vor dem die Menschen zittern, das ist die Ewigkeit, die sie paradiesisch schmücken — o —

als wäre es nicht genug, einzuschlummern mit dem Gedanken — ich kann die Welt vergessen! —

Und der Assessor stellte ein polirtes Kästchen auf den Tisch, er öffnete es, ließ den Deckel aber zusammenfahrend wieder sinken. Denn er hörte es klingeln und horchte der Stimme seiner Wirthschafterin, die sehr laut sprach.

Endlich trat sie zu ihm ein und meldete ihm, daß ihn drei Herren zu sprechen wünschten und sich durchaus nicht abweisen lassen wollten. Die Beiden seien ihr bekannt — der Hauptmann von Jachmann und Herr Meyer.

Sie mögen eintreten, sagte der Assessor, und setzte rasch das polirte Kästchen fort. Diese Störenfriede, sagte er dann leise, gönnen mir die letzte Stunde nicht. Wir haben mit einander abgeschlossen. Was wollen sie noch? —

Mein lieber Brandon, rief Meyer jetzt eintretend, wir kommen spät, aber wir konnten es nicht über uns gewinnen, die Nacht vorüber gehen zu lassen, ohne Ihnen unsern herzlichen Dank für Ihren Edelmuth abzustatten. Rosa läßt Sie herzlich grüßen und es ist ihr innigster Wunsch, Sie Morgen zu sehen und mit Ihnen zu sprechen. Wir sind nicht längst von Dresden angelangt. Und da steht ein alter, guter Bekannter, der ebenfalls vor Begierde brennt, Sie noch heute zu sehen.

Mit diesen Worten deutete Meyer auf den alten Meinhold, der in einen Mantel gehüllt im Hintergrunde des Zimmers stand, und den Assessor voll Interesse betrachtete.

Ach — Meinhold! rief der Assessor, der erst jetzt diesen Dritten bemerkte, ich habe schon gehört, daß Sie aus dem Grabe wieder auferstanden sind. — O, Sie närrischer Mensch, wurde es Ihnen so schwer, die Welt zu vergessen? —

Es ist allerdings ein saures Stück Arbeit, versetzte Meinhold, nachdem er den Assessor mit Innigkeit umarmt hatte, die Welt zu vergessen, in welcher man grau geworden ist und Freunde gefunden hat, die noch darin zurückgeblieben.

Und Sie wollen sich diesen Freunden wieder zugesellen, fiel der Assessor ein. Ich bitte, ich bin nicht mit bei der Partie. Ich danke recht sehr. Ich habe mich einmal von Ihnen zu so schlimmen Thorheiten verleiten lassen. Oder wollen Sie noch einmal daran gehen, und uns wieder eine solche gefährliche Erbschaft hinterlassen?

Wie Sie wieder argwöhnisch sind! versetzte Meinhold. Ich bin ja

nur wieder gekommen, um diesen Erbschaftsstreit zu schlichten, lieber Freund.

Die Todten sind aus dem Besitz gesetzt, den Todten gehört nicht einmal ihr eigener Staub, entgegnete der Assessor, nicht in Ihrer Macht steht es, diesen Streit zu schlichten. Das war und ist Sache Ihrer Erben. Und wir sind fertig.

Nein, sagte Meinhold, das ist eine schlechte Abrechnung unter Freunden. Sie scheinen mich auch jetzt noch den Todten zuzuzählen, Brandon, aber ich werde die Rechte eines Lebenden geltend machen, und ich lasse mich nicht so kalt zurückweisen, wo mich Banden der Freundschaft fesseln. Ja, ich merke wohl, Ihnen hat dieser unselige Kampf das Herz gekostet. Sie wollen nichts mehr von der Welt, von der Freundschaft — nichts mehr von der Liebe wissen. Ich habe es immer gesagt, Sie sind ein Egoist, mein lieber Freund, wenn auch der bessern Art. Sie wollen Alles für sich behalten, die Freude und den Schmerz des Lebens. Auch nicht den kleinsten Abfall von Ihren Leiden und Ihrem Glücke gönnen Sie den Freunden aufzuheben, und ungenügsam sind Sie dazu. Das Blümlein an dem Wege haben Sie niemals geachtet. Das Bescheidene haben Sie selten der Aufmerksamkeit gewürdigt, — es mußte immer etwas Bedeutsames sein, bei dem Sie verweilen sollten. Und wenn Ihnen etwas wehe thun soll, da muß es ein recht großer Schmerz sein. Nun, ich glaube, Sie haben es so weit getrieben, bis Sie es durchgesetzt. Sie haben sich mit Gewalt verliebt, Sie böser Spötter. Sie Verächter aller Zärtlichkeit, ja, ich behaupte es vor Gott und aller Welt, Sie haben sich mit Gewalt verliebt, um einmal recht, recht tief des Kummers Stachel in die Brust zu drücken — und nun kommen Sie, und machen mich todten, längst vergessenen Mann für seine Hinterlassenschaft verantwortlich, die er Ihnen doch nicht zum Kummer, sondern zur Freude hinterlassen! Sehen Sie — solche Thorheit sind Sie aus purem Egoismus im Stande zu begehen, und Sie wollen mir, Ihrem Freunde, stolz den Rücken kehren, als wäre es eine Heldenthat — die Welt zu vergessen.

Meinhold hatte so ernst, mit solchem Eifer und solcher Würde gesprochen, daß ihn Meyer mit unendlichem Wohlgefallen betrachtete, während der Hauptmann beistimmend in sich hinein brummte. Aber der Assessor kalt, stolz, ruhig, seine Gefühle mitten im heftigsten Sturme, wie immer, beherrschend, sagte gelassen:

Morgen sollen Sie auf Ihre Rede Antwort haben.

Und noch Eins, fuhr Meinhold fort, Sie haben dem Mädchen ihr Wort zurück gegeben, aber Rosa will von ihrer Freiheit nur einen bedingten Gebrauch machen. Sie hat sich selbst angelobt — als Jungfrau zu sterben. Wir drei haben bereits dagegen protestirt, weil wir wissen und überzeugt sind, und weil sie selbst kein Hehl mehr daraus macht, daß sie den biedern Stawinski liebt. Wir bitten Sie, mit uns dahin zu wirken, daß sie ihre weibliche Bestimmung erfülle, und den Bund der Liebe, zu welchem ihr Herz sie hindrängt, unter dem Segen des Priesters schließe.

Ich habe Rosa frei gemacht, entgegnete der Assessor, ich habe auf Ihre Hand Verzicht geleistet — ich habe es ihr anheimgestellt, zu freien, wen sie liebt. Bringen Sie ihr nochmals meinen herzlichsten, innigsten Gruß, meine Glückwünsche — meine Zustimmung zu diesem Bunde — mein Lebewohl.

Ihr Lebewohl? riefen Meinhold und Meyer zugleich und blickten forschend in des Assessors Antlitz, das von seiner Todtenblässe ein weniges verloren hatte.

Mein Lebewohl! — Ich werde sie nimmer wiedersehen.

Böser Mensch, rief Meinhold, wie teuflisch Sie sich zu quälen verstehen. Aber Sie werden sich schon besinnen. Wir acceptiren Ihr Lebewohl nicht, wir werden kommen und wieder kommen und nicht eher aufhören, Sie zu bestürmen, bis Sie andern Sinnes geworden, und wieder, wie ehemals, mit an unserm Junggesellentische sitzen. O, ich habe Ihnen eine Menge Geschichtchen zu erzählen, die ich, während der Zeit, die Sie mich hier aus dem Adreßkalender der Lebendigen gestrichen hatten, erlebt habe. Und da werden Sie mal wieder ungläubige Gesichter machen und viel über mich spotten, aber es wird Ihnen Alles nichts helfen — erlasse Ihnen kein Jota davon — denn es steht Alles in den Acten.

Nun, so schreiben Sie noch unsere seltsame Geschichte hinzu, versetzte der Assessor, sie ist des Aufschreibens werth — und vielleicht, daß ich selbst einmal davon Gebrauch machen kann. Denn wenn mich der liebe Gott, dort oben, oder dort unten — wer weiß, wo es geschehen mag, nach meinem Leben und meinen Thaten fragen und Rechenschaft verlangen wird, dann werde ich ihm sagen: Freund Meinhold weiß das besser als ich, denn es steht in seinen Acten.

Noch immer derselbe Spötter! drohete Meinhold, aber Sie sollen jetzt anders werden, ich lege mich darauf, Sie zu bessern, und ich glaube wohl, daß Sie gegen mich etwas gläubiger sein sollten, als früher,

denn — was nicht in meinen und in Ihren Acten steht, davon weiß mein erbleichtes Haar zu erzählen. Leben Sie wohl — auf Wiedersehen, Freund.

Und Meinhold reichte dem Assessor die Hand zum Abschiede. Der Assessor sah dem alten Manne lange in's abgehärmte und bewegte Antlitz. Seine Züge verloren allgemach ihre eisige Ruhe, er sprach keine Sylbe mehr, vielleicht hätte auch seine Stimme gezittert, dann gab er den Andern die Hand, die ihn wehmuthsvoll anblickten. Als er dem Hauptmann die Hand reichte, schien Brandou wieder ganz der Alte zu sein und er sagte ruhig und kühl:

Den Theil Ihres Vermögens, um welchen Sie Schnahse betrogen hat, das heißt, welcher direct in seine Tasche geflossen ist, erhalten Sie aus seinem Nachlasse zurück. Ihre Sache ist entschieden und steht unzweifelhaft fest.

Mit diesen Worten entließ er die Freunde, welche er bis an die Hausthüre begleitete, dann trat er rasch zurück, als wollte er es vermeiden, noch einmal von ihnen Abschied zu nehmen. Die Uhr schlug gerade elf.

Nach einer Weile öffnete er das Fenster. Noch konnte er die drei Freunde sehen, sie gingen Arm in Arm. Der Himmel hatte sich aufgeklärt, einer seiner Sterndemanten nach dem andern begann aufzublitzen. Die Straßen waren öde, die Häuser dunkel — die Menschen drinnen hatten die Welt vrrgessen.

Brandon schloß das Fenster wieder. Er trat an den Schreibtisch und ordnete noch einmal seine Papiere, besah die Siegel der verschiedenen Packete, überlas einen Brief, welcher offen auf dem Tische lag. Es war nur wenige Minuten vor zwölf. Er nahm das polirte blanke Kästchen und öffnete es. Eine Pistole erglänzte in seiner Hand. Er setzte sich nieder auf seinen Lehnstuhl. Jetzt schlug es zwölf. Brandon setzte den Lauf der Pistole in den Mund, eine unmerkliche Bewegung — ein Blitzen, ein Zucken — nieder sank er und er hatte die Welt vergessen!

Zehntes Kapitel.

Das Waisenhaus.

Wir sind am Ende. Das Geschick der Helden unsers Buches hat sich erfüllt. Was wäre es, was wir noch hinzuzufügen hätten? —

Wir könnten noch die Sensation beschreiben, die der Tod des Assessors bei seinen Bekannten und Freunden hervorrief, und wie verschiedene und seltsame Motive man seiner entsetzlichen That unterschob. Wer allein die Wahrheit ahnete und wußte, brauchen wir wohl kaum zu erwähnen.

Die Freunde kamen darin überein, alle mögliche Vorsorge zu treffen, damit Rosa nichts von den wahren Umständen des Todes ihres Pathen erfahren sollte. Man sagte ihr, er sei vom Schlage getroffen worden. Dennoch wurde Rosa sehr betrübt und nachdenklich, sie schien die Ursache seines Todes zu ahnen, und dies bestärkte sie in ihrem Vorsatze, keine eheliche Verbindung einzugehen.

Die Freunde drängten nicht in sie. Man wollte erst einige Zeit vorübergehen lassen, man hoffte, daß Rosa dann ihren Entschluß ändern würde. Aber man täuschte sich, Rosa hatte entsagt — sie blieb fest und entschieden.

Von dem Vermögen, welches ihr der Assessor hinterlassen hatte, gründete sie im Verein mit Stawinski eine Erziehungsanstalt für Kinder aus den bessern Ständen, welche entweder beide Eltern oder den Vater verloren hatten, ein Waisenhaus, welches eine große Lücke in den Institutionen der Gegenwart ausfüllte. Nie ist eine Anstalt auf humaneren Grundsätzen basirt gewesen, niemals hat ein menschliches Herz mehr raffinirt in dem Ersatz verlorener Liebe. In dem Statut, welches Rosa selbst entwarf, standen unter Anderen die Worte:

> Womit die Welt am meisten kargt, was sie am schwersten giebt, und was den Kindern zur Veredlung nothwendig ist, wie den Pflanzen die Feuchtigkeit — zärtliche Liebe, das ist, was in dieser Anstalt den unglücklichen Waisen, welche hier Zuflucht suchen, im vollsten Maße zu Theil werden soll. Und Ihr möget es wissen, die Ihr den heiligen Beruf der Erziehung gewählt und Euch Lehrer und Lehrerinnen nennt, daß in dieser Anstalt nur Menschen thätig sein sollen, welche Welt- und Menschenkenntniß besitzen, deren Charakter gestählt ist im Sturme des Lebens, und die es erkannt und gefun-

den haben, was dem kleinmüthigen, gedrückten und verzagten Herzen am wohlsten thut. Hier sollen nicht lehren, die noch zu jung an Jahren sind, hier sollen nicht lehren, die nicht selbst verwaist waren, hier sollen nicht lehren, die nicht Gott selbst zu diesem heiligen Amte berufen und mit Menschenfreundlichkeit und Biedersinn reich ausgestattet hat. Wer hier lehren will, muß seine Feinde lieben können, und es als die schönste That betrachten, ein Menschenherz von dem Drucke zu erlösen, den ihm das Geschick aufgelegt. Wer hier lehren will, muß ein Wesen besserer und höherer Art sein, und nur wer das in Wahrheit von sich sagen kann — melde sich zum heiligen Werke der Waisenerziehung.

So wurde diese Anstalt vor Allem reich ausgestattet mit Liebe. Rosa war eine vestalische Jungfrau anderer Art. Den geweihten Altar, den sie bewachte, die heilige Flamme, die sie nimmer ausgehen ließ, war das Gebot, welches die erhabenste Lehre göttlicher Menschen aller Zeiten war:

Ihr sollt Euch lieben wie Kinder eines Vaters!

Lehrer und Lehrerinnen, Eltern, Vormünder, Erzieher solltet Ihr an Eure Herzen greifend, irgend eine Empfindung, eine Eigenschaft entdecken, die Euch unfähig macht zu dem heiligen Werke der Pflicht und des Berufes, tretet in den schönsten Tempel, welchen Liebe und Gottesfurcht erbaut, in das Haus, welches Rosa mit Hülfe ihrer Freunde aufgerichtet, und lernet, wie viel geistige Armuth und klägliche Beschränktheit abgelegt werden, wie viel Hochmuth und Aufgeblasenheit, wie viel Dünkel und Verkehrtheit, wie viel Rohheit und Lieblosigkeit beseitigt werden muß, ehe ihr in Wahrheit von Euch sagen dürft:

Ihr seid Erzieher, Ihr pflanzet den Geist fort, der die Welt beseelt.

Und wenn Ihr irgend etwas an dieser Geschichte nicht glaublich findet, dann besucht die Tischgesellschaft unserer Pickwickier. Ihr werdet da wieder vier Männer finden, die behäbig und freundschaftlich neben einander sitzen, Meyer, der Hauptmann, Meinhold und Stawinski. Sie sprechen von vergangenen Zeiten, von unserer Geschichte. Meinhold hat sie Wort für Wort aufgezeichnet und er würde sehr böse werden, wollte man den geringsten Zweifel daran gegen ihn laut werden lassen — denn es steht in den Acten!

Nachschrift.

Der Autor kann sich von seinen Lesern nicht trennen, ohne ihnen auch über diejenigen Personen einige Mittheilungen in Bezug auf ihr ferneres Schicksal zu machen, welche eine untergeordnete Rolle in unserm nunmehr geschlossenen Buche spielten.

Von Meister Brese erwähnen wir, daß er seine Wette, in Bezug auf die Gumpel, wirklich gewonnen hat, denn er heirathete sie sehr bald, und er war so glücklich mit ihr, wie es nur ein Wesen sein kann, das den amerikanischen Nähmaschinen durchaus nicht den Rang zuerkennen will, welches die Schneider seit so vielen Jahrtausenden in der menschlichen Gesellschaft einnehmen.

Seine Hauptbeschäftigung in den Mußestunden war, die geborene Gumpel und verehelichte Brese mit den Charakteren, der Vergangenheit und den Aussichten der Schuldner bekannt zu machen, die in seinem Buche verzeichnet waren, und wir können es fernerhin nicht unerwähnt lassen, daß der Meister in den vier und zwanzig Stunden nach der Hochzeit bereits ein halbes Hundert Wetten mit seiner jungen Frau abgeschlossen hatte, daß der dermaleins ganz gewiß zu erwartende Sprößling, natürlich ein höllischer Junge, der erste Schneidermeister des Jahrhunderts werden würde. Madame Brese hatte hiergegen nichts einzuwenden und wandte auch wirklich nichts ein, sondern sah den Lehrburschen Wilhelm Kirschgrün mit einem ganz kirschrothen Gesichte an und lächelte in ihr schneeweißes Taschentuch hinein, welches sie sich eigends zur Hochzeit angefertigt hatte.

Im übrigen liebte sie ihren Mann und gewährte ihm alle seine Wünsche, welche selten über eine saure Gurke, oder einen Sechserkuhkäse, oder einen kleinen Kümmel, oder eine Weiße, oder einen Häring, oder endlich einen Kuß hinausgingen, opferwillig und zuvorkommend.

Auch Wilhelm hatte gegen seine neue Meisterin eigentlich nichts auszusetzen. Er meinte zwar, die Stullen seien manchmal nicht ganz so groß, wie an jenem unvergeßlichen Abende, an welchem sein Herr eine so verwegene Wette, die er nun richtig gewonnen hatte, einging, aber er konnte auch andererseits nicht leugnen, daß sie niemals vergaß, seinen Kaffee mit Syrop zu süßen, eine Gourmandise, welche ihm bei seines Meisters unverehelichten Zeiten völlig unbekannt geblieben war.

Im Ganzen vertrug er sich sehr gut mit dem Ehestande seines Meisters und er meinte auch, daß er fast darauf wetten möchte, daß er auch einmal freien würde, natürlich könne er noch nicht sagen, fügte er vorsichtig hinzu, ob es eine magnetische Ehe oder eine standesmäßige Heirath werden würde.

Einem andern Pärchen ging es nicht ganz so gut, wie den Eheleuten Brese. Hannens alte Tante Pottheimer war nämlich freundschaftlich genug, um ein ganzes Jahr früher zu sterben, als Jakob und Hanne eigentlich berechnet hatten, und sie etablirten nun einen Victualienkeller und ließen sich priesterlich einsegnen. Das junge Paar liebte sich nun zwar genügend für das gewöhnliche Leben, aber Hanne hatte große Anlagen eine Baldrian I. en miniatur zu werden, was sich Jakob jedoch nicht gefallen lassen wollte. Wenn Du mich auch bisher von meiner zärtlichen Seite hast kennen gelernt, pflegte er zu sagen, so mußt Du doch wissen, daß ich auch sehr eklig werden kann, sehr, also störe den häuslichen Frieden nicht durch Eingriffe in meine Rechte. Von diesen kleinen Zwistigkeiten abgesehen, welche durch ein paar Püffe und einige Verletzungen, die ohne Chirurg heilten, sehr bald ausgeglichen wurden, lebten Jakob und Hanne ganz vergnüglich und sorgenlos, und Jakob machte sich große Hoffnungen, es bis zum Hausbesitzer und Rentier zu bringen. Mit Kindern wurde ihre Ehe nicht gesegnet, wofür sich das Paar mit den vielen Schuhen tröstete, welche andere kinderbegabte Eheleute kaufen müßten, und endlich meinte Jakob, es wäre noch Zeit genug, wenn er als Rentier und Hauseigenthümer Vater würde. Allerdings könne er wohl sagen, möchte er nicht, daß sein altes Geschlecht, das sogar einen Stammbaum habe, mit ihm aussterben sollte. Ob Hanne mit ihm in diesem Punkte völlig einverstanden war, wissen wir nicht, aber so viel steht fest, daß sie oftmals sagte, sie danke und preise ihren Gott, daß sie nicht ein so entsetzliches Kindergeschrei um sich hören müsse, wie die Nachbarin im Gemüsekeller, und daß sie, wenn sie einmal Hausbesitzerin werden sollte, ganz gewiß nie zugeben würde, daß ihr Mann Familien mit Kindern einnehme.

Nun ein Wort von Madame Bremer. Sie kam, denn der Assessor hielt gewissenhaft sein Wort, sehr gut davon. Ihr Ruf blieb ungetrübt, und sie gab auch ihre Restauration nicht auf. Jedoch konnte sie deren gänzlichen Verfall nicht hindern, ihre Erwerbsquellen begannen zu stocken und sie versank in Armuth, lebte aber zu ihrem Unglücke noch lange. Wohl keiner von ihren ehemaligen Kunden mag eine Ahnung davon gehabt haben, wenn er zuweilen eine alte, zerlumpte Bettlerin in den Straßen dahin schleichen sah, — daß diese die ehemals so elegante und feine Frau war. Sie starb im Hospitale, ein altes, gekrümmtes, vertrocknetes Mütterchen. Sie hinterließ nichts als einen zerbrochenen Krug mit dem Ueberrest einer ordinären Schminke, deren sie sich noch bis zu ihrem Tode bedient hatte.

Grunow endlich absolvirte seine Studien und wurde ein wackerer Jurist, der allen Teufeln dieser Welt keck und dreist zu Leibe gehen wollte. Leider aber erkannte er bald, daß es der Teufel zu viele gab, und daß sie in der Regel gar keinen Leib hatten, dem sich beikommen ließ, und daß die Teufelei überhaupt eine von den Ingredienzen dieser Welt wäre, welcher das Leben so wenig, wie die Speise des Salzes, und die athmensfähige Luft des Stickstoffes, entbehren könne.

Von dem Frauenverein zur Veredlung der Seele und des Herzens, wissen wir nur äußerst wenig anzuführen, dieser Verein scheint sich nämlich aus Mangel an Seelen und Herzen aufgelöst zu haben. Die letzte Handlung, welche er als Verein beging, war ein Besuch bei Kroll zur genauern Besichtigung der Zulukaffern. Es wurde zuvor drei Stunden lang darüber debattirt, ob es nicht anständiger gewesen wäre, wenn die Zulukaffern in einem völlig dunkeln Lokale ausgestellt und man das Publikum nur durch die Tastsinne zu dieser Anschauung des idealen Wildlebens zugelassen hätte. Namentlich stellte Fräulein Hammerbein diese Behauptung auf. Die Meinungen waren jedoch sehr getheilt, und die Majorität setzte es durch, daß der Verein ein feierliches Anathema über diese Kaffern ausrief. Nicht destoweniger begegneten sich noch am selben Abende sämmtliche Mitglieder in dem kleinen Zirkel, welcher die Kaffern so hartnäckig umschloß, daß die armen Teufel nicht heraus konnten. Die Damen waren unermüdlich, sie zu betasten und Fräulein Hammerbein erklärte am andern Tage ganz offen, sie sei gerührt von dieser großartigen Naturseltenheit, von dieser Weichheit eines Felles, dem sie selbst ihren so kostbaren Muffen unbedingt den Vorzug einräumen

müsse, und sie könne dem Verein nur rathen, die Zulukaffern einem tieferen Studium zu unterwerfen.

Der Verein stimmte dem bei, besuchte allabendlich die Kaffern, gerieth aber später bei der Frage ob die braune oder die weiße Hautfarbe menschlicher wäre, in einen solchen Zwiespalt, daß seine Selbstauflösung erfolgte.

Uebrigens bewahrt die geborene Hummel, verehelichte Baldrian noch heute das Symbol als eine kostbare Reliquie aus der Zeit der Blüthe des leider zu früh entschlafenen Frauenvereins.

Druck von G. Bernstein in Berlin, Mauerstraße 53.